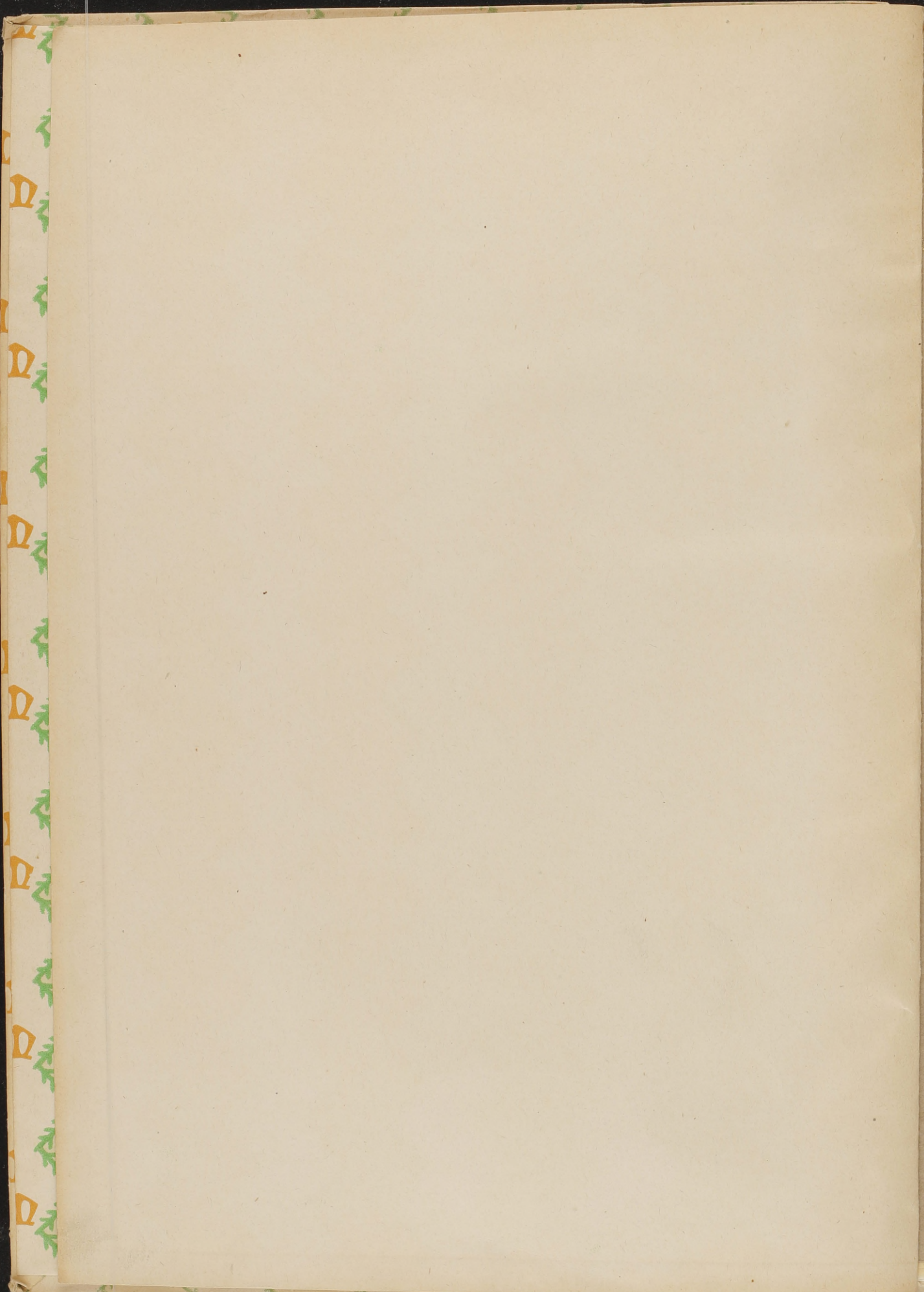


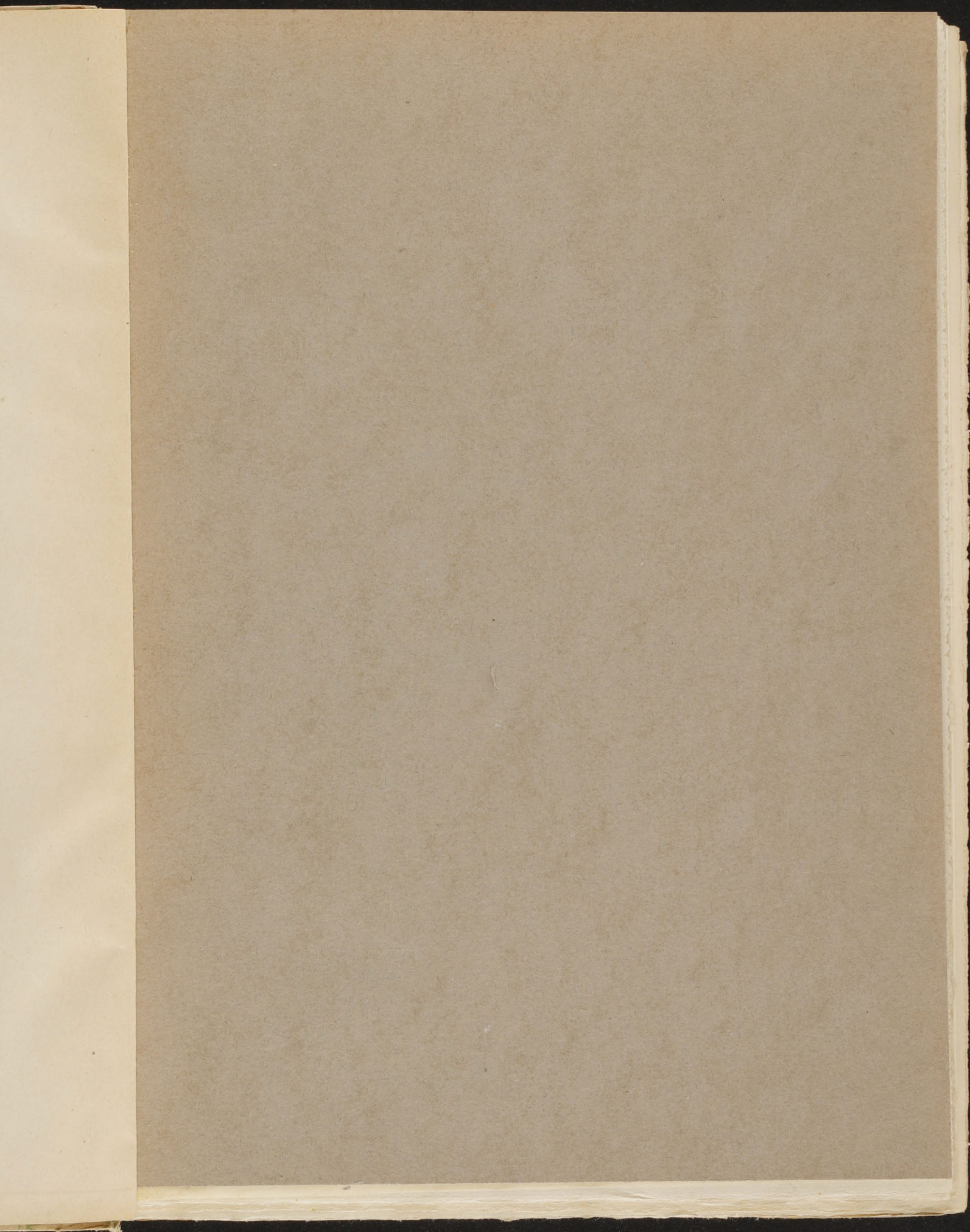
55270 N 10

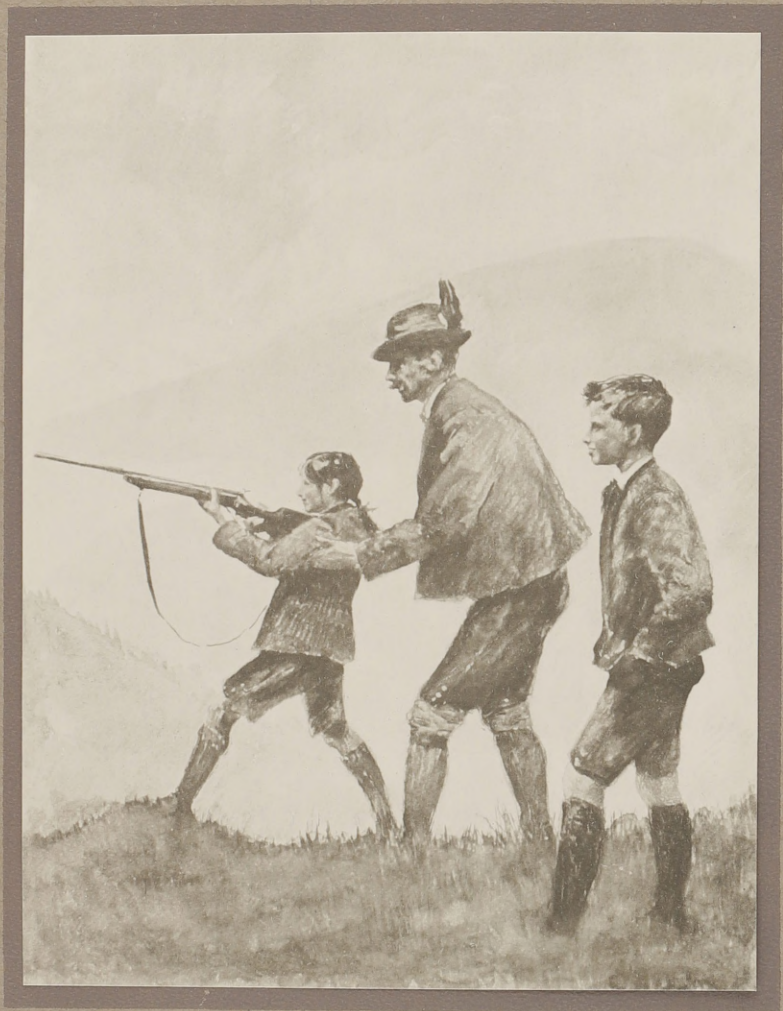












Zrattenbach.



55 270 N:10

5.9.2016

Dieses Buch wurde im Frühjahr 1918  
im Auftrag Stephan Mautners gedruckt  
in der Offizin Waldheim-Eberle A. G.  
in Wien. Die Pichtdrucke stammen aus der  
Reproduktionsanstalt Max Jaffé in Wien.

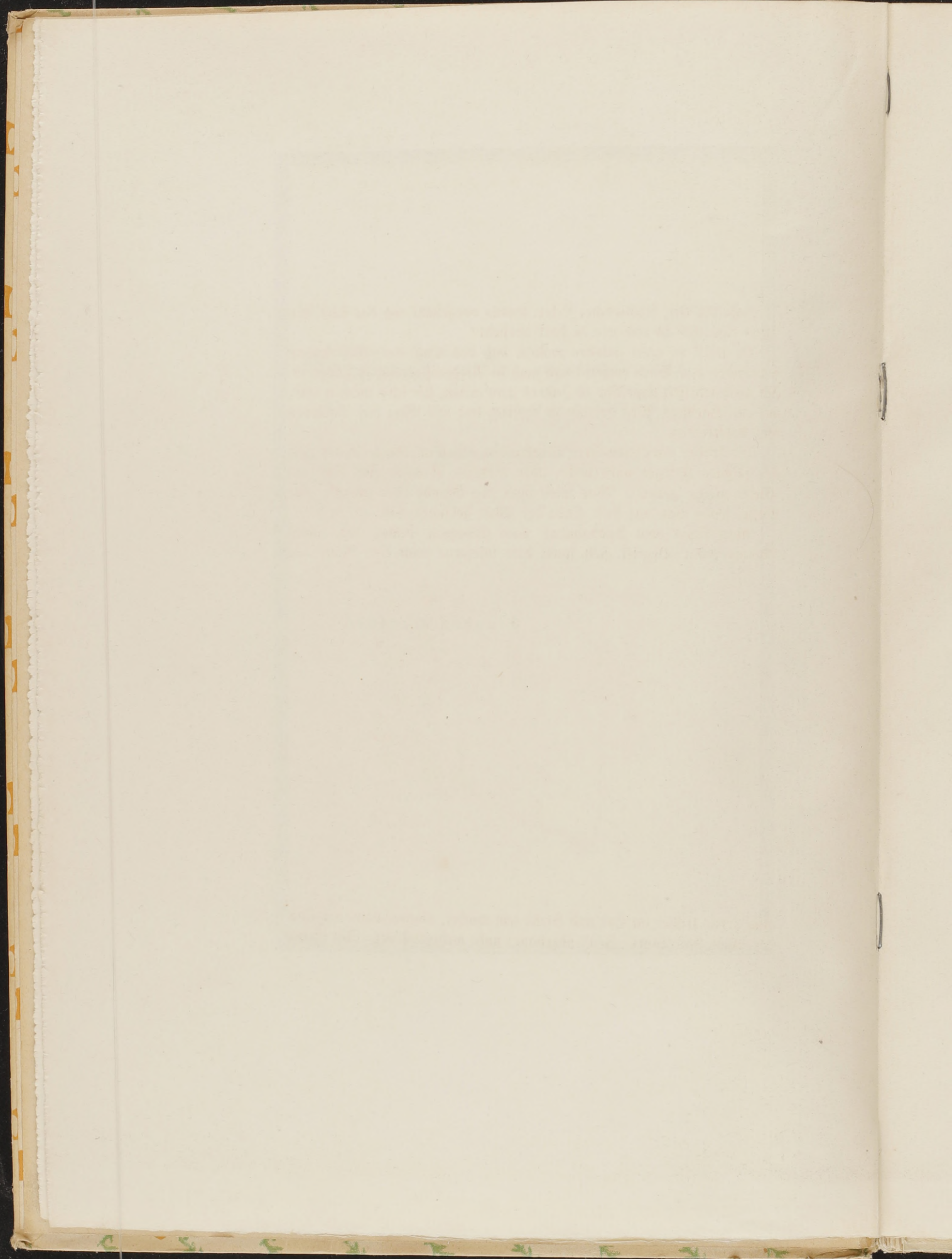


Dieses Exemplar ist *Herrn Registrarsrat*  
*Prof. Dr. Michael Haberlausk*  
*in Freundschaft*

zugeeignet.

Trattenbach, den *24. April 1918.*

Stephan Mautner.



I.

Hast Du Dir, freundlicher Leser, jemals vorgestellt, wo das End' der Welt eigentlich ist und wie es dort aussieht?

Du wirst es nicht glauben wollen, daß das End' der Welt knapp 3 Stunden von Wien entfernt und noch in Niederösterreich zu finden ist. Ich weiß jetzt seit ungefähr 10 Jahren ganz genau, wie ich's machen muß, um am schnellsten Weg dorthin zu kommen und will Weg und Aussehen hier beschreiben.

Die früher erwähnten drei Wegstunden gelten allerdings in der Zeit des jetzigen Krieges nicht mehr, aber trotzdem ist unser Ziel nicht um Vieles weiter gerückt. Was spielt auch eine Stunde oder zwei für eine Rolle, wenn man ans stille Ende der Welt gelangen will.

Man fährt vom Südbahnhof nach Sloggnitz, findet dort einen Wagen. Der Begriff Zeit spielt hier insoferne noch eine Rolle, als



man gerne früher an Ort und Stelle sein möchte, obzwar dann am End' der Welt, das Wort „Zeit“ überhaupt nicht mehr existiert. Mit diesem

Wagen fährt man über Schloß Wartenstein und Schlagl nach Ottertal, oder geht den gleichen Weg zu Fuß in knappen 3 Stunden.



Hier biegt die Straße scharf nach Westen ab, wird immer schlechter und schmaler und wir sind am End' der Welt — in Trattenbach. Ja, ja, wahr und wahrhaftig in Trattenbach bei Kirchberg am Wechsel in Niederösterreich.

Schon in der Art, wie durch Herbeiziehung anderer Namen das Auffinden des Ortes dem Uneingeweihten erleichtert werden soll, erkennt man seine Weltabgeschiedenheit.

Warum dieser Ort wie viele andere Trattenbach heißt, ist mir nicht klar. Es gibt hier einen Mann, der Trettler heißt und sich auch manchmal Trättler schreibt, grad wie's eben kommt. Würde das Wort Tratten gleichbedeutend mit Torellen sein, dann fände ich leicht eine Erklärung. Tratt heißt der ebene festgetretene Vorplatz vor der Kirche. Das könnte die Bezeichnung nun erklären.

Unser Trattenbach also liegt, geographisch richtig bezeichnet, in jenem Grenzwinkel, der Niederösterreich mit Steiermark und Ungarn einschließt.

Die Begrenzung durch Berge und Wasserläufe ist folgende: Im Norden schließt die Rückfallkuppe des Sonnwendsteins bis zum Fröschnitzsattel im Westen, dann in leichtem Bogen der Anstieg zum

Hochwechsel im strengen Süden ab. Hier geht's bergab über den „Hohen Umschuf“, an der Kranichberger Schwaig vorbei in's sogenannte Lehen, dem Molzbach entlang nach Osten zu und die schon erwähnte Straße überquerend, den steilen Hang des Otter auf zum „Hohen Otter“, der gegen Osten abgrenzt. Nun wieder in leichtem Bogen am Ramm des Otter über das Haidegg hinunter bis zum Söstritzbach und diesen, zum Ursprung folgend, steil bergan zum Alp- oder Altkogel, dorthin, wo wir begannen. Das Alles gehört zu Trattenbach, an sich ein unscheinbares Dorf von etlichen 16 Häusern.

Doch alle Höfe, Häuser und Reuschen, die in dem weiten, früher beschriebenen Gebiet liegen, sie alle gehören mit dazu und alle haben Nummern. Und diese Hausnummern gehen in die vielen Hunderte. Mitten durch die ganze Gegend fließt der Pfaffenbach und in ihn münden der Riebenbach, Ottenbach, Schlaggrabenbach und Hinterotterbach am linken, der Schmelzbach, Trattenbach und der Molzbach am rechten Ufer. Jeder solche Bach, der eigentlich nur als Bacherl zu bezeichnen wäre, fließt aus seinem Graben, der den gleichen Namen führt. Dieser Name des Grabens erleichtert auch der k. k. Post das Auffinden des Adressaten, da die Numerierung wohl dem Zahlensystem nach durchgeführt, doch ohne Rücksicht auf Zahlenfolge und Ort vorgenommen wurde. Wenn man uns z. B. einen Brief schreiben will, ich will Niemanden dazu verleiten, ich erfahr's doch früher, wenn wir uns irgendwann, irgendwo gelegentlich begegnen, so muß er schreiben „Schlaggraben Nr. 93“, obwohl im ganzen Schlaggraben wohlgezählte 11 Nummern vorkommen. Da wir das viertletzte Haus im Graben bewohnen, so würde füglich Schlaggraben Nr. 8 genügen. Wir haben Nr. 93, das Haus vor uns hat Nr. 89, das hinter uns Nr. 72. Aber unser Haus ist älter als Nr. 72 und älter als Nr. 89. Die Numerierung erklärt sich aus der Lage des Ortes an dem End' der Welt. Gegen diesen Begriff der Unendlichkeit ist natürlich die Nummer 1 so gut, wie die Nummer 93.

In all diesen vielen Höfen und Häusern, an die 5000, wohnen auch Leute. Und trotz dieser großen Zahl von Bauernfamilien finden sich doch nur ganz wenige Namen. Immer wieder gibt es einen Schabauer, einen Hennerfeind, Bölkerer, Lechner, Gruber, Holzer, Roderholt, Schandl, Spreizhofer, Notnagel, Haider oder Haiden, Trettler, Morgenbesser, doch nur einen Fanglbauer und einen Kummerbauer. Das sind aber auch die zwei Größten. Die Eingewanderten zähle ich nicht mit, da ihre Namen mit der im allgemeinen bodenständigen Namensgebung nichts zu tun haben. Die Häusler haben wieder andere Namen, wie Piribauer, Angeler, Krausner. Um diese vielen gleichbenannten

Leute nun auseinander zu halten, wird immer wieder der Graben mit dem Namen in Verbindung gebracht und so heißt's einmal, der Schabauer im Ottenbach, der Völkerer im Hinterotter, der Hennerfeind im Trattenbachgraben. Nur der Kummerbauer und der Fanglbauer brauchen keine nähere Bezeichnung. Das sind ja die Größten. Der Lechner-Briefträger ist der Vermittler der Zivilisation, er ist Briefträger und wohnt im gleichen Hause wie der Holzer Schuster. Das hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß der Briefträger Lechner in den vielen Gräben, die er täglich abwandert, viele Schuhe zerreißt und dann den Holzer Schuster nicht erst auch noch suchen gehen muß.

Wenn wir jetzt so langsam am Weg hingehen und anfangen kurze Geschichten über die einzelnen Häuser oder deren Bewohner zu erzählen, gerade so, wie wir sie am Weg finden, rechts und links von der Straße, kommen wir zuerst zu einem Häußl, das im letzten Winkel von Ottental schon nach Trattenbach hinüberschießt. Sein Besitzer lebt nicht mehr.

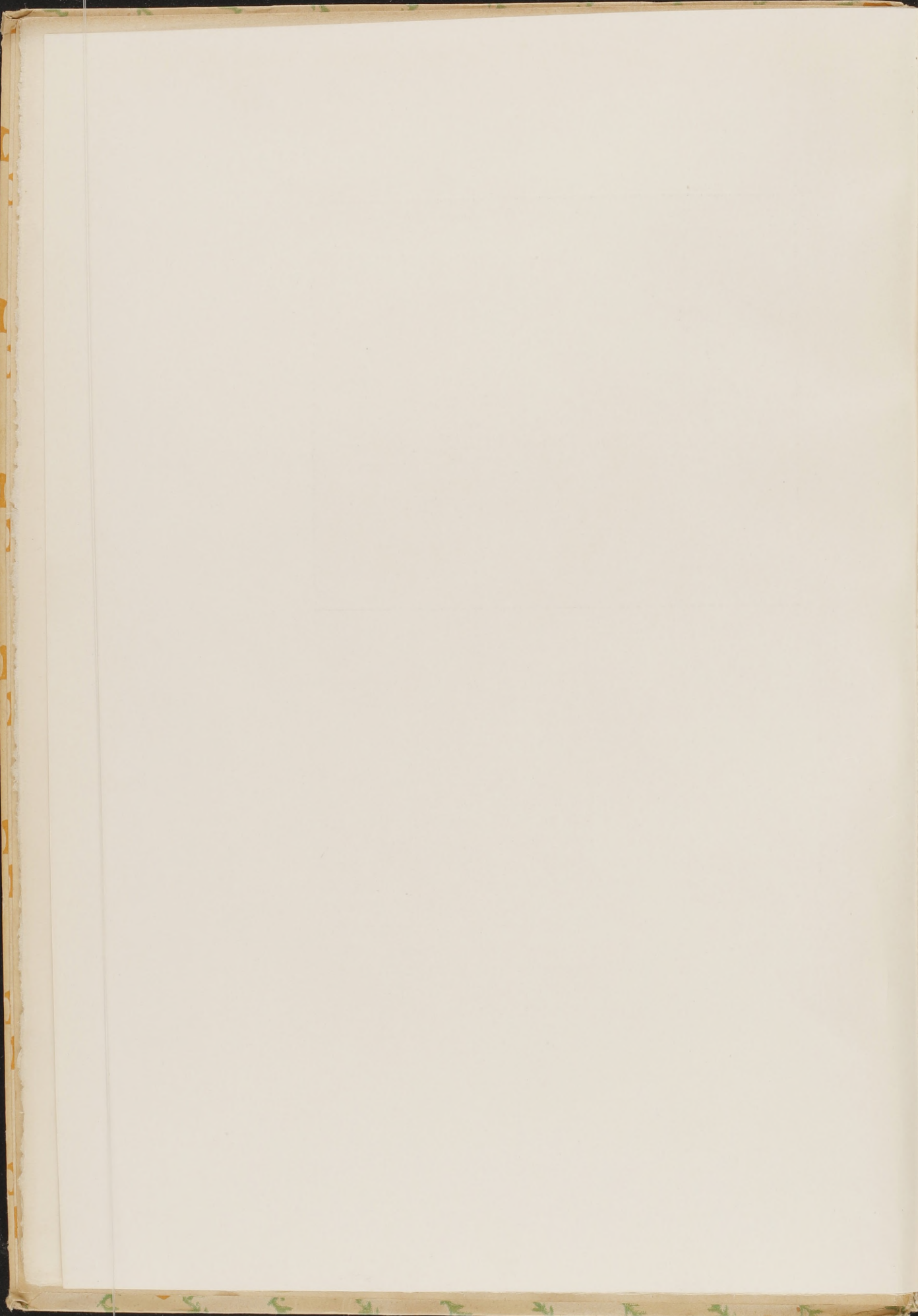
Zwei große, schwere Schornsteine sitzen dem Schindeldach am Buckel und drücken es gewaltig. Es ist die alte Schmid'n. Dort wurden unter



Leitung des ehemaligen Bürgermeisters Raim, Handbohrer erzeugt, die ob ihrer gediegenen Güte weit in die Welt hinaus verkauft wurden.



„Das ist die Poststation am ‚End‘ der Welt‘ in Craffenbach.“



10

3

9

11

2

ii

S

11

9

2

2

Jetzt ruht die Schmiede ganz. Das Haus, zu dem sie gehört, ist aber schön und stattlich und darin wirtschaftet die Frau Raim und grüßt jeden Vorbeikommenden.



Damals war der Bürgermeister wenigstens noch in Otterthal an-  
fässig. Jetzt sitzt er, weiß Gott wo, auf der Rams, drei Stunden von uns.

## II.

Mit einem Bürgermeister hatte ich einmal folgende Geschichte erlebt. Ich nehme sie, wie ich sie seinerzeit aufschrieb, hier herein.

Tausend Wetter! Nein danke, das eine, das jetzt hier tobt, genügt vollauf. Heute Früh beim Heimkehren von der Birkhahnbal; war's noch wunderschön und sonnig. Auf halber Höhe lag ein wenig Nebel, aber dann begann der bekannte steirische Wind zu blasen und über die Grenzkämme im Westen zog der dicke Nebel in geballten Schwaden unaufhörlich heran, breitete sich in die vom Haupttal abzweigenden Nebentäler und kroch dann, nachdem er diese bis zu einer gewissen Höhe angefüllt hatte, wieder schön stetig im Haupttal weiter. Als ich auf der Höhe oberhalb der Fabrik anlangte und in das schwarze Loch des Schornsteins, der nebenbei bemerkt die Natur gar nicht so sehr

verschandelt, wie es alle anderen außer dem Fabriksherrn behaupten, guckte, war der steirische Nebel schon bis zur Kirche vorgequollen. Die wenigen Schritte bis zur Fabrik genügten, um auch diese ganz in weiße Schleier zu hüllen und beim Eintritt spürte man schon ganz deutlich das kalte Prickeln der verdichteten Feuchtigkeit. Es war hier herunter der richtige grauliche, trübe Tag des Vorfrühlings mit kaltem Wind und feuchter Luft. Blickt man aus den Fenstern, so sieht man nur dicke, weiße Luft, hie und da auf Sekunden ganz leichtgrau die Silhouette eines nahestehenden Baumes und die Ruhe, die auch sonst im Tale herrscht, wird zu völliger Stille. Und oben im Gebirge, dort wo der Wald schon aufgehört hat, war schönster, sonnenklarer Morgen und die kleinen Hahnen sangen wie toll. Und nun dies griesgrämige Geniesel. Wrr! Ein Hundewetter! Selbst die Flora begnügte sich nur mit einem kurzen Begrüßungswinsler, steckt den Fang bis knapp zu den Augen aus dem die Hundehütte verschließenden Kuffenvorhang einen Augenblick hervor und zeigte ihre Freude über mein Heimkommen eigentlich in wirklich sinnfälliger Weise erst durch ihr Schweifwedeln an der gleichen Stelle des Hundekobels an, wo kurz vorher ihr schwarzes Gesicht herausgeblickt hatte.

Mein Tagesprogramm war rasch gemacht. Vor allem nach dieser Steigerei, die schon bald nach Mitternacht begonnen hatte, in die Klappe, dort solange schlafen, als der Direktor am Sonntag schlief. Da konnte ich ruhig sein, daß ich ausgeschlafen sein würde, und dann mit ihm die wichtigen Sachen durchsprechen und Wichtigstes gleich erledigen.

Also kam es, daß ich sofort zu Punkt 1 des Programms überging und um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr beim Frühstückskaffee saß. Es ist merkwürdig wie dieser Frühstückskaffee sogar um die Zeit gut schmeckt und noch merkwürdiger wie im unmittelbaren Anschluß daran ein Butterbrot als sogenannte Zehnerjaufe und gleichfolgend eine heiße Suppe, ein Stück Geselechtes mit Kraut und Knödel dich auf die sofortige Notwendigkeit eines „Schwarzen“ als Nachtisch präpariert. All das wurde in einer halben Stunde absolviert. Ich habe somit wohl alles Versäumte in kurzer Zeit reichlich eingeholt und brauche mich der verschlafenen Zeit wegen wohl nicht weiter zu entschuldigen. Nach dem Kaffee meldete sich zuerst wieder der Schlaf. Der wurde durch einen weiteren Schwarzen und einen Slivovitz auf später vertrieben und dann stellte sich eine überaus gesteigerte Arbeitsfreudigkeit ein. Um der zu ihrem Recht zu verhelfen, verfügten wir uns, Direktor und ich, in die Kanzlei. Der Ofen, ein eisernes Sprühginkerl, hatte eine mollige Wärme, ich schätzte sie auf 40° Reaumur, in dem kleinen Mannschaftszelt großen Raum er-

zeugt. Unsere Zigaretten nahmen der Luft jede weitere Möglichkeit, irgend welche zum Atmen und Leben erforderlichen Chemikalien abzugeben, und so saßen wir am Schreibtisch und vertieften uns in die letzten Lohnbögen, Erzeugungsausweise usw. und waren gerade dabei nachzurechnen, warum heuer der Kohlenverbrauch bei geringerer Produktion um so viel höher sei als voriges Jahr im gleichen Monat, als die Tür mächtig aufgerissen wurde und der Bürgermeister mit einem „Grüaß Cahna Gott!“ im tiefsten Waß tropfnaß hereintrabte. Also der Kohlenverbrauch war nach allergründlichster Erforschung heuer deshalb so hoch, weils heuer so saukalt war und trotz dem feuchten Wetter nicht hat regnen wollen. Mit dem Nebel allein läßt sich aber eine 80pferdige Turbine absolut nicht treiben. Absolut nicht! Ja so, der Herr Bürgermeister! „Ja, alsdann was steht zum Deanst?“ „Ja, Herr, grüaß Gott!“ „Nehmans Platz da.“ „I bedank mi — a Sauwetta.“ „Runt schöna sein.“ „I sag a.“ „A Zigar! gfälli?“ „Gern a no, bedank mi ja — dank schön,“ nachdem er sich die Zigarre angezündet hatte. „Mir ham heut erste Smoan-Ratsitzung.“ „Ja so, das ist der g'spoassige Smoanrat, wo sie der Oanzig' sein von der inserigen Smoa und die andern all von der dretern Seit'n?“ „Ja zwengn den —.“ „Graust Cahna net von dera Sitzung?“ „Söll wohl und schon sakrisch, zwengn den —.“ „Wie wern's denn dö's nacha anstelln? Hams die Leut in der Hand?“ „Ja, mein Gott schwer is halt, is a a narrische Einteilung, zwengn den —.“ „Hams gar koane auf Cahnera Seitn.“ „Ja wann is wissat, zwegn den —.“ „Zwegn den, sagns alleweil, was: zwegn den? Mir kann da nix helfen, mir ham gjagt und gwöhlt wia mas zuagsagt ham, aber dö ham si' halt z'samntan und san urganisiert bei der Wahl vorganga. Jetzt is halt z'spat!“ „Na! Z'spat is no net. Zwegn den kimm i hiaßt her — —.“ „Na —.“ „So lassens mi ausreden! Zwegn den, daß die Sitzung halt unwiderruafli für halba vieri leider hat von uns aus einberufen werden müssen, bitt i Cahna, daß ma für die bevorstehende Gemeinderatsitzung halt, weil ma nia wissen kann, wie so was ausgeht und weil heut e koa Arbeit is in eanara Fabrik und s' es deswegn a net brauchn wern, zwegn den eben, daß ma halt die Traghahr und in Medekamentenkasten überlassen für die Dauer der Sitzung!“ Es war furchtbar heiß in der Kanzlei und der Slivoviß muß mich aufgeheitert haben und den Direktor auch. Deshalb sprang ich mit einem Satz zur Tür hinaus, lief in die Wohnung, holte noch einen Slivoviß und nachdem ich mich am Wege ordentlich ausgelacht hatte, servierte ich ihn dem Bürgermeister und wünschte ihm unter Zusage der Traghahre und des Medikamentenkastels besten Erfolg. Der Tagportier verstaute beides

auf dem leichten Wagerl und nach kurzen Dank: „Ich bedank mi halt schön, es werd als in Ordnung wieder übergeben“, fuhr er davon, der Bürgermeister. Mit dem Direktor konnte ich in den nächsten zwei Stunden nicht mehr zu Recht kommen; er war geistesabwesend und lächelte fortwährend. So rechnete ich allein herum, kam auf einige Sachen, die mir falsch schienen und zum Schluß nach nochmaligen Rechnen doch richtig waren, und so ward es fünf Uhr.

Da kam der Jäger bei der Tür herein und meldete, daß es höchste Zeit sei auf den Einsall zu gehen, und daß der Herr Bürgermeister in seinem Wagen vor dem Tore hielt. Er habe es eilig. „Na gehn ma.“ Am Tor stand das Wagerl vom Herrn Bürgermeister und darauf liegt die Tragbahr und darauf liegt er selber vollständig eingehüllt in Verband- und blutstillender gelber Gaze, das rechte Auge mit Leukoplastpflaster verpickt. „No, was is denn Herr Bürgermeister? Hams dö Sitzung ab'ghaltn und wie is ausganga?“ „Ja mein Gott, zwegn den da — durchgsetzt hab is und i bedank mi recht schön für die Überlassung von dera . . . .“ „Nix zum danken, Herr Burgermasta, was hams denn durchgsetzt?“ „Mir kriagn jetzt d'Nummern, d'Häusernummern von der Kirchn anfanga.“ „Ja so, na da gratulier i, psiat Eahna und werns bald g'sund Herr Bürgermeister.“ „Pfiat Gott a!“ Und Trapp, Crapp kutscherte der Knecht das Wagerl heimwärts.

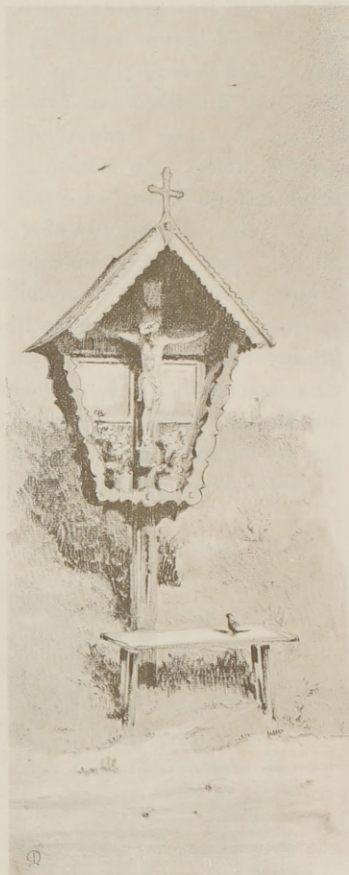
Der Direktor hatte seinerzeit auf den Bürgermeisterposten aspiriert. Jetzt sagte er: „Also bitte, wegen der Numerierung solche Anstrengungen, nein da dank ich schön.“

Der Bürgermeister ist nach fünf Wochen das erste Mal wieder seine Felder anschauen gegangen. Da war alles schön grün. Er zum Teil auch schon, manchmal nur noch blau und rot. —

### III.

Dann kommt ein Häusl auf der linken Straßenseite; es ist ganz nieder und sieht auf zum steil ansteigenden Otter. Gegenüber am Feldrain steht ein kleines Marterl und das erzählt schlicht vom Tod der Tochter des alten Weninger. Er selbst war Herrschaftsjäger und wurde beim Pflügen von seinen scheu gewordenen Ochsen überfahren. Für den gewöhnlichen Touristen dürfte das so ziemlich den Inhalt seines ganzen Lebens bedeuten. Dem ist aber nicht so. Er hatte nur den einen Fehler, der allerdings nur in seinen und in den Augen seiner Herrschaft keiner war. Er wollte nicht, daß man das Wild, an das er einen herangebracht hat, erlege. An Mitteln, dies zu verhindern, war er unerschöpf-

lich. Ich will nur von zwei kurzen Jagdgängen erzählen, die ich mit ihm machte. Einmal ging's auf den Birkhahn; wir sagen hier den kleinen Hahn. Der rodelte ganz oben am hohen Otter auf der Roderholt-Wiese. Wir stiegen an die drei Stunden bergan und kamen schon ein wenig zu spät. Der Hahn rodelte schon fest und beim Überstieg über den die Wiese einzäumenden Satter sahen wir ihn auch schon auf einem großen Stein mitten in der Wiese. Wir konnten mangels jeglicher Deckung nicht mehr näher heran und von uns bis zum Hahn waren es gute 150 Schritte; für einen Rugelschuß auf so ein kleines Ziel doch zu weit. Der alte Weninger meinte aber: „Das tuat nix; den krieg ich schon so nahender. Bleib'ns schön ruawig lieg'n da und pass'ns guat auf! I wir n'a hiaßt spott'n.“ Darauf begann er: „Tschiu schj.“ Ein, zweimal und der Hahn stand auf 100 Schritte zu. „Seg'ns, er kimmt scho, aber der is z'hitzig, der kimmt zu gach. Des is an Alter. Da müaß m'as anders anfangal!“ Und damit kniete er sich nieder, er war bis nun neben mir gelegen, nahm die beiden Kragenden seines Haveloks in die Hände und während er das „Tschiu schj“ täuschend nachahmte, bewegte er seinen Havelokkragensflügel und drehte sich wie ein kleiner Hahn. Der wirkliche aber sah sich die Geschichte mit langem Stingel eine ganz kurze Weile an und Brrr.. fort war er. Darauf der Weninger: „A, Teifi, is des Luada do nit gar a so alt g'wen wiar i glaubt hab'. Na ja, bei die kloan Hahna lernt ma nia aus.“ Der Hahn wäre sicher zugestanden, das weiß ich jetzt. Damals war's das erste Mal, daß ich einen kleinen Hahn sah. Und Weninger, der das ebenso wußte, verscheuchte ihn auf die vorbeschriebene Art, um mich nicht zum Schuß kommen zu lassen.



Im selben Jahre ging ich mit ihm auf einen Rehbock. Nach langer Pürsch in den Wänden des Otter, kamen wir auf 100 Gänge an den Bock. Ich war voraus und sah den Bock, bevor Weninger noch hinter den Steinen hervor kam; der Bock äste ganz vertraut, ich war im Anschlag, auf einmal: „Ja, so a Dreckerl Herr, wer'ns do net daschiaß'n.“ Und laut schreckend war der Bock beim Teufel. Es war kein Dreckerl. Es war ein guter Sechserbock. Er wurde das Jahr darauf als Zurückgesetzter erlegt. So machte er es mit den meisten Jagdgästen und seine Kunst bestand darin, den Groll, den wohl jeder nach solcher Tat empfand, durch lustige Geschichten oder durch Erklären aller möglichen Kräuter, Steine, durch bauernwissenschaftliche Abhandlungen über deren Gebrauch, wieder völlig zu verwischen. Man freute sich doch wieder. Wenn er einem erzählte, daß alles Übermaß schädlich sei und dies mit der Geschichte belegte, wie er einem, der an Atemnot litt, Perchenpech zum Einnehmen gab und der auf einmal einen zu großen Paßen davon nahm und beinahe erstickte. „Da hat oba net 's Pech d' Schuld. D' Schuld hat den sei Übermäßigkeit“, so war das immer ein vollständiges Kunstwerk. Dann kommen wir zum Seiser-Gasthof.



Trattenbach besitzt deren einige, und ich weiß eigentlich noch nicht, warum nicht beim Ausgang eines jeden Grabens eines steht. Geographisch ließe sich für jedes Grabengasthaus eine bequeme Ausrede finden.

Der Seiser oder „Der lustige Bauer“ hat mit unserer Geschichte nichts weiter zu tun, als daß ihm gegenüber die Kummerbauer-Mühle mit dem Austragsstüberl vom alten Kummerbauer steht. Das hat sich der alte Kummerbauer seinerzeit hingebaut. Erstens sind's nur 10 Schritte über die Gasse in's Wirtshaus und dann steht gleich daneben wieder ein Gnadenbild, zu dem er notfalls beten gehen kann. Und er braucht's oft, der Kummerbauer.



Nicht ganz 10 Minuten weiter geht der Schlaggraben an und da steht der Schandlmeierhof. Doch leider läßt sich davon gar nicht viel

erzählen. Ich weiß nur, daß er immer große, schwere Hunde beherbergt, die keinen Jäger leiden mögen und die kein Jäger leiden mag. Ich bin auch fest davon überzeugt, daß meine Rehe einen sicheren Abscheu vor ihnen haben. Und meine Rehe kenne ich und kann mich in diesem Punkt auf sie verlassen. Auf das Einhalten der Jagdgrenzen leider nicht.

Ja, jetzt wird's schwer! Jetzt müssen wir uns darüber entscheiden, ob wir auf der Straße bleiben oder in den Schlaggraben aufsteigen. Letzteres wäre ja bequemer, weil wir dann in  $\frac{3}{4}$  Stunden oben bei unserem Haus wären, obzwar der Weg steil hinaufsteigt. Ordnungshalber und damit eins nach dem anderen drankommt, bleiben wir lieber auf der Straße, wir können dann bei der Kirche abzweigen und kommen kommoder und nicht so verschwitzt und außer Atem oben an.

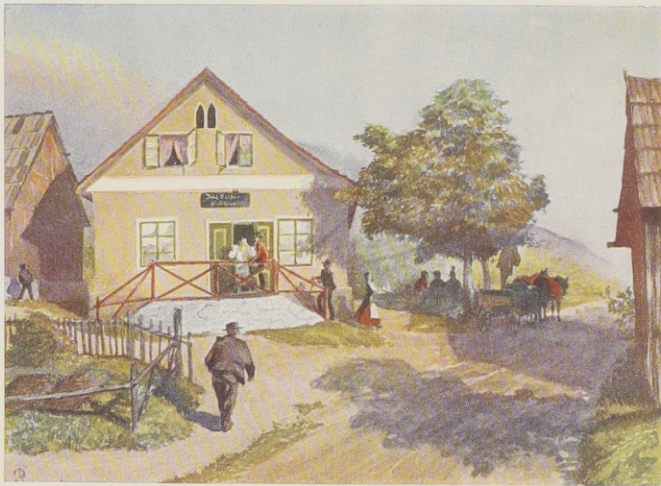
Da steht am Eingang eine kleine hübsche Kapelle, die immer frisch mit Blumen bekränzt wird und immer lustig und lieb den Wanderern entgegen sieht.

#### IV.

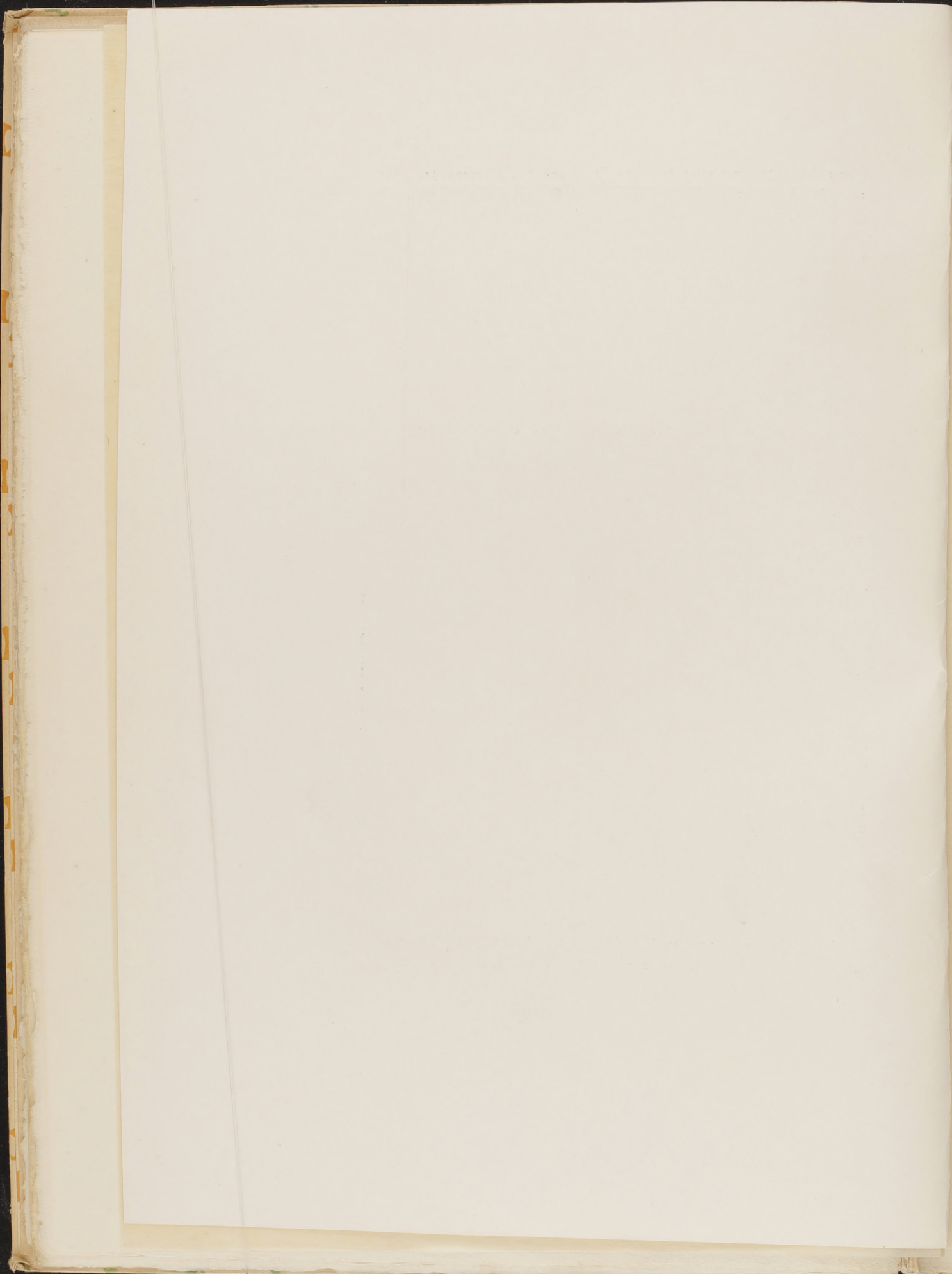
Jetzt wird's nüchterner. Abseits von der Straße, links hinter Obstbäumen, liegt das Haus und die Mühle vom Strobl. Die sieht man aber kaum und der Strobl selbst ist ein braver, ruhiger Mann, über den ich nichts sagen kann, als daß er einen Sommer lang mein Jäger war. Ich habe mit ihm nichts und durch ihn auch nichts erlegt und erlebt.

Nun kommen drei Holzhäuser, das sind Arbeiterhäuser der Fabrik. Es gibt nämlich auch eine Fabrik am End' der Welt und die gehört noch dazu uns. Würde sie nicht uns gehören, so würde ich, so wie alle Welt mich fragen: „Ja, d a h a m S i e a F a b r i k ? A W e b e r e i ?“

Die Sache war so. Wir erstanden einst, es muß um das Jahr 1890 gewesen sein, eine Holzschleiferei in Crattenbach. Warum weiß ich nicht, da war ich erst 15 Jahre alt. Mein Vater hat uns Buben bei seinen Inspektionsfahrten gewöhnlich mitgenommen. Die Holzschleiferei arbeitete sehr schlecht. Dann wurde das Holz immer rarer, das heißt, die Bauern stiegen mit den Preisen. Inzwischen hatten wir, um die Produktion zu vergrößern, eine Wasserturbine und eine kleine Dampfmaschine aufgestellt. Das Holz ward unerschwinglich, die Zufuhr zu teuer. Gebäude und Kraft waren da, von Haus aus war die Weberzunft unser Fach, was war natürlicher, als daß wir Webstühle einstellten und diese durch das Wasser und den Dampf treiben und durch die geschickte Bevölkerung, welche das Handweben von Grund auf kannte, bedienen ließen. Dann brachten wir böhmische Arbeiter und Arbeiterinnen hin.

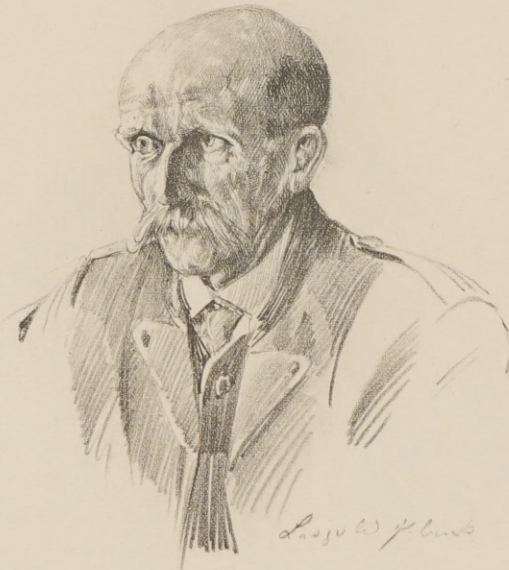


„Der Seiser“ oder „Der lustige Bauer“ hat mit unserer Geschichte nichts weiter zu tun, als daß ihm gegenüber die Kummerbauer-Mühle mit dem Austragstüberl vom alten Kummerbauer steht. Das hat sich der alte Kummerbauer seinerzeit hingebaut. Erstens sind's nur zehn Schritte über die Gasse ins Wirtshaus, und dann steht gleich daneben wieder ein Gnadenbild, zu dem er notfalls beten gehen kann. Und er brauch't's oft, der Kummerbauer.“



Es entstanden mit einiger Nachhilfe seitens des prachtvollen Pfarrers Plank, Ehen und jetzt gibt's dort Kinder, die das hübscheste und gesündeste sind, was man sehen kann und die Ehen halten. Es soll vorkommen, daß Frau und Mann einander nicht verstehen. Vielleicht ist das auch ein Grund.

Der Pfarrer Plank ist mit dem Kirchendiener und einer Leiter am Samstag Abend spazieren gegangen, ist dort, wo er eine am Fenster angelehnte Leiter gesehen hat, nachgestiegen, hat einiguckt und die zwei Leute aufgeschrieben und am nächsten Sonntag war das erste Aufgebot in der Kirche. Das war die Nachhilfe. So wird's erzählt, ob's wahr ist, weiß ich nicht. Er hat jedenfalls der Fabrik gute, den Leuten unschätzbare Dienste geleistet und ist heute, obzwar er nicht mehr bei uns ist, jener Pfarrer, von dem sie noch alle sagen: „Ja, der Pfarrer Plank!“ und das heißt bei uns sehr viel.



Jetzt stehen wir vor dem Fabriksgebäude. Es ist sauber, weiß getüncht und hat über den Fenstern rote Ziegeleinfassungen. Gegen den

Bach zu steht des Direktors Kanzlei, die Schlichterei und Spulerei und Schererei, dann im dreistöckigen Haupttrakt die Weberei.

Der Bruder vom Pfarrer Plank ist Heizer bei den zwei Kesseln. Ich glaube, von dem werden wir auch einmal sagen können: „Ja, der Heizer Plank.“

Der Heizer Plank hat 3 Rührer und liefert heute im Kriegsjahr 1915 die Milch noch zu 8 Kreuzer den Liter. Und hier in der Stadt zahl'n wir 22 Kreuzer und krieg'n keine und, wenn wir eine krieg'n, dann ist's lauter Wasser und von dem Wasser krieg'n wir nur  $1\frac{3}{4}$  Liter, weil die



Franzi unter 5 Jahre und der Karli unter 2 Jahre alt sind. Sonst bekämen wir überhaupt keine und dazu haben wir Milchkarten!

und  
seln.  
der  
915  
hl'n  
ist's  
die

Ja, da hätte ich bald an den alten Piribauer, den Wasserwächter, vergessen. Wenn der Piribauer gerade steht, so glaubt man, die ganze Gegend fällt um und wenn er geht, so wird einem schwindlig. Er ist aber eine biedere Haut, grüßt regelmäßig mit einem kräftigen Händedruck und läßt nicht aus, so daß man sich des Gefühles nicht erwehren kann, daß er sich ehrlich an etwas festhält. Er verliert seinen Gleichmut selbst bei Hochwasser nicht. „Herr Drekta, Hochwasssa hama, i glaub', i wir d'Wehr aussaschlag'n geh'n“ und dann tut er noch eine halbe Stunde alles Mögliche erzählen und nachher kommt er schön langsam zur Wehr, mit der Laterne um 1 Uhr mittag, weil im Jahre 1902 das Hochwasser um 9 Uhr Abend angefangen hat, und sieht mit freudigem Staunen, daß ich oder der Direktor das Wehr schon herausgeschlagen haben. „Aber scho fix geht's bei uns, geltn's Herr?!“ Und dann bleibt er halt dort steh'n.

Dann haben wir den Schmied Rinner. Der macht alles. Wo etwas in Unordnung ist, macht's der Rinner wieder gut. Ja, der Rinner!

Dann kommen die vielen Weber und Weberinnen, von denen nur so



viel zu sagen ist, daß sie brav arbeiten und einen guten Verdienst haben, mit dem sie zufrieden sind; und was die letzteren, die Weberinnen anbelangt, so bleiben sie gewöhnlich alle zu gleicher Zeit, und das meistens im September oder im März oder gar in beiden Monaten aus der Arbeit, weil, ja, weil — einmal der Fasching und das andere Mal der längste Tag, die Johannismacht, die Sommwendnacht, wir liegen ja am Südad-

hang des Sonnwendsteines (am Nordabhang mag's anders sein) vor  
9 Monaten gewesen ist.

Die Hauptperson erscheint mit großer Gravität erst zu Arbeitsaus-



gang. Der Nachtwächter Sansterer. Ich rate jedem, der geigen will  
oder sonst seine Arbeit mit den Händen zu tun hat, ihm nicht die Hand  
zu reichen. Nicht, daß sie schmutzig würde, im Gegenteil, aber die  
Schmerzen!! Ich kenne den Sansterer jetzt 20 Jahre, weiß daher genau  
Bescheid, wie man es beim Händedruck zu machen hat und trotzdem habe  
ich doch manchmal falsch zugegriffen, und es tief bereut. Der Mann hat  
eine Hand, die so groß ist wie ein Fuß eines überlebensgroßen Mannes  
und mit dieser greift und drückt er, um seine absolute Ergebenheit zu  
beweisen. „Grüß Gott“ und „Pfüt Gott“ sind dabei seine Rede-  
wendungen. Nur, wenn ich ihn im April bitte, mich rechtzeitig zu wecken,  
damit ich um 2 Uhr auf den Hahn von der Fabrik losgehe, dann sagt er,  
nachdem er zuerst eine Weile am Gang rumort und an der Türe geklopft  
hat, was mir nebenbei ganz gleichgültig bleibt: „Zeit war's Herr, Grüß

Gott!“ Na, und da muß man heraus aus den sogenannten Federn. Es ist aber Seegras in Wahr und Wirklichkeit.

Dieser gute Mann hat in der Nacht große Angst, darum ist er Nachtwächter geworden. Er bekam einmal einen Revolver und schoß fünf Löcher in eine Tür. Das war gleich am ersten Tag der Bewaffnung. Dann stürzte er zum Direktor und meldete: „Hiast hab' i an d'r'schoß'n! Er pfnaußt scho'!“ Und der Dreka ging hin und konstatierte, daß er eam wirkli d'r'schoß'n hatte, den Ruhestörer. Es war der Schieber im zweiten Kessel, der ausgehängt, bei jedem Luftzug stöhnte und ächzte. Dann haben wir ihm den Revolver wieder weggenommen, weil er zu gut schoß. Alle fünf Schuß waren drinn und der Rinner mußte einen neuen Schieber machen. Das Merkwürdigste war, daß der Schieber auch noch Schußmarken von Schrott Nr. 2 zeigte. Es hat sich dann nachher herausgestellt, daß der Dreka beim Öffnen der Tür, vorsichtshalber mit seiner Schrottspritze, noch einmal auf den armen Schieber hingedippelt hat. Sicher ist sicher.

Der Gansterer besitzt gleich gegenüber der Veranda vom Fabrikswohnhaus ein Feld und eine Wiese in Pacht. Einmal saß ich mit meiner Schwester auf der Veranda und der Gansterer trat im Herbst gerade seinen Heuhaufen fest. Die Lehne, auf der sich seine Wiese befindet, ist sehr steil. Beim Treten neigte sich der Stock, um den das Heu geschlichtet wird, bergab und der Gansterer kollerte mit allem kopfüber herunter und landete auf der Straße, wo sein Handwagerl stand. Es war knapp vor 6 Uhr Abend. „Hias“, rief er seinem Buben oben auf dem Hang zu, „tua alles z'amklaub'n und führ's hoam“, nahm die Laterne aus dem untenstehenden Handwagen, dann die Kontrolluhr, band sie um und sagte: „'s steht neama dafür, daß i aufi kimm, i geh' in Deanst.“

Vor zwei Jahren hat er noch einmal geheiratet, ein junges frisches Bauernweib. „Jo“, sagt er, „des tuat nix, i bin oanasechz'g und Nachtwächter, was kann mir da passier'n? Sicher nix.“

#### V.

Einmal bin ich vom Hahneinfall in die Fabrik übernachten gegangen und habe mit dem Direktor genachtmahlt. Dann haben wir beim Wein ein wenig geplaudert. Die elektrische Beleuchtung war gerade in Reparatur und so beleuchteten wir das Zimmer mit einer Baulampe, einer offen brennenden Azetylenlampe. Diese Beleuchtung war äußerst malerisch und da kam mir die Idee, den Dreka zu fragen, ob man nicht den Gansterer nach seinem Rundgang rufen könne, damit ich ihn zeichne.

Nach einiger Zeit kam er daher gestapft, klopfte an und begrüßte uns mit der stereotypen Wendung: „Griiaß Gott und was woll'ns?“ „I' möcht' Eana zeichnen, Gansterer.“ „Ja, wann's es z'ammbringa, vo mir aus.“ „Alsdann setz'ns Eana da in den Sessel und schaug'ns da auf mi her — so.“ Herrliche Beleuchtungseffekte gab's da. Berge und Täler in schönstem Schatten und Licht, eine rechte Passion, und ich legte mich ordentlich in's Zeug. Beim Ausblicken gewahrte ich einmal, daß ein gewisser schläfriger Zug sich in das Gesicht stahl und so beschloß ich, Konversation zu machen. „Sö, Gansterer, wie lang' kennen's mi denn jetzt scho?“ „Jo, des wird scho' a paar Jahrln sein. U Oana zwanzig Jahr, glaub' i. Aba da war'ns no a kloana Bua.“ „Denken's no z'ruck auf den ersten Drehta? Jo, mein Gott — der!“ „Sie, der hat g'heirat und hat a wunderschöne Frau und an guaten Posten in aner Fabrik.“ „No ja, wann's g'sagt hätt'n, er hat an guat'n Posten in oana Fabrik und von dera sauberen Frau nix g'sagt hätt'n, na hätt' i ma denkt, dort, wo der ang'stellt is, ham's nur Tepp'n, da is er nacha der Kini. Aba wia's mit dera Frau ang'fanga ham, da han i ma denkt, na, die, was'n ang'stellt ham, wer'n scho wiß'n, z'weg'n was.“ — „Na und an den Dolezal können's Eana a no erinnern?“ „Ja, freili, der Bemack, a Franzos aus Caslau, a kloanes Manderl mit an brettilharten Lodenröckl und ar heillose Angst vor der Finstern. Aba list net unkommod. Der hat von da Holzschleiferei hübsch was va'stand'n. Und nacha is der Herr Drehta Stebler kemma. Ja, das war a Mann, a ganzer.“ „Sie Gansterer, da fällt mir ein, der Stebler laßt Eana griiaß'n, er hat ma amal g'schrieb'n.“ — „Ja, i bedank mi schö, meiner Seel, na des g'freut mi. I' sag's ja, a ganzer Mann, der hat si auskennt; a Weber! und mit'n Wasser und mit'n Arbeiter und mit'n Konsum! und a Viadafel und an Turnverein hat er a g'macht und Th'iata g'spielt han de Leit. Ja, den hama gern g'habt. Da war uns leid, wiara wegganga is. Aba die kloane Frau, hat's Klimatische bei uns net vaträg'n und war a schad' g'wes'n um ihra. Da is a halt furt und mir ham in Schorsch kriagt.“ „Soll' i in Stebler schreib'n, daß Gam griiaß'n lass'n?“ — „Ja, da möcht' i scho bitt'n und a recht a schens „Griiaß Gott“ am End' vom Brieaf von ins alle, was ma d'Alten san. No, jo, da Schorsch! Jung, wia soll i sag'n, a ganz a junga Mensch. U tichtiga Weber und streng. Aba mit dö Menscha hat as trieb'n! In Summa, bald hat er oani auf der Raach g'habt, bald oani in Kirbeer (Kirchberg), a zwoa in Ottertal und nacha wieder gleich a paar beinand am Schlag'l. Wia d'Pfeisn Schluß blos'n hat, is er scho furt mit'n Wagl und hoam kemma in da Fruah. I hab no koan Drehta so oft aufwecka müass'n, wia grad den. Und in Winta,

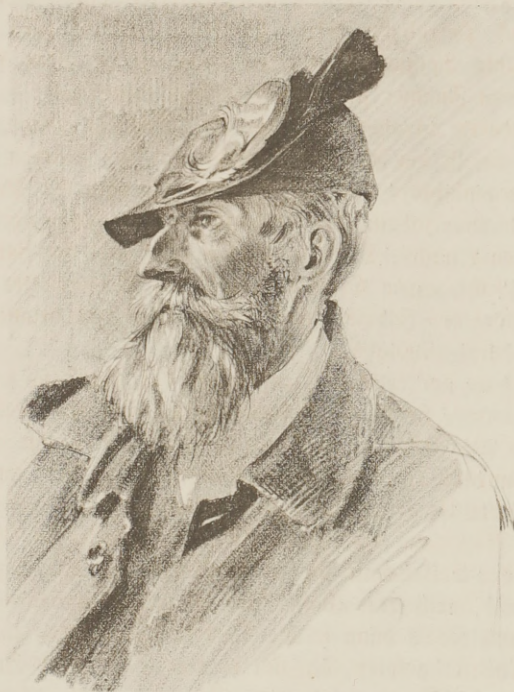
da san lauter Rufina eing'stand'n, oba koane gar lang. Und, wann koane Rufina da g'wes'n sand, na hat er si herg'richt für was ganz neichs. „A ganz a junga Mensch, oba — no, ja, — jung halt!“ „Sie, von dem weiß ich gar nichts mehr.“ „Wird scho sein.“ — „Und oft is der Heller kemma. A kommoda Mensch. Oba so oanschichti. Mit Neamd g'red, imma nur mit die Webstuhl und g'les'n und g'arbeit. Nur die Schwester, auf die hat er vüß g'halt'n. Mir ham's aba net mög'n. Wie die da war, hat's immer glei' an Tanz geb'n. Das g'hert ihr und dös darf ma net anrühr'n und dö Stiefeln aputz'n und dort was hol'n. Oba mir war'n froh, daß a wenigstens a bisserl an Ansprach g'habt hat, da Herr Heller. Der hat Eana ja auch den Notnagelhof kauft. Da hat er g'wirtschaft, bis a'n in der Ordnung g'habt hat. Am lezt'n Tag, bevor's aussakemma san, hat er no beim Kronawetta all's mögli z'sammkafft. Hemadknöpf'n und Sicherheitsnadeln, an Singahut, Federn, Bleistift, a Kreidn, a braun's Papier, an Borax, Soaf, Tint'n, Schuabandl und des hab' i nacha auftrag'n miass'n und all's in a Schublade einithuan vom Ladkastl und wie'r i z'ruckkemma bin, hat er g'sagt, jekt weiß er, daß all's in der Ordnung is, hat er g'sagt und daß a froh is, hat er g'sagt, und na hat er si hing'setzt und hat g'schnauft und hat g'sagt: „O wasfluacht“ hat a g'sagt, „jekt hab' i auf's Closet vageß'n.“ Oba das hat in der erschten Zeit nix g'macht. Da hats Eana' ohne dös a guat g'fall'n, gel'n's?“ — „Na, ja freilich das war ja wirklich bei der großen Arbeit nicht zu verlangen, daß er an all's denkt.“ — „Net wahr, a Kloanigkeit. I sog a. Hat er g'heirat, da Heller? — Na, schad', der war der Richtig g'wen. Imma dahoam. Na und nocha is da kloa Herr Drehta Stuckart kemma. A guats Manderl. Sia und da a bisserl schrei'n und dann wieda glei' guatmiati'. Eingruckt is a? ja, du Meingott. Dös wird eam sau sein, er hat ja z'tuan g'habt, daß a sei eigens Gewicht dahalt. Na, den wern's do wohl freigeh'n lass'n? I lass'na grüaß'n, wann's eam schreib'n. Na und hiazt ham ma halt in Drehta Rydl, jo —.“ „Sie Gansterer, Sie müssen jekt Ihre Kunde wieder machen; es ist genau punkt halb 11 Uhr auf die Minute!“ sagte der Direktor Rydl scharf. — Gansterer erhob sich, nahm die Laterne und blickte auf die Uhr. „Meiner Söll — i bin in oana Viertelstund' wieda da“ und verschwand, laut über die Stiege trappend.

Ich machte zur Zeichnung, die inzwischen fertig geworden war, den Hintergrund, milderte all zu grelle Kontraste noch ein wenig und alsbald polsterte Gansterer wieder herein. „Mit Balaub, derf i ma's anschaug'n? Oba ganz wie i da g'ess'n bin, nur in Tschick hab i auf da verkehrten Seit'n. A na, den hab i hiazt g'wechselt. Suat is, gel'ns

Herr Drehta?“ „Ja, sehr ähnlich. Genau wie Sie aussehen. So lächelnd, verschminkt.“ „Haha, weg'n dö G'schicht'n was i dazählt hab'? Oba so g'nau war's net mit'n halb 11, Herr Drehta. A vier Minuten hätt'n no g'fehlt auf d' Rund. Und, was hätt' i denn erzähl'n soll'n, von Eana Herr Drehta? Von dera Ungarin? Die is sauba, oda von — — —.“ „Nix!“ sag i. „Jetzt Gansterer unterschreiben Sie mir da das Bild.“ — „Ja schreib'n kann i net.“ — „Nacha mach'ns drei Kreuzeln und der Direktor und i unterschreib'n als Zeug'n.“ „Jo, das bring i scho zweg'n. Oba vielleicht wir i nächstens unterschreib'n müass'n als Zeug', wann da Herr Drehta sei dritt's Aufgebot mit dera Ungarin oder oana anderen überstanden hat. Guat Nacht, Griiaß Gott, Herr Mautner.“ Sprach's und verschwand im Dunkeln und der Herr Direktor war rot bis über die Ohren.

VI.

Obzwar ich nicht von Eingewanderten sprechen will, muß ich doch noch der Familie Storm gedenken. Der Vater Storm ist Waren-



übernehmer, der älteste Sohn Fabriksbeamter, der jüngere jetzt Fabriks-  
schreiber und die beiden Schwestern Weberinnen. Seitdem der jüngere,  
der Wenzel eingerückt ist, nimmt die Schwester seinen Platz ein und  
bewährt sich vollständig. Alle Storms kamen auf einmal aus der Rei-  
chenberger Gegend hieher und sind jetzt eigentlich schon ansässig. Ein  
Original ist nur der älteste, der Wilhelm. Er ist ein leidenschaftlicher  
Tourist, rennt wie ein Windhund, trägt einen dicken Handwerksbur-  
schenknüppel und seine Uhr hängt an einem geflochtenen Lederseil, an  
dem man füglich einen schweren Fleischerhund führen könnte.

Wenn er daher gekauft kommt, fliegt alles an ihm; der rote, lange  
Bart, die blonden Haare, der Havelock, der weiche grüne Filz und die  
Auerhahnsfeder, die kühn mitten durch die Krempe gesteckt ist. Man  
glaubt zuerst einen rauhen Gebirgler vor sich zu sehen, bis einen ein  
hohes, mit der Füststimme gehauchtes „Griech Gotth!“ mehr ins  
Deutschböhmisches führt.

Schräg gegenüber der Fabrik, neben dem Steinbruch, hat der Schei-  
benbauer sein altes Häusl aus Holz gehabt. Jetzt hat er eine neue Villa  
hingebaut. Der kleine Laden, in dem man Zigaretten und Summibandeln,  
Briefpapier und Petroleum, Seife, Semmeln, Kaffee, alles mit Pe-  
troleumgeruch (als Spezialität) kaufen kann, ist im alten Holzhäusl.  
Die neuen, oberen Zimmer sind an die Fabrik vermietet.

Auf der anderen Straßenseite, keine 200 Schritte weiter, steht der  
Konsumverein. Es ist ein kleines Gewölbe mit der gleichen Auswahl  
von Verkaufsgegenständen und der Kronawetter muß die Preise aus-  
schreiben, welche die Fabrik ihm vorschreibt. Manchmal versucht er's  
doch um ein wenig höher. Es nützt aber nichts, weil die Fabrikler es  
gleich dem Direktor sagen. Trotz alldem ist der Kronawetter dick und  
kugelrund, schuldet der Fabrik einen Haufen Geld und deswegen kann  
ihn die Fabrik nicht kündigen.

Jetzt kommt an der rechten Straßenseite das Gasthaus „Im Krug  
zum grünen Kranz“. Es ist die Fabrikskantine. Im oberen Stock sind  
Wohnungen für die Arbeiter, unten ein großer Saal, Küche und Woh-  
nung des Kantineurs Hofmann. Das Gebäude war der Anfang un-  
serer Crattenbacher Unternehmung. In ihm stand die alte Holzschleiferei.  
An der oberen Rückwand des Hauses fließt das Wasser im Obergraben  
vorbei und an der Seitenwand ist der Wasserfall in den Siphon, der  
unter der Straße durch das Wasser auf die gegenüberliegende Berg-  
lehne leitet. Dort fällt's dann in die Turbine. „Im Krug zum grünen  
Kranz“ wird Theater gespielt, da gibt es eine Radfahrer-Hilfsstation,  
einen Gesangsverein, Turnverein und selbstverständlich auch Karten-

gesellschaften. Die Wirtin, die Frau Hofmann, war Köchin in Wien, im Hotel Union und wenn sie will, kann sie sehr gut kochen. Sie will aber gewöhnlich nicht, weil sie lieber greint und über ihr Schicksal murrte. Warum weiß niemand, vielleicht der Herr Hofmann!

Auf der drüberen Berglehne stehen die Arbeiterhäuser in zwei Zeilen und gucken mit den roten Dächern lustig zum Bach hinunter, zum Himmel hinauf und dem Hofmann in den Magen.

Jetzt kommen wir zu unserem Nachbar. Benkbauer heißt er, Clemens schreibt er sich und Schneeweiß wird er genannt. Er ist ein grautiger großer Bauer, hat immer einen brennroten Barchentjanker an und schindet seinen Wald so viel es geht. Hat aber immer noch genug zum Schinden, weil er einen großen Besitz und keine Nachkommen hat. Er ist der Fabrik seit Beginn das Weidegeld schuldig und bleibt's auch. Sein Wahlspruch ist: „So lang als i eana was schuldig bin, tuats mi ös griaf'n. Hab' is amal zahlt, nacha denkt's enk ös j' gleiche von mir, was i ma von enk scho h i a t t denk.“ Dabei sauft er nicht. Und mit dem Manne möchte ich wegen Ankauf seines Grundes unterhandeln. Das ist doch sicher aussichtslos. Nicht?

Ja, richtig, da sind wir ja beim Holzerschuster-Haus vorbei gegangen. Da wohnt der Lechnerbriefbot drin, wenn der arme Kerl nicht wie jetzt, in Sibirien gefangen ist. Dann der Krausner Karl. Der Krausner ist Tagelöhner, wenn er gerade Lust hat. Sonst reist er. Er war in Vorarlberg, in der Schweiz, in Frankreich, England, Deutschland, in der Türkei und Rußland. Er war auch in Amerika, spricht Englisch, liest es auch und politisiert, wie selten einer in der Stadt; selbstverständlich die Politiker von Beruf mit eingeschlossen. Er versteht jede Handwerkerarbeit, jede landwirtschaftliche, jede Beschäftigung im Wald aus dem „F“, greift überall zu und kennt sich überall aus. Er ist ein Philosoph durch und durch, redet nur selten, dann aber geschickt. Einmal sitz ich mit ihm in der Stub'n und wir reden über die Herbstarbeiten. Drin im Zimmer spielt meine Schwiegermutter Löwelieder und singt dazu. Nachdem wir mit der Holzarbeit fertig sind, und er sich's sauber in sein Merkbuch eingeschrieben hat, daß er's nicht vergißt, sagt er: „Es ist eigentli was scheenes, wann si an älterne Frau no so a friedlich's G'müat bewahrt!“ Er hat den Nagel aber ganz genau auf den Kopf getroffen. — „Nachdenken!“ ist sein Motto. „Wann's d'i mit' an ganz an kloan Hammer immer wieder auf'n Joag-Finger vo da linken Hand haust beim Nageln, is' a Beweis, daß d'net nachdenkst. Weh' tuat's aber do und gift'n tuat's di a. Denk halt nach z'erscht, nacha dersparst Dir 's gift'n und 's wehtuan.“ Vor drei Jahren hat sich der Krausner wieder

Geld genug zum Reisen zusammen gelegt gehabt. Aber da ist der Krieg gekommen und da hat er Kriegsanleihe gekauft. Er hat bar gekauft, weil er sagt: „3' bleib' neamd, nit amal in Staat, was schuldi', weil i a nit möcht', daß mir der Staat was schuldi' bleibt.“ Sein Sohn ist voriges Jahr in Rußland gefallen.

Nun gehen wir eine lange Strecke zwischen leicht ansteigenden Wiesen links und steilen Waldbeständen rechts, dem Fluß entlang und kommen nach einem Kilometer zur zweiklassigen Volksschule. Da werde ich immer traurig, aber erst seit zwei Jahren, seitdem uns unser guter, alter Oberlehrer Scheibenreif ganz ungerechter Weise und ganz gegen seinen Willen fortgenommen und in's Flachland nach Süßenbach versetzt wurde. „Ja, um an Herrn Oberlehrer Scheibenreif is wohl schad!“ sagt die ganze Bevölkerung. Das ist mehr als Ehrenbürger zu sein oder ein Monument zu haben. Dieser Mann unterrichtete die Kinder — und es gibt furchtbar viele in Trattenbach — nicht nur gründlich und vortrefflich, er sammelte alte Lieder, Sitten und Gebräuche, hatte eine Bienenzucht, einen Obstgarten, beides als Muster für die Bauern, die er unterwies und denen er mit Rat und Tat in allem ein Freund und Helfer war.

Er spielte sehr schön auf der Orgel, kannte jeden Stein der ganzen Gegend, die Geschichte jedes Hauses. Er wußte von jeder Pflanze, wo sie zu finden und wozu sie zu gebrauchen ist; kannte alle Schwämme, die Käfer, Schmetterlinge und war bewandert in der Geologie der ganzen Gegend. Zu seinem eigenen Vergnügen zeichnete er eine große Landkarte des näheren Trattenbach, maß alle Höhen selbst nach und stellte Irrtümer der letzten offiziellen Kartenaufnahme aus dem Jahre 1876 richtig. Auch eine Reliefkarte der Gegend hat er eigenhändig gemacht. Er leitete eigentlich die ganzen Gemeindegeschäfte unentgeltlich und ohne, daß man's recht wußte. Der Bürgermeister wird's gewußt haben. Und der jetzige erst recht. Und dieser Mann, der dem Ort alles und dem Ort alles war, wurde nach vierundzwanzigjähriger Tätigkeit versetzt, ohne daß man den Beschwerden der Bevölkerung auch nur im geringsten Rechnung trug. Sein Nachfolger kam in Rang und Würden eines Oberlehrers. „Ja, aber der Herr Oberlehrer Scheibenreif!“ — Ich bin überzeugt, in Süßenbach geben sie ihn und seine Frau und sein herziges Töchterlein jetzt auch nicht mehr gern her, obzwar er erst das zweite Jahr dort ist.

Gleich neben dem Schulhaus, Jaun an Jaun, steht die k. k. Post, Telephon- und Telegraphenzentrale in einem. Ein Postfräulein versieht den Dienst und aushilfsweise der Lechnerbriefträger. Der ist aber jetzt irgendwo in Sibirien und wenn er da ist, weiß er auch nie, wie er die

Telephonschaltstößel einzustecken hat. So macht's keinen Unterschied. Die Post kommt und geht täglich einmal von und nach Trattenbach. Vor nicht zu langer Zeit brauchte ein Brief von Wien nach Trattenbach genau so lange, als wie von Wien nach Paris. Da kann aber die Trattenbacher Post nichts dafür. Die expedierte die Briefe überhaupt nicht. Es war am Posthaus vorne ein kleines Rasterl angebracht, in das wurden die eingelangten Briefe so quasi zur Schau gestellt. Ging einer vorbei und konnte er gerade lesen, so holte er sich seinen Brief heraus. Ich habe einen Brief, eigentlich nur ein Kuwert, gekannt, das schon ganz gelb war, die 10 Hellermarke war auch schon verblaßt. Der Brief stand einen Winter, einen Sommer und noch einen Winter ausgestellt und fand keinen Abnehmer. Dann hat ihn der Ruahalter vom „großen Pfaff“ einmal abgeholt. Er hat die ganze Zeit, „mit daweil g'habt“. Und wie er ihn sich nachher hat vorlesen lassen, hat er gesagt: „Des han i eh all's scho g'wiszt, zweg'n den hätt' i net de vier Stunden den dalkerten Brieaf juacha geh'n müass'n.“

Seitdem wir im Sommer in Trattenbach sind, wurde es mit der Post so eingerichtet, daß ein's von den Schuldirnd'ln nach Beendigung des Unterrichtes unsere Briefe abholte und im Vorbeigehen bei uns abgab. Einmal waren drei Rekommandierte auf einmal da. Das Dirndl gab aber nur zwei ab und auf die Frage nach dem dritten sagte es: „Ja, i woas, den han i am Weg walurn, grad beim Bölkerer Grant. Es kommen oba no zwoa Schulkinda nach, die wern' a scho' bringa.“ Haben ihn auch gebracht.

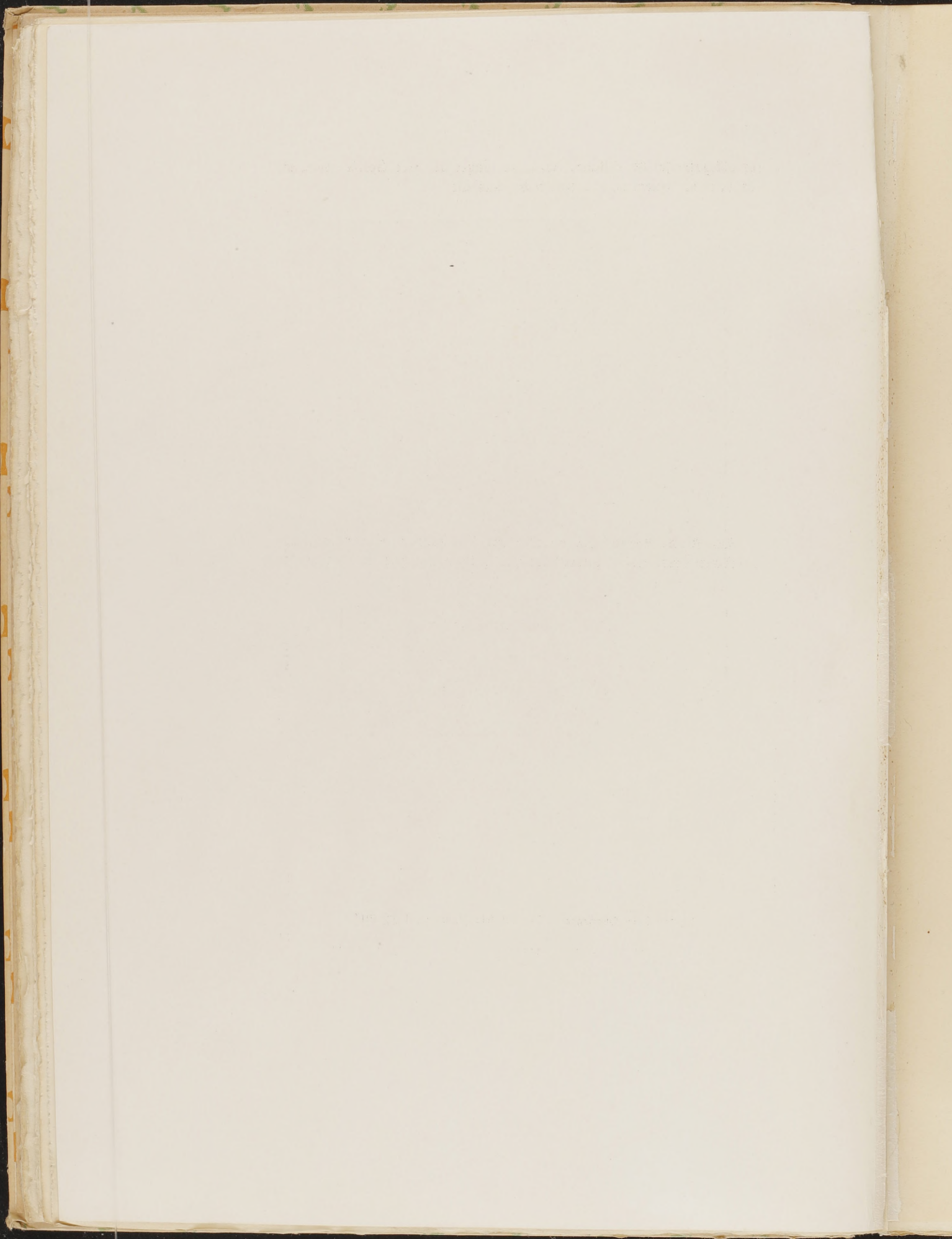
Jetzt in der Kriegszeit wurde die Post, wenn sie überhaupt ankam, von der Lechnerfrau verteilt. Mit dem Lesen ging's schwer. Wenn sie kam, nahm sie einige Briefe heraus aus ihrer Tasche, schaute sie an, ganz gleich, ob die Schrift auch verkehrt in ihrer Hand war, und sagte: „Wia mi des anschaut, müassat der Brieaf für Eana sein.“ Und nach dieser Einleitung suchte man sich seinen Brief eben heraus.

## VII.

Mauer an Mauer mit dem Posthaus steht das Pfarrhaus und guckt mit seinen Fenstern gerade auf die Kirche hin, die einem mit dem weißen Anstrich, wenn die Sonne scheint, die Augen blendet. Da habe ich bis nun vier Pfarrer einziehen sehen. Ich habe sie alle gekannt, mit den meisten Carock gespielt, aber höchstens einmal mit jedem, weil sie mit mir nicht mehr spielen wollten. Ich spiele nämlich Carock so miserabel schlecht, daß ich die Geduld selbst eines Pfarrers, die ja in seinem Be-



„Ja, der Herr Oberlehrer! Der hat fein schön Orgel g'spült!“



ruh obligatorisch ist, bestaune, wenn er länger als vier Spiele, wenn ich notabene bei einem noch geteilt habe, aushält.



Die Kirche stammt aus irgendeinem Jahrhundert, wurde angebaut, überbaut, umgeändert, geweißingt, neu gedeckt und hat jetzt endlich das



Aussehen erlangt, das man bei einer wunderhübschen Landkirche voraussetzt. Es schließt sich gleich der Ortsfriedhof daran an. Zwischen Straße und Bach liegt er höher als das Straßenniveau und die vielen Kreuze aus Eisen, oft ganz kunstvoll geschmiedet, gucken je nach Bedarf, manchmal lustig, manchmal traurig den Vorübergehenden an. Ich meine, je nach Stimmung des Vorübergehenden.

Nur wenige Schritte trennen uns von der Hauptattraktion des Dorfes, vom Gasthaus „Zum braunen Hirschen“ oder wie es kurz genannt wird, vom Morgenbesser Wirtshaus. Das hat früher einmal Fuchsreiter geheißt. Ich habe die alte Fuchsreiterin, eigentlich hieß sie Sieglin, noch gekannt. Die hat trotz ihres hohen Alters noch selber gekocht. Aber wie gut! Da sind wir, der Vater und wir Bub'n, wenn wir nach Trattenbach gefahren sind, immer zum Mittagessen hingegangen. Wenn ich nicht wüßte, daß mein Vater wirklich wegen der Fabrik hinausgefahren ist, ich würde beinahe vermutet haben, daß er wegen der guten Forellen und der fabelhaften Eierspeise, oder des Kaiserschmarrens wegen die Reise unternommen hat. Da waren bei der alten



Sieglin noch zwei baumlange Fuchsreiterbub'n. Der eine hieß Schani, der andere Hausl (Balthasar). Was aus ihnen geworden ist, ist mir

unbekannt. Einer hat riesig viel getrunken und dadurch ist in irgendwelcher Art sein Schicksal bestimmt worden. Von den Fuchsreitern ist niemand mehr im Ort. Die Fuchsreiter waren ein adeliges Geschlecht, das seinen Adel aus dem dreißigjährigen Krieg von einem Soldaten, der einen Fuchs ritt und sich auszeichnete, ableiten soll. Die alte Frau ist hoch in den Achtzigern, vor ungefähr zehn Jahren zu Grabe getragen worden. Das war auch eine, von der man gesagt hat: „Ja, die alte Sieglin!“

Der jetzige Wirt, der Morgenbesser, ist mit aller Welt verwandt. Erstens durch die Verbreitung seiner eigenen Familie, dann durch die Heirat seiner selbst, mit, ich glaube bisher drei Frauen, und vor allem durch die ihm zwischen diesen einzelnen Heiraten aufgedrungene Zeit des junggesellenhaften Witibertums. Er hat außer dem Wirtshaus eine Sägemühle, eine Menge Grund, Unmasse Wald, Pferde, Vieh, elektrische Beleuchtung und immer Durst. Infolgedessen, infolge des letzteren näm-



BERGPRÄDIGT.

sich, muß er meiner Ansicht nach, immer nüchtern sein! Nicht wahr? Nur, wenn er keinen Durst hat, — na, lassen wir das.

Das Wirtshaus ist naturgemäß, zum Unterschied von der Fabrikantinkantine, der Sammelpunkt aller in der Fabrik nicht Beschäftigten. Ich

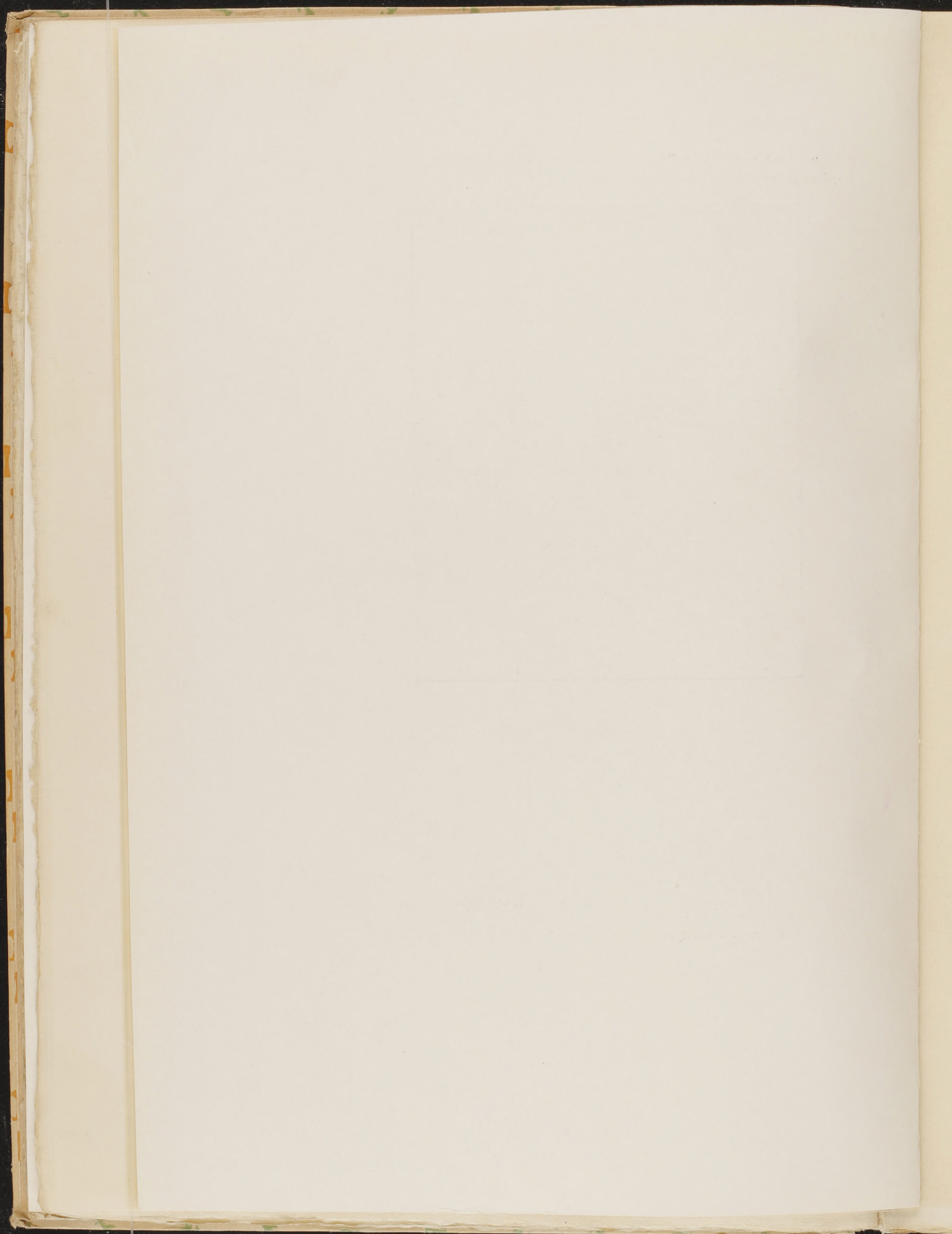
muß jedoch hinzufügen, daß gewöhnlich zuerst der Grund in der Fabrik-  
kantine gelegt wird. Auf diesem wird dann beim Morgenbesser weiter  
aufgebaut. Solenne Festessen, wie Kindstaufe-, Hochzeits- und Leichen-  
schmaus, werden hier abgehalten, dauern entsprechend lang und finden  
ihren Abschluß, je nach dem Heimweg des betreffenden, in dem dem  
Graben geographisch am günstigsten gelegenen Grabenwirthshaus. Der  
Ruhpunkt, der wirkliche Schluß solcher Feiern, erfolgt jedoch gewöhn-  
lich 50 bis 100 Schritte von diesem Wirthshaus entfernt, in der Richtung  
des respektiven Wohnortes, im Straßen- oder vielmehr Karrenweg-  
graben. Im Winter läßt sich da gut ruhen. Weich ist der Schnee, das  
Haupt ruht bergwärts, gegen das Frieren hilft der innere Geist. Im  
Sommer ist's jedoch weitaus schmerzlicher, da selten Stellen zu finden sind,  
an denen die Brennesseln nicht in ausgiebigstem Maße die Stelle eines  
Leintuches vertreten. Wirkliche, absolute Ruhe ist da schwer zu finden



und ich habe es oft bemerkt, wie manch ruhebedürftiger Geselle mit  
derben Fliichen nicht das Lager fand, das er ersehnte.



Das Wirtshaus zum braunen Hirschen, auch Morgenbesserwirtshaus genannt.



Es wird wohl jetzt besser geworden sein. Im letzten Jahre haben Abteilungen des Landsturmes diese Pflanzen gesammelt und fortgetragen. Man wollte aus ihren Fasern neuen Spinnstoff machen. Ich glaube, es war eine gute, gesunde Beschäftigung für die fleißigen Landstürmer. Sie waren nur nicht gründlich genug. Bei mir oben, beim Haus, wachsen die Brennnesseln in üppigster Pracht an die drei Schuhe hoch. Die Kinder haben einen heillosen Respekt. Ich bitte um eine Landsturmabteilung, die ständig Wache hält, denn, reiß' ich eines Tages das Zeug mit allen Wurzeln aus, so ist am nächsten Tag schon wieder neues Kraut zu sehen. Es gäbe eine immerwährende Ernte.

Wie ich vom Morgenbesser zu den Brennnesseln gekommen bin? Ach ja, beim Schandl, bei meinem Grabenwirthshaus 80 Schritte weiter, dort, wo der Bach über den Weg oder der Weg über den Bach geht. Nun ja, freilich. Es geht einem jeden so!

Vom Wirthshaus fort, der Straße nach, findet man erst nach einem Kilometer ein Haus. Da wohnt ein Mann drinn, der Regenschirme ausbessert und Messer schleift. Er hat fortwährend Regenschirme auszubessern und erlebte die Hochkonjunktur seines Schleifergewerbes, als wir italienische Arbeiter, deren jeder ein Stilet besaß, zum Straßenbau, für einen Sommer lang, eingestellt hatten. Der Mann an sich ist völlig uninteressant.

Im oberen Stock seines Hauses, in der Mansarde, wohnt aber der alte Frankl, der Berggeist. Wir haben nämlich hier in Trattenbach, obzwar noch eine gute halbe Stunde Wegs von hier, ein echtes Kupferbergwerk. Es ist mir trotz eifrigster Mühe und trotz Kupfernot, trotz Raperung der für uns Kupfer tragenden Neutralschiffe und trotz Gutachten einiger Koryphäen, nicht gelungen, irgend jemand ernstlich für dieses Bergwerk interessieren zu können, weil alles immer darauf hinauslief, daß es zwar landschaftlich einzig liege, jedoch der Ausbeute nach, unmöglich irgendwelche „Aussicht auf Hoffnung auf Erfolg irgendwelcher Rentabilität“, gewähre. Das hat mich nicht unangenehm berührt. Bleibt doch einerseits mein Gewissen frei, einen so notorischen Schatz, in jetziger Zeit des stärksten Mangels, nicht aller Welt bekanntzugeben zu haben, andererseits die Versicherung zu haben, daß der Jagd durch das Aufschließen des Bergwerkes, nicht irgendwelcher Schade zugefügt würde.

Und in diesem Bergwerk und für dieses Bergwerk arbeitet Frankl, der Berggeist. Er ist ein Mann von siebenzig Jahren, klein, robust, mit gewaltigen Fäusten; die Beine sind stämmig, stark gebogen, seinem Vorbild, dem Dachs (Dackel) nachgebildet. Kleine schwarze Augen blicken listig aus einem faltenreichen Gesicht; schwarzes Haar, schwarzer Schnau-



DER TRATTENBACHER  
BERGGEIST.

ER

zer und eine kupferrote Nase (siehe Kupferbergwerk, siehe Morgenbesser, siehe Gasthaus „zum braunen Hirschen“) vervollständigen das Porträt. Er findet dank seiner vortrefflichen Augen in jedem kleinsten Stein Spuren von Kupfer und fände er sie nicht, so hätte er keinerlei Daseins- oder vielmehr Hierseinsberechtigung. Um ihm teilweise wenigstens aus diesem Dilemma der fortwährenden Augenüberanstrengung oder der Notfunde zu helfen, ward er mein Aushilfsheger. Etwas fleißigeres und passionierteres habe ich noch nicht gesehen. Er hat, das ist sein Fehler, allerdings derart trainierte Augen, ich möchte sagen, übertrainierte Augen, daß er überall nur Böcke, Rehböcke, sieht. Und ich bin daraufgekommen, daß es doch nur Gaisen waren. Seiner großen Freude zum Weidwerk und seiner Gutmütigkeit wegen ist er bei jeder Jagd ein gerne gesehener Schütze. Seit über 20 Jahren wohnt er jeder Jagd bei und hat noch nie einem Tier ein Leid getan. Ich kann ihn überallhin als Jagdgast wärmstens anempfehlen. In der schlimmen Zeit, die wir jetzt alle erleben und erlebten, in der Zeit, in der mir die Russen einen braven Jäger, einen guten Freund, den Revierjäger Georg Leimberger am 21. März 1915 am Duklapaß erschossen haben und der Schachner, mein anderer Jäger, im Felde stand, hat mir der alte Frankl das Revier behütet und gut behütet. Dank sei ihm dafür!

Auf der Straße weiterschreitend, gelangen wir zu einer Sägemühle, der Haidbauernmühle. Der alte Haidbauer wohnt gleich daneben. Er ist einer der Reichsten, wenn auch nicht der Größten. Und vor allem ein geschiedter Bauer, schon halb Industrieller. Mit ihm läßt sich gut reden, er hat klare Ansichten und feste Grundsätze. Wären nur alle so! Sonst ist nichts zu berichten, als daß er der Schwiegervater des Roderholt im Hinterotter ist.

Gleich darauf kommt das erzbischöfliche Forsthaus, ein nüchternes Gebäude mit nüchternem Inhalt. Die Förster wechseln zu oft und man wird nicht warm. Einer, den ich vor 10 Jahren noch kannte, das war der Förster Seeböck. Ein Riese an Statur und Kraft, vollständig unter dem Pantoffel seiner zweiten Frau, bei deren Bett ich, nebenbei bemerkt, einmal zur Hahnzeit die Ehre hatte, warten zu dürfen, bis der Herr Förster fertig angekleidet war. Am dem Morgen hat er mich aber gehörig geschunden; talauf, talab und nirgends ein Hahn. Sollte das Rache gewesen sein? Ich habe mit Seeböck nur auf Hahnen gejagt, ihn immer brav selbst abgeholt und aufgeweckt und habe, das sehe ich erst jetzt, redlich dazu beigetragen, ihm die Hähne für andere Schützen verlosen zu helfen. Ich bin ihm nicht böse darum, denn dabei habe ich viel gelernt, herrliche Abende und wunderschöne Morgen im



Wald und auf der Höhe zugebracht und wahrscheinlich mehr gesehen und gehört, als wenn ich meinen Hahn gleich gefunden und gleich „derglengt“ hätte. Er, der Seeböck, hat sich nicht gerne etwas in die Jagerei dreinreden lassen und dann ist er eines schönen Tages weg, weil er sich auch nicht gerne etwas in seine Ehe hat dreinreden lassen und gar von den Bauern. Er ist in's Salzburgische gekommen. Jetzt weiß ich nichts mehr von ihm.

Dann kam ein böhmischer Förster an seine Stelle, der hat meine zwei besten Schweißhunde am Gewissen. Ich hoffe, sie zwicken sein Gewissen recht fest und verbellen ihn jede Nacht im Traum.

Ihn löste der Förster Rogelmüllner ab. Ein guter, angenehmer Nachbar. Der Krieg hat ihn für einige Zeit an eine andere Stelle versetzt, und sein Substitut, der Jäger Bell, ist Jäger durch und durch. Nur schießt mir der Kerl zu gut. Und wir grenzen dicht aneinander!



Jetzt hat die Welt eigentlich, der gebahnten Straße nach, das Ende erreicht. Was jetzt kommt, ist Übergang, schon ein Teil der Außenwelt. Da kommt der Dernbauer, der mir voriges Jahr seine Alm um ein Sündengeld, man spürt die Außenwelt bereits, verkauft hat, dann der Schmölzhof. Zu diesem Hof gehörte einst das Bergwerk. Der Hof ist ein Pachthof, landschaftlich einzig schön gelegen. Dann kommen noch einige schöne Bauernhöfe, die entweder immer Sonne oder immer Schnee haben und dann kommt der letzte Hof, der Janglbauernhof. Da hört die Straße auf. Der hat Ruhe bis in die Ewigkeit. Amen.

VIII.

Von hier ab geht ein kleiner Fußsteig durch nasse Wiesen, oft läuft der Bach am Fußsteig selbst, und steil geht's aufwärts gegen hohen



Ende  
Welt.  
ein  
der  
of ist  
noch  
hnee  
hört

schwarzen Fichtenwald, und nur auf einem kleinen Stück steht der Berg-  
rücken kahl gegen den Himmel. An dieser Stelle aber sieht man als  
schwarze Silhouette ein uraltes Wetterkreuz. Das ist die Fanglbauern  
Höh', der Abschluß des Längstales, das wir jetzt durchschritten haben.  
Wie eine Mauer legt sich da der Berg Rücken als Talsperre und Wasser-  
scheide vor. Am Ramm des Rückens läuft die steirische Grenze. Und  
über den Rücken geht's hinein in's Fröschnitztal. Das kommt von der  
anderen Seite her, auch zum End' der Welt.

Auf der Berglehne rodeln im zeitlichen Frühjahr die kleinen Hahnen  
zu Dutzenden, daß es eine Freude ist. Im Herbst und im Winter steht



das Hochwild gerne dort, und Almhäsen huschen im Schnee herum.  
Folgt man dem Fußweg nach links weiter, so gelangt man auf den

Fröschnitzsattel und entweder ostwärts auf den Hochwechsel oder westwärts auf den großen Pfaff. Südwärts geht's nach Feistritz. Steigt man jedoch über die Wiesen zur Höhe an und gewinnt diese durch den Ochsengraben, so hat man eine Rammwanderung seltener Schönheit vor sich. Zuerst sieht man in den Fröschnitzgraben, dann in den Dürngraben, dann in das Tal des Semmering, plötzlich schiebt sich der hohe Göstritz, der Sonnwendstein, vor. Am Alpkogel entlang führt der Weg immer in gleicher Höhe fort, da sieht man Göstritzgraben, Schottwien und Himmelreich, bitte, so heißt eine Ortschaft und das ist bezeichnend für das End' der Welt! Zum Schluß landet man beim Kummerbauerstall.

Vom Kummerbauerstall habe ich noch gar nicht gesprochen. Wenn man nämlich von Schottwien, Maria Schutz rechts liegen lassend, im



Göstritzgraben steil aufsteigt, so gelangt man nach dreiviertel Stunden auch zum Kummerbauerstall, dem Sattel zwischen Otter- und Sonnwendsteinmassiv. Von da aus führt ein Karrenweg in 15 Minuten zu unserem Haus. Das ist der kürzeste, aber auch der schlechteste Weg. Den gehen wir immer, wenn wir rasch beim Haus oben sein wollen. Um diesen Weg bis zum Haus nur ganz Eingeweihten kenntlich zu machen, haben

wir auf Bäumen und gut sichtbaren Steinen eine grünweiße Scheibenmarkierung angemalt.



Die erste Markierung machte ich mit Unterstützung meines Freundes Jimpel, die zweite, nachdem die erste schon abgebläht war, haben der Andreas und die Elisabeth gemacht. Die Elisabeth war damals acht oder neun Jahre alt und hatte die grüne Farbe, Andy die weiße. Als ich nachschauen ging, ob alles ordentlich gemacht sei, zeigte es sich, daß Elisabeth alle Schwammerln grün angestrichen hatte.

Das war bis nun nur eine kleine Promenade, welche uns an die eine Grenze Trattenbachs brachte. Es war eine Voreiligkeit, und zur Strafe müssen wir den ganzen Weg wieder zurückgehen, weil mich ein anderer Weg, in dem geographisch-chronologischen Fortschritt meines Programms, zu sehr stören würde.

Also wieder bergan, bis zum Wetterkreuz am Alpkogel vorbei, an die steirische Grenze, die wir nun immer einhalten, zur schwarzen Lacken, einem ganz auf der Kammlinie gelegenen schwarzen Tümpel, leicht ansteigend zur Poirshöhe, dann langsam bergab zum Fanglbauer Wetter-



Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

kreuz und, damit wir keine Zeit verlieren, gleich über den Abhang hinunter, durch den nassen Weg und weiter am Schmölzhof vorbei, bis zum Riengrabeneingang.



Nagelschuhe sind unbedingte Notwendigkeit. Von allem Anfang an muß man steigen. Das muß man immer und überall in Trattenbach. Man kommt bei der Reuschen vom Trättler im Riengraben vorbei, dann beim Rennhoferhaus und zu guter Letzt zum Schabauer und zu allerletzt zum Häfler Karl. Weder von den Höfen, Häusern, noch von den Bewohnern ist etwas zu berichten. Nur der Häfler Karl, der ganz allein mit seiner Nichte im letzten kleinsten Häusl wohnt, ist ein wenig interessant. Er ist ein alter Mann, hoch in die Sechzig. Der hat zu aller Zeit bei der Jägerei mitgeholfen, hat viele gute Hirschen selbst erlegt

und hat von seinem Vater noch Wolf- und Bärengeschichten übernommen, die er manchmal weitererzählt. Ich habe noch keine gehört,



kann mir's aber ganz gut vorstellen, daß es vielleicht noch im vorigen Jahrhundert Bären, sicher aber Wölfe, bei uns gegeben hat. Das „Bärenwirthshaus“ am Semmering könnte eine, von irgendeiner Bärengeschichte abgeleitete Bezeichnung sein.

#### IX.

Ich hatte vor einigen Jahren auch den Riengraben zum Bejagen von der Herrschaft übernommen, habe dort eifrig gehegt und es zu schönem Wildstand gebracht. Dann sagte mir die Herrschaft auf einmal das Jagdrecht ab, und ich hatte doch noch einen so schönen Bock drinn steh'n!

Den habe ich mir holen müssen und habe ihn mir auch geholt, wie, wo, wann, das erzähl' ich nicht. Niemand war dabei und gesehen hat mich auch niemand. Möglich, daß vielleicht der Häßler Karl doch etwas bemerkt hat. Ich habe ihn nämlich am nächsten Tag begegnet und da hat er gelacht und gesagt: „Grüß Gott! Schee'ns Weda, treff'ns guat mit dera Büchs? Pfüt Gott!“ und nach einigen Schritten drehte er sich nochmals um und sagte: „Recht ham's g'habt!“

Jetzt sind wir auf der halben Höhe im Riengraben und steigen schön langsam weiter.

Da kommen wir bei der Jagdhütte im Hochwald vorbei. Da habe ich oft übernachtet. Gewöhnlich recht müde und nicht immer von Weid-



am 11. VII. 1911  
Dieser Bock am  
Rindgrabenwiese  
erlegt. G. v. T. M.

mannsheit beglückt. Aber in einer Jagdhütte hält schlechte Stimmung nicht lange vor. Ein wenig Essen und ein bisschen Trinken, viel Rauchen und im Nu ist die Zeit des Sähnens da. Man streckt sich auf den Strohsack, der Hund legt sich zu Füßen — — und auf einmal hat man einen Zorn, daß der Wecker schon losgeht. Da habe ich einmal eine recht lustige Geschichte mitgemacht.

Nach langer Zeit nach beendigter Auerhahnbalz pürschten wir in dem Teil und beabsichtigten, dort zu übernachten. Hie und da war dort ein Schuß gefallen, ohne daß wir auf die Ursache, noch weniger auf den Urheber stoßen konnten. Wir spannten etwas. Vorsichtig pürschten wir durch den Wald der Rindgrabenwiese zu, auf der ein sicherer Bock stand. Ungefähr 100 Schritte davon die Hütte. Es war schon zu dunkel, wir suchten daher nur mit unseren Gläsern die Wiese ab, um für den nächsten Morgen Sicherheit zu haben. Etwas Rotes war zu sehen. Ob's

ein Bock war, darüber konnten wir uns nicht klar werden. Wir pürschten gerade leise fort, als wir das Zuschlagen der Hüttentür laut



durch die Stille vernahmen. Unsere Blicke verständigten sich sofort, die Gewehre gespannt und am Steig der Hütte zu — Hat der Kerl auch den Schloßhaken gefunden, obzwar wir ihn gut versteckt hatten! Die Hütte hatte ein Fenster. Wir also an der fensterlosen Seite herum, jedes Geräusch vermeidend. Das Knacken eines Astes geht durch Mark und Bein. Wir kommen zur Türe. Richtig verschlossen. Wir horchen. Nach langer Zeit hören wir tiefes Atmen, wie nach schwerer Arbeit. Dann ein Schieben, wie wenn etwas Schweres am Boden geschoben würde. Am Ende gar der Achter-Hirsch, den wir gestern am Trättler Schlag gesehen haben. Ganz weich im Bast und recht schäbig aber stark im Wildbret! Da, ein gedämpfter Stoß. Jetzt hat er den Hirsch unter's Bett gebracht, ihn wahrscheinlich mit den weichen Stangen bis zur Wand geschoben. Na, wart!

Bis jetzt hatten wir nur vor verschlossener Türe gehorcht. Jetzt vorwärts, die Sache war sicher. Den Reserveschlüssel aus dem Rucksack, sachte in's Schloß und leise dreht sich der Riegel. Noch einen Moment warten wir, da hören wir rasches Rucken und Schieben. Na, dumm

Wir  
r laut



ct, die  
auch  
! Die  
erum,  
Mark  
rchen.  
rbeit.  
hoben  
ättler  
stark  
nter's  
s zur

vor-  
ksack,  
oment  
dumm

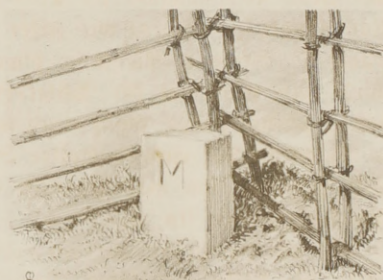
ist der auch noch, nicht einmal die S'nagelsten auszieh'n! Beide die Gewehre im Anschlag, die Tür mit den Füßen auf. „Nit rühr'n — gib dich!“ Zum Glück hat der Karl die Lampe nicht angezündet. War auch gut so, sonst wären wir im grellsten Lichte und geblendet dagestanden. — Aha, dort im Eck! Noch einmal: „Rühr dich nicht, oder 's kracht.“ Da hebt sich etwas großes, weißes vom Boden und gleich darauf mit tiefer Bassstimme — — — — „Muuuuuh“ dann an Kenner, daß mir Hören und Sehen verging, kopfüber lieg' ich in einer Staud'n und davon geht's — — ratabum, ratabum. Zum Schießen war keine Zeit, Gott sei Dank, sonst hätt der Kennhofer im Rieggraben 200 Gulden für seinen Ochsen verlangt, der bei der offenen Tür in der Hütt'n eini is und sie beim Auffawoll'n zuag'stef'n hat. Zwei Tag' ham'sn scho' g'suacht g'habt. — Na, in dera Hütt'n hat's ausg'schaut!

X.

Der Weg geht an der Hütte vorbei; gleich nach der Hütte liegt mitten im Walde eine kleine Wiese. Da gehe ich nur ungern und möglichst rasch vorbei. Ich habe nämlich auf dieser Wiese auf 15 Schritte einen Prachtbock gefehlt. Aber so gefehlt! Na, ich danke.

Wenn man unsere Gegend nicht gewöhnt ist, so seufzt man beim Anblick des nun folgenden Wegstückes. Ich seufze nicht mehr. Ich weiß, daß mir da alles nichts nützt und daß auch hier die Zeit selbst über die stärkste Steigung und den längsten Weg forthat.

Trotz allem sind wir jetzt oben auf der Vernbauernalm angelangt; da kann man ausschmaufen, sich niedersetzen und ausruhen. Es ist eine ganz auf der Höhe gelegene Hochalm, die ich vor drei Jahren angekauft habe. Die Aussicht, die man hier genießt, wetteifert mit jener beim Rumberbauerstall. Vor mir gegen Süden liegt der Saurücken, der hohe Alpl und im Anschluß daran, der Hochwechsel, gegen Osten der Ottenbachgraben ausgebreitet und ganz entfernt sieht man den hohen Otter ein wenig über die Schneide, zwischen Ottenbach und Schlaggraben, herüberwinken. Wenn wir an das Ende der Wiese gehen, finden wir einen Grenzstein mit einem „M“ mitten drin. Da beginnt mein Eigenjagdrevier.



Das Grenzsteinsetzen ist eine Freude, die ich kaum beschreiben kann. Um diese Freude länger vor mir zu haben, habe ich die Grenzsteine selbst, aus Beton und Sand mit einer Eiseneinlage, gegossen, das „M“ selbst hineingemeißelt; dann wurden vier solche Steine in zwei starke Säcke gepackt, die Last dem guten Ali, meinem bosnischen Tragtier, aufgeladen, und dann ging's mit Krampen und Schaufeln, Ali am Zaun nachführend, hinaus. Es ist nicht so ganz einfach, einen Grenzstein richtig zu setzen. Wenn das Gebiet richtig ausgesteckt oder gut verzäunt ist, geht's leichter. Aber dort, wo jeder seinen Zaun nach den am besten gelegenen Bäumen oder dem am leichtesten auszuhebenden Grund hinstellt, ist es schon schwieriger. Und beim Grenzsteinsetzen will man ja was schaffen, das einen selbst lange überdauern soll. Das heißt so viel: Hier an dieser Stelle der großen Welt beginnt ein Stück dieser großen schönen Welt, das dir rechtmäßig zu Eigen ist. Das sollen Alle wissen, die es angeht. Die Nachbarn und die Kinder. D'rum heißt's da sauber arbeiten! Sonst laufen die Kinder Gefahr, einmal sich wegen dieser Sache herumschlagen zu müssen. Und das ist nicht nötig. Wenn man ihnen einen Teil des ohnehin unvermeidlichen Herumschlagens, das jeder mitzumachen hat, abnehmen kann, so hat man das zu tun.

Ich habe die Grenzsteine so gewissenhaft als möglich gesetzt, mich in nicht ganz klaren Fällen mit den Nachbarn besprochen und hoffe, daß da keine Unannehmlichkeiten herauskommen können.

Gerade an diesem Punkte treffen drei Jagdgrenzen zusammen.

Das kaiserliche Revier von Dürrgraben, das herrschaftliche vom Riengraben und mein's. Hier spielt sich auch jedes Jahr, zur Zeit der Birkhahnbalz, eine Art stummes, mäuschenstilles Wettrennen ab. Von jeder Seite steigt der betreffende Jäger an, hockt sich in seinen Schirm und wartet auf den kleinen Hahn. Der fällt gewöhnlich knapp am Zaun ein und nun trachtet jeder den Hahn durch Anrauschen auf sein Revier zu bringen. Einmal fiel er direkt vor dem kaiserlichen Schirm ein, der darin Sitzende schoß und fehlte, der Hahn bäumte auf der Fichte über meines Jägers Schirm auf; Veimberger schoß ihn herunter und, damit jeder etwas zu tun hatte, schimpfte der herrschaftliche Förster in seinem Schirm derart vernehmlich, daß Veimberger mit einem lauten Juchzer anfing und mit einem Goethe'schen Zitat endete, den Hahn aufhob und über den Schnee abfuhr.

Am anderen Ende der Hochwiese sieht man über den steilen Abhang bis in den Rauchfang vom Trättler im Riengraben hinunter. Wenn man da ordentlich ausrutscht, kommt man als ganz mürrbes Geselechtes beim Trättler in der Küche an. Ich weiß nicht, ob Trättler's Urahren

nicht vielleicht bei Anlage ihres Hauses auf solche geselchte Rehe oder Hirsche irgendwie gerechnet haben. Ordentlich „Ausrutschen“ lassen



kann man ein Stück Wild mit einem halbwegs guten Schuß da leicht. Aber wir halten uns da schon zu lange auf und der Wind bläst fest.

Da, zwischen den zwei Fichtenbäumen fängt der Pürschsteig an und wenn wir den jetzt vorsichtig weitererschreiten, rechts und links in den dichten Bestand zwanzigjähriger Fichten einschau'n, so kann es uns leicht passieren, daß wir auf Kehwild stoßen. Hier habe ich vor vier Sommern ganz zufällig meinen besten Bock erlegt.

Jetzt kommen wir zur Suhllacke und gehen am Zaun entlang den Verbindungssteig bis zum ungefähr 200 Schritte tiefer liegenden mittleren Pürschsteig. Den hab' ich gleich als Holzabfuhrweg breit ausbauen lassen. Wir treffen gerade vor dem großen Trättler Schlag darauf. Da zeigen sich Fährten vom Hoch- und Kehwild. Am oberen Schlagsaum führt der Steig unter überhängenden Lärchen und Birken, den Lieblingsbalzplätzen des großen Hahnes weiter, tritt dann in eine beinahe undurchdringliche Fichtenschonung ein und mündet in der Hälfte des zweiten

Schlages, der noch größer und länger ist, als der eben überquerte. Beide Schläge sind mit Fichten und Douglastannen kultiviert.

Ich habe auf dem ersten 9000, auf dem zweiten 15.000 Pflanzen setzen lassen und jetzt, im fünften Jahre, sieht man schon ein wenig die Spitzen über dem im Herbst gürtelhohen Grafe.

XI.

Mitten im Schlag steht ein Hochstand. Das ist ein schreckliches Ding mit den Hochständen! Ein Hochstand ist das Resultat unzähliger, er-



gebnisloser Pürschen auf ein und dasselbe Stück Wild. In der letzten Verzweigung geht man daran, einen Hochstand aufzustellen. Diejenigen, die den Hochstand zimmern, sehen das ersehnte Stück Wild alle Augenblicke zu den unmöglichsten Tageszeiten. Ist der Hochstand dann so weit, daß man ihn beziehen kann, so zeigt sich das Stück nie mehr; man hat einen Hochstand mehr im Revier. Wie viele solche Hochstände stehen jetzt bei mir und wie selten habe ich vom Hochstand aus überhaupt geschossen! Von diesem eben besprochenen Hochstand habe ich im Laufe

von fünf Jahren einen Bock erlegt, alles übrige Wild, das ich auf diesem Schlag erlegte, und das war nicht wenig, auf der Pürsch vom Boden weg.

Das Hochstandmachen ist eine große Kunst. Zuerst heißt es den richtigen Platz finden, dann auf dem richtigen Platz die richtigen Bäume. Das ist das Strategische. Jetzt kommt das Körperliche. Das Aufsteigen auf einen dieser Bäume, das erste Befestigen eines Stützpfostens zum nächsten Baume, das Verbinden des dritten Baumes oder einer Stütze, das Zimmern des Bodens, der Bank und zum Schluß das Verfertigen und Hochbringen der Leiter. Es kann nicht jeder Jäger einen ordentlichen Hochstand anlegen. Von sonstigen Dilettanten rede ich gar nicht.

Da war ich einmal in Ungarn auf Hirsche. Ich konnte mit dem Automobil bis zur Jagdhütte fahren. Von dort aus unter-

nahm ich meine Pürschen und während der Zeit meines Aufenthaltes hatte der Chauffeur aber *š o n g a r n i c h t s* zu tun, es sei denn, daß man das Abhalten der Moskitos und Gelsen von seinem allerdings sehr umfangreichen Körper als Tätigkeit bezeichnen könnte. Das Essen und Trinken halte ich speziell in diesem Falle für eine Notwendigkeit, das heißt also für eine Tätigkeit. Nun in dieser freien Zeit bestieg besagter Chauffeur nach eingeholter Erlaubnis auf einer breiten Pürschallee einen Hochstand.

Ich kam nach zwei bis drei Stunden zur Hütte zurück, fand keinen Chauffeur vor. Im Automobil war aber mein Waschzeug und Feldbett eingesperrt, den Schlüssel hatte er. Es war schon ganz finster, gegen acht Uhr im August. Ich wartete eine halbe Stunde, er kam nicht. Daraufhin machte ich mich auf den Weg, um bis zum Hochstand Nachschau zu halten, da es immerhin möglich sein konnte, daß er sich irgendwie verirrt hätte.

Nach einer halben Stunde war ich beim Hochstand und leuchtete mit der Laterne hinauf. Da sah ich ihn oben sitzen, sich mit den Händen krampfhaft anhalten, und wie er mich erkannte, sagte er wie ein kleines Kind, das sich fürchtet von einem Sessel herunter zu steigen: „Bitt' ščö' gnä' Herr, heb'ns mi obi.“ Also das war einmal vollständig ausgeschlossen, von allem Anfang an. Ich mute mir an Kraftleistungen einiges zu, aber hier war es ganz sinnfällig, daß daran einfach nicht gedacht werden konnte. Ich wiege knapp 60 Kilogramm und er reichliche 128 Kilogramm. Wie macht man das? Gar nicht. Und, so habe ich's auch gemacht. Auf mein Zureden, er möge sich doch umdrehen und schön langsam heruntersteigen, meinte er: „Dös versuch' i do ščö' seit zwa Stund', oba des Graffelwerk derleid's net.“ Allerdings, ich mußte konstatieren, als er auf der ersten obersten Stufe in Rückenansicht, in tiefer Rückenansicht vor mir stand, bog sich die Sprosse ganz bedenklich — krach, krrraaachch — unten war er mit allen Sprossen, die er im Fallen mitgenommen hatte. Als er ganz unten, wo's kein weiteres Hinunter mehr gab, angelangt war und ich entweder auf ein leises oder lautes Stöhnen oder aber vielmehr auf ein Aufklauben und Heimtragen im Schnupftüchel gerechnet hatte, vernahm ich: „Gott sei Dank, das dös vorüber is!“ konnte nichts anderes sagen, als „Das hätt'ns vor zwei Stunden auch schon mach'n können!“ Ich glaube aber, daß ich das vor lauter Lachen nicht deutlich ausgesprochen habe.

An ein Pürschen in diesem Revierteil war am nächsten Morgen nicht zu denken, Licht, Lärm und Lachen verscheucht jedes Wild. Erst am übernächsten Morgen kam ich wieder an diese Stelle. Vom Hoch-

stand keine Spur außer ein Haufen von Birkenprügeln, von denen einige über fußtief in die Erde gepreßt waren.

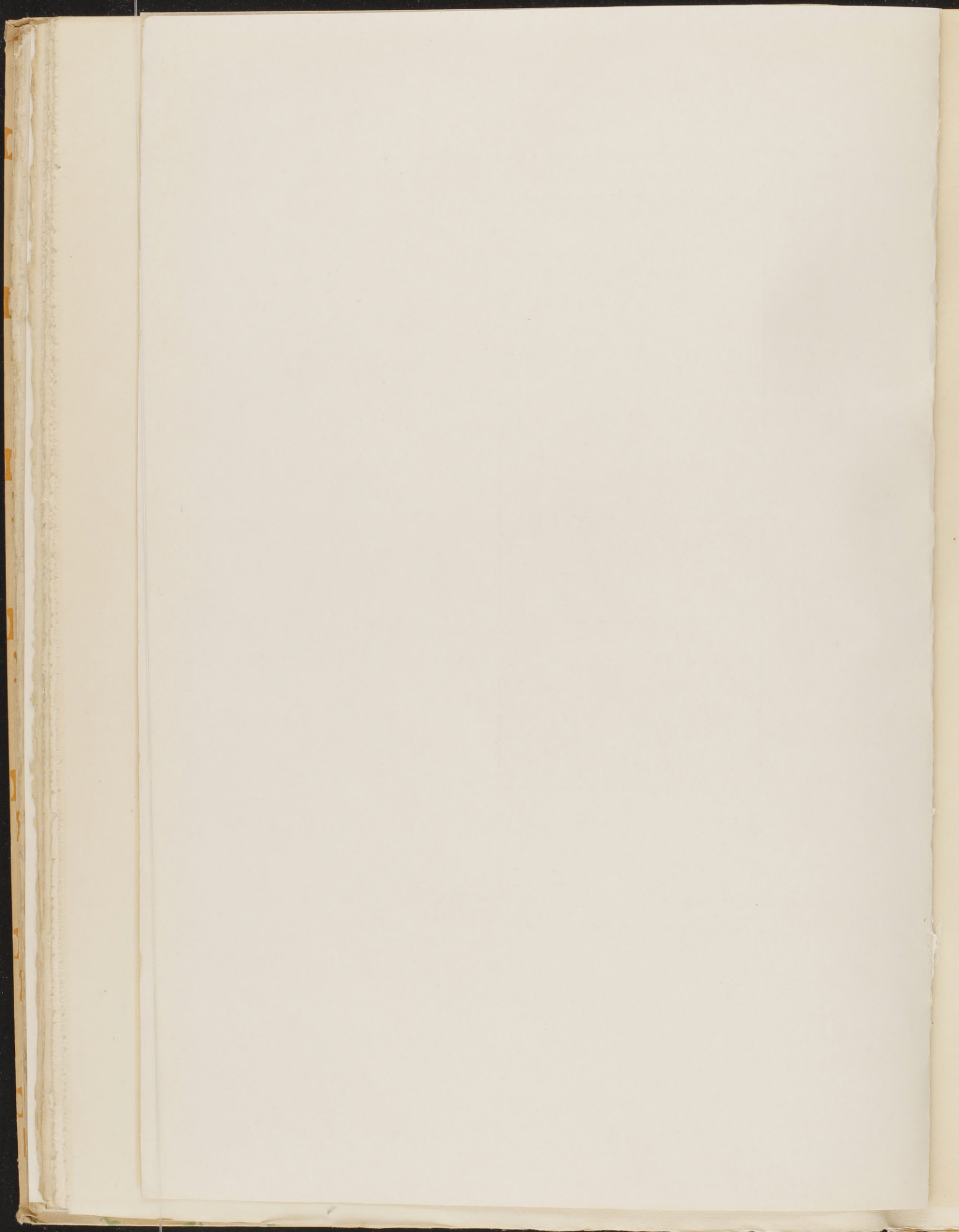
Das war ein weiter Abstecher und jetzt heißt es wieder zu unserem mitten im großen Trättlerschlag stehenden Hochstand zurückzukehren, damit wir auf dem Weg weiter durch lichten Hochwald und im Gewirr von Preiselbeerstauden zum dritten, zum sogenannten Hoadn-Lenz-Schlag gelangen. Der Schlag erstreckt sich von der Kammlinie des den Ottenbach- und Riengraben trennenden Bergrückens bis in die Talsohle hinab. Es ist ein schmaler an die 100 Schritte breiter Rahlschlag, auf der einen Seite von Hochwald, auf der anderen von dichtem Jungwald begrenzt. Auf diesem Schlag trifft man das Hochwild, wenn es überhaupt da ist, zumeist an. Von hier führt ein steiler Weg schnurgerade in's Tal des Ottenbaches, ein zweiter über den Bergrücken zum Försterhaus auf der Straße. Wir gehen oder fallen vielmehr den steilen Weg hinunter und sind in kurzer Zeit auf einem Karrenweg, der vom Ottenbacheingang über eine Brücke bis in die Mitte des ganzen Grabens führt.



Der Weg ist verwahrlost, das Wasser des Ottenbaches fließt stellenweise über den Weg, die eine Berglehne rückt ganz nahe an ihn heran und auch die andere, obzwar noch mit Feldern bebaut, läßt uns durch



„Nach einiger Zeit weitet sich der Hohlweg und ein kleiner Garten, im Sommer mit den rotblühendsten Pelargonien bepflanzt, begrüßt uns freundlich. Ein kleiner Zaun umgibt ihn, und in der Mitte steht ein Kreuzifix.“



die erste Viertelstunde in einem Hohlweg wandern, in den die Sonne gerade nur zu Mittag hereinguckt. Im Frühjahr prangt alles von Vergißmeinnicht. Der Weg führt beinahe genau von Süd nach Nord. Vor sich hat man den Alpkogel als höchste Krönung des den Ottenbach gegen Norden abschließenden Gebirgszuges.

Nach einiger Zeit weitet sich der Hohlweg und ein kleiner Garten, im Sommer mit den rotblühendsten Pelargonien bepflanzt, begrüßt uns freundlich. Ein kleiner Zaun umgibt ihn, und in der Mitte steht ein Kreuzifix. Ein friedlicheres Stückchen Welt gibt es wohl nicht, als gerade dieses hier, doch, der das Stückchen Grund dem Zwecke gewidmet, es bepflanzt und mit dem Kreuze versehen hat, das ist der Hoada Dissauer,



*Hoada Dissauer*

nicht gerade der verträglichste Bauer. Wie dem das eingefallen ist, bleibt ewig ein Rätsel. Daß es ihm eingefallen ist und, daß er den Einfall in die

Tat umgesetzt hat, rechne ich ihm derart hoch an, daß ich kein Wort über Wildschadensgeschichten oder Grenzfragen, die ich mit ihm auszutragen hatte, fallen lasse.

Sein Haus steht auf der linken Berglehne; ein ewig bellender, schon ganz heiserer Köter zerrt an der Kette, ein mürrisches Gesicht, mit schwarzverbundenem rechten Auge guckt beim Fenster heraus. Ich bin froh, daß ich beim Hoada Dissauer vorbei bin.



Gleich, keine 50 Schritte weiter, liegt das Hoada Lenz-Haus, welches jetzt vom Hoada Florl, meinem Pächter, bewohnt wird. Das habe

ich vor vier Jahren erstanden. Der Lenz war ein Säuser und von Beruf ein Holzschinder. Sein Bruder, der Florl, ist ein kreuzbraver Holzmeister, ein baumlanger, schneidiger Kerl, und Wald und Grund, den er jetzt in Pacht hat, haben einen guten Tausch gemacht. Er besitzt außerdem sein eigenes Häusl und einen kleinen Grund. Auf diesem läßt er seinen Sohn arbeiten. Der gerät auch dem Vater nach.

Da im Ottenbachgraben heißt es sich gut vertragen, da sitzt einer auf dem anderen; der Schabauer in Ottenbach hat sein Häusl auch wieder gleich daneben. Er sitzt als mein Pächter auf seinem Grund und dürfte es jedenfalls jetzt besser haben, als wenn er noch selbst Grundbesitzer wäre. Früher war noch der Trättler hier ansässig. Der ist aber fortgezogen, war ein altes Manderl und hat mir seinen Grund verkauft. In dessen Haus wohnt jetzt der Florl.

## XII.

Hier hört der Weg auf, teilt sich, je nach dem Laufe des Wassers, in ausgeschwemmte Pfade und führt über diese wieder an die Höhe des Ottenbachgrabens. Folgen wir dem linken, so erreichen wir nach halbstündiger steiler Kletterei, an feuchten, stets üppiggrünen Wiesen entlang, den unteren Rand des großen Trättlerschlages und können uns in der kleinen Jagdhütte ein wenig ausruhen.

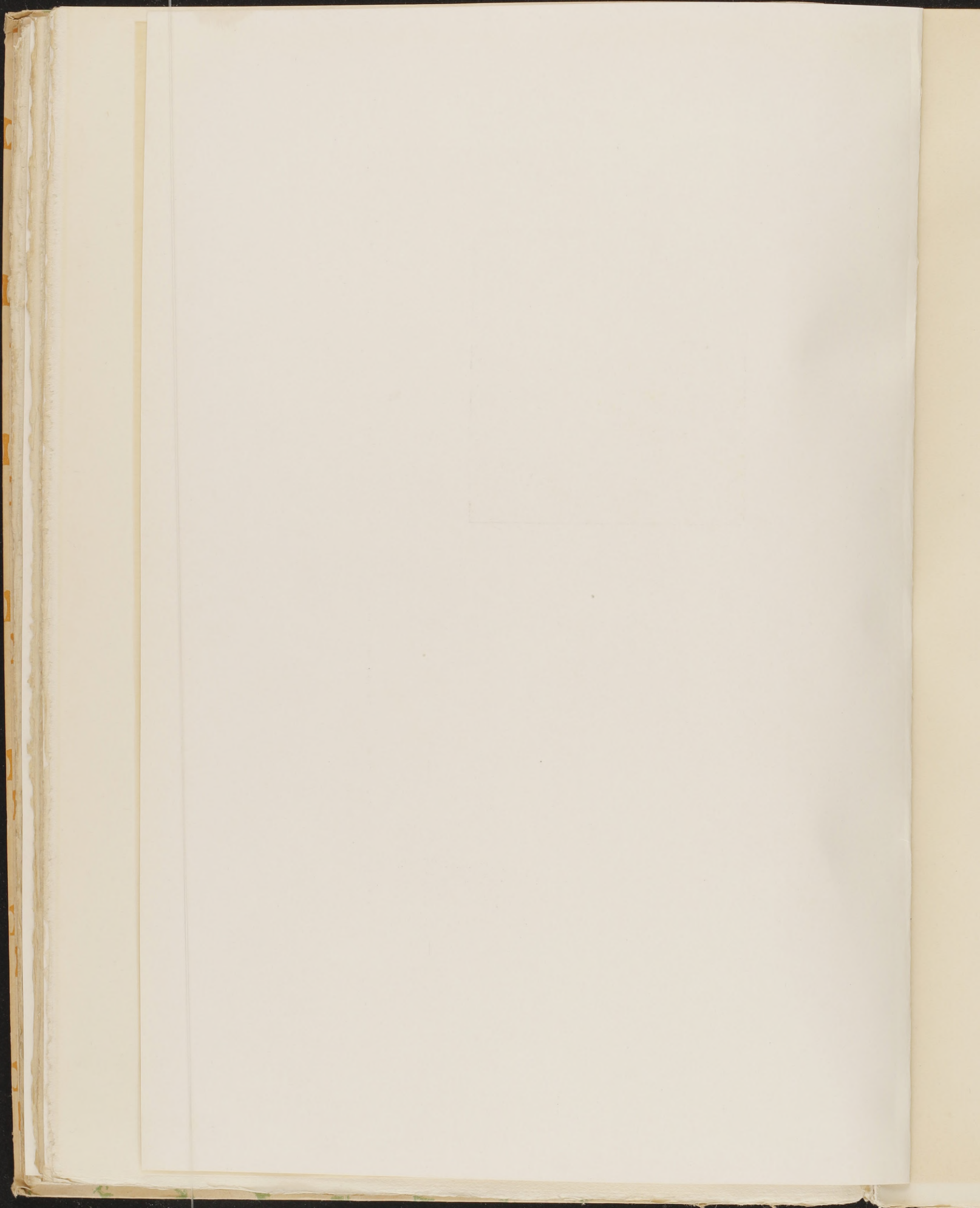
Ich habe zwei solcher Hütten im Revier — die andere steht im Fabrikswald — und habe sie, eigentlich den Plan dazu, selbst ausgeheckt. Von dem Grundsatz ausgehend, daß man sich in einem Schlafwagen, in Anbetracht der Verhältnisse, die durch beschränkten Raum und die Notwendigkeit, sich zu bescheiden, gegeben sind, stets sehr wohl befindet, nahm ich mir während einer längeren Reise die Innenmaße eines solchen Schlafwagen-Coupees ab und konstruierte an Hand derselben eine Jagdhütte. Was brauche ich? Schutz vor Nässe, Kälte und Wind. Ist geschehen. Eine halbwegs gute Lagerstätte für mich, den Jäger und den Hund. Ist vorhanden (meine sogar mit Federeinsatz). Bei schlechtem Wetter die Möglichkeit, hier unterzustehen und, entweder dem Wetter zuzuschauen oder irgend etwas lesen zu können; kann man auch. Es gibt eine Bank, einen Tisch, ein Fenster und einige alte Zeitungen. Etwas zum Essen und zum Trinken zu finden; diese Möglichkeit besteht. Nicht einbrechen zu können (ausgeschlossen). Was will man mehr?

Ich habe wundervolle Abende allein, oder mit dem Jäger Leimberger und der guten alten Flora in diesen Hütten verlebt, habe nach der Frühpürsch mit Freunden dort gefrühstückt und den Himmel angeschaut,



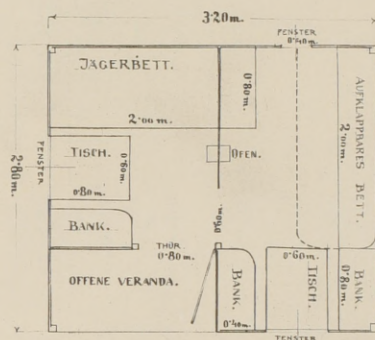


„Von der Fabriksjagdhütte sieht man Alpkogel, Erzkogel, den hohen GÖstrik,  
dann den Latriegel und an deren Verflachung das Rotnagelhaus.“



den ganzen Tag über neben der Hütte gemalt, das Fernglas und das Gewehr neben mir, habe zu Mittag dreiköpfigen Besuch bekommen und zu Viert gespeist, wenn ich Jäger und Flora mitrechne, gar zu Sechst und habe immer wie ein König geschlafen.

Diese Hütte, die jetzt im Ottenbachgraben steht, stand vor fünf Jahren am Krankenkogel. Da waren Leimberger und ich zur Gensbrunft. Das Resultat war gleich Null. Um 4 Uhr war's stockfinster. Daher brachen wir die Pürsche ab und gingen in die Hütte. Wie die Zeit bis  $\frac{1}{2}10$  Uhr verging, weiß ich nicht. Aber sie war gleich fort. Draußen war's bitter kalt, 16 Grade unter Null. Unser kleiner Eisen-



JAGDHÜTTENPLAN.

ofen, ein sogenannter Speibteufel, sorgte während 10 Minuten reichlich für Wärme, länger jedoch hielt seine Energie und Fassungs-gabe nicht an. Um  $\frac{1}{2}10$  Uhr legten wir das letzte Stück Holz ein, wickelten uns in unsere Decken, drehten uns um und schliefen. Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als ich furchtbar hustend erwachte, mit einem Satz am Boden war und Leimberger und Flora gleichfalls weckte. Dort, wo das Abzugsrohr in die Holzwand ging, brannte es lichterloh. Also hinaus bei der Türe und mit Schnee, der reichlich zur Verfügung stand, das Feuer gelöscht, einige Steine zwischen Rohr und die Wand geklemmt, hinein in die Hütte, frisch angefeuert, Schwupps in die Kotzen und vorschriftsmäßiger Schlaf. Um's Grauerwerden, also gegen  $\frac{1}{2}8$  Uhr, fühlte ich ein wenig Kälte und weckte Leimberger, der sich die Flora wie eine Boa um die Brust gelegt hatte und sein Gesicht mit einem ihrer schönen, langen Behänge bedeckt hatte.

Das Aufstehen war bitter; der Tee mit Rotwein brachte uns bald wieder in Ordnung. Das Thermometer zeigte uns  $18^{\circ}$  Reaumur unter Null. — Jetzt hat die Hütte einen Blechbeschlag beim Rauchrohr, und das Thermometer ist prinzipiell verpönt.



XIII.

Von der Jagdhütte geht's sanft steigend in halber Höhe des Grabens durch einen tiefen Wasserriß, dann im Hochwald, dann über ein hochgelegenes Feld zum Sommerviehstall des Schabauern, dann über einen

kultivierten Schlag durch einen zweiten Wasserlauf zu den nassen Wiesen und auf den Hochweg. Das ist ein in gleicher Höhe, um den Bergrücken, der Ottenbach vom Schlaggraben trennt, führender Fahrsteig voll der lieblichsten Aussichtspunkte. Die linke Seite ist mit Jungholz und Birken bestanden, die rechte steil abfallende zeigt Jungkulturen, frisch geschlagene und ausgebrannte Parzellen, die alle die Aussicht in die Talsohle freigeben. Wir sehen die früher angeführten Häuser und Höfe des Ottenbachgrabens, sehen die gegenüberliegende Lehne mit Jagdhütte und Hochstand, die großen Schläge.

Jetzt sperrt uns leichter Hochwald die Aussicht auf kurze Zeit, und der Weg biegt scharf nach links ab. Ein neues Panorama liegt vor uns. Wir sehen von der Höhe gegen Süden. Der Taleinschnitt des Siebengrabens, mit den schwarzen Hochholzbeständen, fällt langsam gegen die Straße ab; das letzte Haus ist der Schmölzhof, den wir auch schon kennen.

Wir sehen alle bekannten Häuschen von hoch oben noch einmal, bis zum Fuße des Saurückens, das breite, klobig von der Steiersberger Schwaig vorstößende Bergmassiv, welches die Siebengraben vom Trattenbachgraben scheidet. Wir sehen den ganzen Trattenbachgraben bis hinauf zum Rahlschlag, sehen den hohen Bestand der Wurmbrand'schen



Forste, die Weiden der Schwaig, die Almböden des hohen Umschuß und als Abschluß den kahlen Gipfel des Hochwechsel.

Dort, wo der Trattenbachgraben mit der Straße zusammentrifft, erblicken wir aus der Vogelperspektive den Ort Trattenbach ganz

klein in der Tiefe, sehen den Bachlauf und links zeigt eine Rauchwolke an, wo sich die Fabrik befindet. Der Ausblick wird da durch eine vorgeschobene Coulisse des Berges, auf dem wir selbst jetzt stehen, die sogenannte Hülm, gehemmt. Am hohen Hang liegt der Rennhofer Besitz,



ein wirres Gebäude, von drei prachtvollen Nußbäumen beschützt. Da haust der Rennhofer mit seiner jährlich zahlreicher werdenden Familie, bebaut seine Acker, versorgt seinen Wald, treibt sein Vieh zur Weide und kalkuliert sich den Wildschaden, alles vom Fenster aus. Sein ganzer Grund, obzwar einer der größten, liegt rings um sein Haus, an den Lehnen, vor ihm ausgebreitet.

Wir wandern weiter und kommen durch steinigen Boden auf die Hülmhöhe, gewinnen hier zum ersten Mal Einblick in den Schlaggraben und können die Höhenzüge, die ihn gegen den Horizont begrenzen, genau betrachten.

Beginnen wir links, geographisch gesagt also im Westen, so bildet der erste bis hinauf bewaldete Kogel, der Alpkogel, meine Reviergrenze. Dahinter der kahle Berg, der wie mit dem Lineal gezogen, kühn gegen den Himmel steht, ist der Erzkogel oder Arakogel, der Vorberg des hohen Göstritz oder Sonnwendstein, der sich gleich daran anschließt.

Ganz weit leuchtet der Schneeberg hervor; gerade zwischen dem Sonnwendstein und dem Otter, der hier das Panorama wieder begrenzt.

Vom Alpkogel und Sonnwendstein kommend, liegt ein langer Gebirgsrücken, sanft absteigend vor uns. Der Lahriegel (Lärchenriegel). Auf der Hochwiese stehen drei Ställe, da heißt's „die Schlägerstall“. Dann kommen drei Höfe, der Morgenbesser, der Blochberger und der Haider und das weiße Steinhaus mit dem tiefen steilen Schindeldach dort, wo auf hohem Mast die rote Fahne im Wind flattert, das ist der Notnagelhof, das Jagdhaus.



Ganz rechts auf dem schönen Aussichtspunkt liegt der Hof des Spreizhofer. Den Serpentineweg zurück, gerade im Talverschnitt

beim kleinen Teich, das ist der Schabauerhof, der Nachbarhof. Und das rauschende Lärmen kommt vom Schlaggrabenbach, den sehen wir nicht, der fließt da zwischen den Feldern ganz unten im Graben.

Am besten ist's, wir gehen gleich zum Bach hinunter und folgen seinem Lauf. Es geht wohl recht steil über die Wiesen, aber wir sind gleich im Hohlweg. Auch hieher kann die Sonne nur einmal des Tages herein, ganz zeitlich am Morgen. Der Weg ist feucht und riecht nach Erde. Beim Austreten aus dem Hohlweg stehen wir vor dem Völkerer-



hof, einem ganz aus Holz gebauten, stattlichen Bauernhof. Die kleinen Fenster sehen auf die gegenüberliegende Berglehne und auf die reichlich mit klarem Wasser gespeiste Mühle. An der Mühle führt ein kleiner Fußsteig vorbei zu zwei kleinen Holzhäusern, Kleinbauernhäusern. Deren Bewohner arbeiten im Holzschlag. Weiter unten sieht man den Hof eines zugewanderten Bauern, den Drahthof, mitten im Obstgarten liegen.

Es ist selten, daß ein Bauer in unsere Gegend einwandert. Die meisten wandern, wenn es halbwegs geht, in eine weniger rauhe, leichtere Arbeit bedingende Gegend aus. Der Draht ist irgendwo hergekommen und hat seine Sache gut gemacht. Er ist einer, der auf sein Holz schaut und gut vorwärts kommt.

nd das  
r nicht,

folgen  
ir sind  
Tages  
ot nach  
kerer-



kleinen  
reich-  
kleiner  
Deren  
f eines  
egen.  
t. Die  
eichtere  
ommen  
schaut

Ein kleiner Weg zur rechten führt in gleicher Höhe durch dichten Wald zur Kapelle. Es gibt viele Kapellen bei uns. Wenn man aber sagt, man geht zur Kapelle, dann ist stets diese Kapelle am Fuße des Roderholzgrundes am Ende des Kirchenweges gemeint. Eine kleine Bank steht davor, und so oft ich dort vorbei ging, saß irgendwer sich ausruhend und in die Luft schauend darauf. Es ist ein wirklicher Ruheplatz. Wie der Wald noch nicht so hoch war, hatte man eine herrliche Aussicht bis nach Kirchberg.

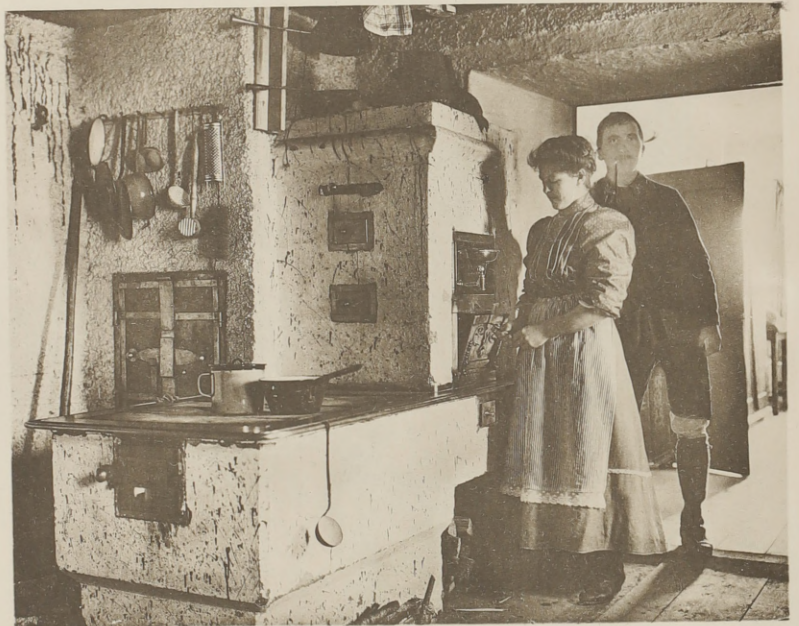


Von der Kapelle führt der Weg weiter hinunter bis zur Kirche; es ist der Kirchenweg, auf dem alle Hochbauern Sonntags und alle Schul-

kinder an jedem Wochentag in's Dorf, in's Wirtshaus, in die Kirche oder in die Schule marschieren.

Steigt man aber hier links gleich über den Zaun, so bringt einen ein steiler Serpentinpfad durch hohen Fichtenwald, gerade zur Fabrik. Das ist der Steig, den die Arbeiter gehen, welche in dem kleinen, ehemaligen Roderholtthaus in unserem Rücken ganz oben auf der Wiese, beim großen Kirschbaum, wohnen. Den Steig bin ich zu allen Tages- und Nachtzeiten, in beiden Richtungen schon viele hunderte Male gegangen. Man kann sich mit ihm ebensowenig befreunden wie mit dem Steig über den Kummerbauerbrand und doch geht man beide immer wieder, weil man halt so rasch oben sein kann.

Wenn wir jetzt über den Drahtacker hinunterlaufen, sehen wir am gegenüberliegenden Hang, auf der sogenannten Bockleiten, das Gast-

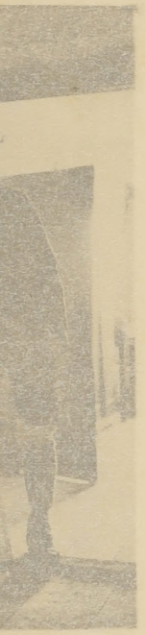


geberhäusl, ganz verträumt am Waldsaum; rote Blumen grüßen aus den Fenstern herüber. Dort war die Gretl zuhause. Das war eines der hübschesten Trattenbacher Mädchen. Jetzt hat sie geheiratet und ist lange nicht mehr so hübsch und lange nicht mehr so lustig. Man geht auch viel weniger oft an dem Häusl vorbei; es ist auch gar so ein steiler Weg. Wie die Gretl noch hübsch war, war der Weg lang nicht so arg. Man

in die Kirche

bringt einen  
zur Fabrik.  
kleinen, ehe-  
f der Wiese,  
allen Tages-  
te Male ge-  
wie mit dem  
beide immer

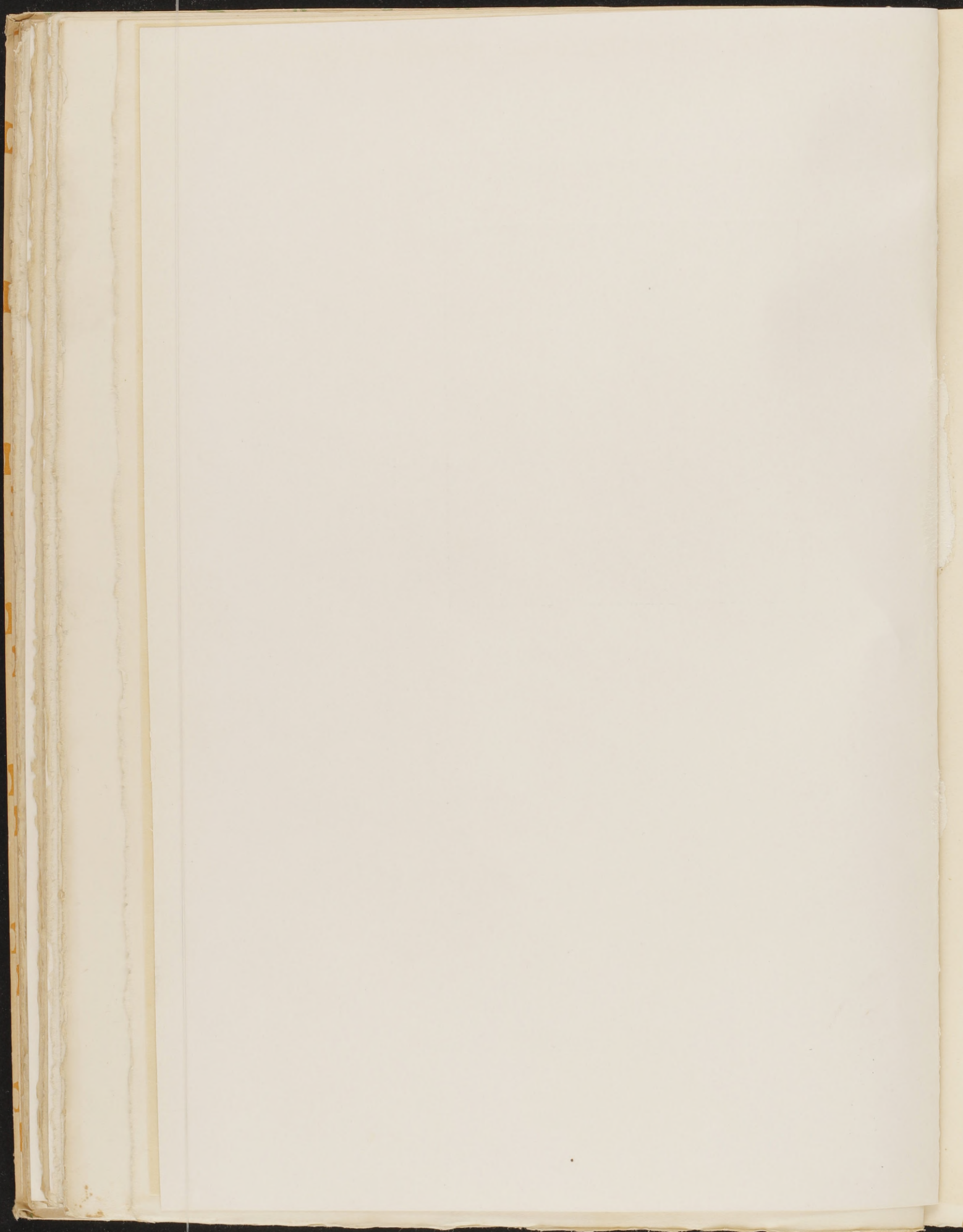
sehen wir am  
n, das Gast-



grüßen aus  
war eines der  
und ist lange  
an geht auch  
steiler Weg.  
so arg. Man



„Da auf der Höhe liegt der Hof des Spreihscher mit der uralten Linde.“



erfieht daraus, daß menschliche Schönheit und Terrainbeschaffenheit in irgend einem Zusammenhange stehen.



XIV.

Im Graben angelangt, kommen wir zur Werkstatt des Pezzini, eines vor langen Jahren zugereiften Gesellen. Er ist ein alter Mann, klein und unscheinbar, aber pechschwarze Augen schauen geschickt unter den dichten weißen Haaren, aus einem roten runden Gesicht. Es gibt nicht so bald einen besseren Tischler und Schnitzer, nur viel, viel Zeit muß er haben.

Bei seinem Haus teilt sich der Schlaggrabenweg, der Hauptweg führt zur Straße und mündet dort beim Schandmeierhof. Wir sehen vom Hof nur die Scheune und den Jaun des Gemüse- und Rükchengartens. Von diesem Jaun habe ich einmal, als ich im Winter auf einer Rodel einen schweren Gemsbock zu Tal bringen wollte und durch den Schlaggraben abfuhr, fünf ganze Meter eingerannt. Die Rodel war nicht mehr zu halten, der Weg vereist, meine Schuhnägel fanden keinen Halt, und es war nichts anderes mehr zu machen, als die Beine vorstrecken, sich fest auf den Gemsbock zurücklegen, Augen zu und hinein in den Jaun. Alles bis auf den Jaun blieb ganz.

Wir wenden uns jetzt nach links, lassen den Waldberg neben uns und gelangen, immer höher steigend, zum Notnagelhof. Das ist der Not-

nagel in Hinterotter; bei dem wohnt jetzt auch der frühere Besitzer meines Hofes im Ausgedinge.

Hierauf folgt der obligate, in keinem Graben fehlende Schabauerhof und über den am Feldzaun führenden Weg fortschreitend, erreichen wir den schönen, von zwei herrlichen Linden bewachten Spreizhoferhof, in



dessen grünem Wiesengarterl ein Märtel gegen das dunkle Ausnahmstüberl ganz wunderschön friedlich stimmt. Der Bauer ist voriges Jahr gestorben, und jetzt hilft der Sabel der Witwe in der Wirtschaft.

Der Sabel ist der gewissenhafteste, fleißigste, geschickteste Tagelöhner. Ein rechtes Seitenstück zum Krausner Karl. Wenn man die beiden zusammen arbeiten ließe, ich glaube, die bewirtschafteten die Bauerngüter im Schlaggraben und Hinterotter besser und gründlicher in kürzerer Zeit, als dies von allen Bauern jetzt geschieht. Da gibt's kein Launeln, kein Herumschauen. Kein Griff, keine Bewegung wird umsonst gemacht, alles ist im voraus bedacht. Die Pfeife wird beim Werkzeugholen gestopft und angeraucht und bleibt, ob brennend oder kalt, im Munde, bis wieder die Hände frei und irgendein Weg unaufschiebbar. Und bis die beiden sagen, daß das Tagewerk vorbei ist, hat's gute Weile. Wenn sie es aber sagen, dann ist wirklich an diesem Tag keine Möglichkeit mehr

für sie, etwas zu arbeiten. Der Sabert ist aber leider jetzt in fester Hand. Ihm gönne ich es vom Herzen, vielleicht findet er dort mit der Zeit sein eigenes Heim, damit er weiß, wofür er so arbeitet.

Dann kommt der Völkererhof im Hinterotter; der liegt weder landschaftlich noch landwirtschaftlich besonders gut. Interessant macht ihn in meinen Augen nur, daß er die sogenannte Völkerer Tal'n, einen Streifen Weide am Mitterotter, sein eigen nennt. Das war bis jetzt meine Reviergrenze. Und gerade in der Völkerer Tal'n hält sich, wenn's recht windig ist, das Samswild immer auf.



Der letzte Hochbauer im Hinterotter ist der Haselbacher oder Rannerbauer. Das Haus liegt in einer kleinen Föhrenschonung und vor

ihm steigt der Mittelotter an. Der Rannerbauer kennt sich, das ist nur eine Vermutung, mit der Jägerei ein wenig recht gut aus.

Von seinem Haus weg führt ein Weg über einen kleinen Rücken zum Roderholthaus. Das liegt ganz versteckt zwischen Obstbäumen am Fuße des hohen Otter. Die steilen Wände heben sich fast senkrecht und zum Greifen nahe vor seinen Fenstern, und die kühnen Formen der Ottermauern stehen als Silhouette gegen den Himmel. Alles, was man vom Haus weg sieht, gehört dem Roderholt, etwas über 200 Joch.

Das Haus und den Grund wollte ich im Jahre 1907 oder 1908 kaufen, hätte es auch kaufen sollen. Jetzt ist es nicht mehr zu haben. Ich ver-



stand mich damals nicht auf Grund und Holz und bat meinen Schwiegervater, sich die Sache anzusehen. Am Abend frug er mich über alles genau aus, wie viel Holz darauf stünde, was das stehende, was das auf die Straße gestellte für einen Preis habe, wie teuer die Fracht und so weiter. Mein damaliger Jäger Stöckl war selbstverständlich mit dabei und gab ganz gegen seine Gewohnheit nur mürrisch Bescheid, wenn ich eine Frage nicht beantworten konnte. Um 4 Uhr früh brachen wir auf. Vor dem Weggehen nahm mich der Stöckl beiseite und sagte: „Herr Mautner,

geb'ns acht, der Herr versteht's, der will Eana 's Holz bülli abdruck'n, sans vorsichti!" Erst auf meine Aufklärung, daß der Herr mein Schwiegervater sei, erhellten sich seine Züge und nach einem lauten Lacher sagte er: „Simmi Herrgott, den hab' i' gestern sauba ang'log'n, das muach i



jetzt g'schwind wieder in d'Ordnung bring'a, sonst suacht er die groß'n Bam, von die i derzählt hab', bis zum jüngsten Tag.“ Ein einziger besserer Baum stand auf dem Koderholtgrund, und daher wurde vom Ankauf abgesehen. Es tut mir leid. Heute verlangt der Koderholt mehr als das Doppelte von damals und, wenn man ihm's zusagen würde, krieget man's erst nicht.

Wir finden da eigentlich eine ganze Familie von Häusern auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängt, alles im Schutze des hohen Otter. Da ist der Semmelegger oder Ofner gleich dicht daneben mit seinem großen Hof und dann nicht gar zu weit, mehr gegen die Straße zu, der Völkerer, der zweite Völkerer im Hinterotter, der neben seinem Haus die Ziegelei stehen hat.

Wenn wir dort angekommen sind, so befinden wir uns schon wieder auf der Straße selbst. Ein paar Schritte um's Eck und wir stehen vor

dem Seiser, vor dem „Lustigen Bauern“-Gasthaus. Dort werden meistens die Gemeinderatswahlen abgehalten und für jedes Bedürfnis ist in überreichlichem Maße gesorgt.



XV.

Wir haben nun alle Gräben des linken Bachufers besucht, sind nur im Schlaggraben nicht ganz hinauf gegangen. Das lassen wir uns für zuletzt.

Auf der sogenannten Fabriksseite sind die Ansiedlungen selten weit von der Straße entfernt, nur die Gründe, die hier weniger aus Feldern und Wiesen, sondern größtenteils aus Wäldern bestehen, ziehen sich hoch, meist bis zum Gipfel des Alpelberges hinauf. Der größte Besitz ist der meines Jagdnachbars Wilhelm Schrantz; der grenzt „im Lehen“ an mich und an die nähere Gemeinde Trattenbach an. Dann

kommt ein Haidbauer, ein Kogelbauer, der Fahrner, ein eingewanderter, schlauer und geriebener Bauer, der mit dem Wild in nähere Beziehung zu treten, wie es sich ja geziemt für einen Landmann Österreichs, sich



nicht scheut und dafür in der Wildschadensbeanspruchung seinesgleichen sucht.

An den Kogelbauer grenzt das der Fabrik gehörige Grundstück, ein keilförmiger, langer Streifen, der vom Alpelberg bis zur Straße und dann über die Straße laufend, bis zur Kapelle reicht, dort durch einen schmalen Zusammenhang mit dem Roderholtgrund verbunden. Der Fabriksteil hat ein Grundausmaß von etlichen 100 Joch. Es gibt da nur Wald und Weiden. Der Wald ist außer jenen Teilen, welche der Herrschaft gehören, der schönste in der ganzen Gegend, obzwar er leider nicht über das ganze Grundstück gleichmäßig verteilt ist.

Wenn wir oberhalb des Fabrikshofes beim oberen Zaun den Fluß überschritten haben, gelangen wir in ungefähr fünfzigjährigen Bestand; steil bergan zieht sich ein Steig durch üppig grüne, stets feuchte Wiesen, bis wir auf das sogenannte Stallfeld kommen. Das ist eine kleine Hochebene, eine Hochweide, und von da ab immer ansteigend wechselt neue Kultur mit achtzigjährigem Waldbestand, mit dichtem Birken- und Grünerlenstand und Jungfichten-Kulturen. Hier und da ist eine kleine Waldwiese eingesprengt, und ein einziger Schlag, schon teilweise be-

wachsen vom natürlichen Samenanslug, zeugt noch von der Zeit, da unverständige Hände mit Holz und Wald unbarmherzig wirtschafteten.

An allen möglichen Stellen quillt herrlich klares Wasser aus dem Boden, bald in schmalen Wasseradern seinen Lauf talwärts suchend, bald in der Wiese oder im Wald als kleine eiskalte Quelle stehend, deren Ablauf unsichtbar verschwindet und weiter unten erst durch leises Gemurmel sich wieder verrät.

Im ganzen ist gerade dieser Teil ein für Rehe und Hochwild geradezu geschaffenes Paradies.

An der ganzen Westgrenze reicht das Grundstück bis zum Lauf des Wassers, das vom hohen Alpl kommend, die Grenze mit dem nächsten Nachbar, dem Benkbauer, vulgo Schneeweiß, sprich Klement, bildet. Von ihm selbst habe ich schon gesprochen, von seinem Grundstück kann ich nichts anderes sagen als: „In St. Huberti Namen, Dank sei seinem knickerigen Unverstand!“ Rahlschläge, dichtes Jungmais, hie und da alte, verwetterte, einzelnstehende Lärchen: das ist sein Grund. Hochholz kaum mehr zu finden; dagegen reichliche Nutzungsplätze für das Wild, herrliche Pirschplätze und geradezu ideale Balzplätze. Nie wird ein Grundbesitzer für Wild und Jagd derartiges tun, wie es hier aus Bauernhartköpfigkeit geschah. „Mein Gott, der Bezirksförster kimmt eh nia auffa da!“ — In diesem Falle bin ich damit einverstanden.

Der nächste ist der Morgenbesser mit seinem Grund. Auch nicht weit her mit Forstkultur, aber immerhin sieht man ein gewisses Bestreben, es vernünftiger zu halten. Der jetzige Morgenbesser kann auch nicht für alles, was da gesündigt wurde. Das war eine lange Geschichte mit Zusammenlegen von Grundstücken zwecks gemeinsamer Ausnützung, Eigenjagdrechterwerbung, Unzufriedenheit, Geldmangel, Abholzung und Trennung der Gemeinschaft. Das Resultat war an und für sich kläglich und der Morgenbesser tut sein bestes, um aus dem wirren Zeug noch halbwegs was zu machen.

Da treffen wir nun auf den ersten Graben am rechten Bachufer, den Trattenbachgraben. Der führt vom Wirtshaus in südlicher Richtung zwischen Feldern, genau in der Direktion zum Hochwechsel und wenn man Zeit, eine gute Lunge und feste Schuhe hat, so kann man auf diesem Weg bis hin kommen. Der Trattenbach fließt längs des Weges, jedoch in entgegengesetzter Richtung, als wir gehen. Je weiter wir in den Graben gelangen, desto mehr erinnert er an hochgelegene Alpentäler, weitet sich allmählich beim Besitz des Hennerfeind, des vorigen Bürgermeisters, bis er dann beim Brenner an eine steil aufsteigende, grüne

Zeit, da un-

er aus dem  
erts lachend,  
stehend,  
durch selbes

wird geroden

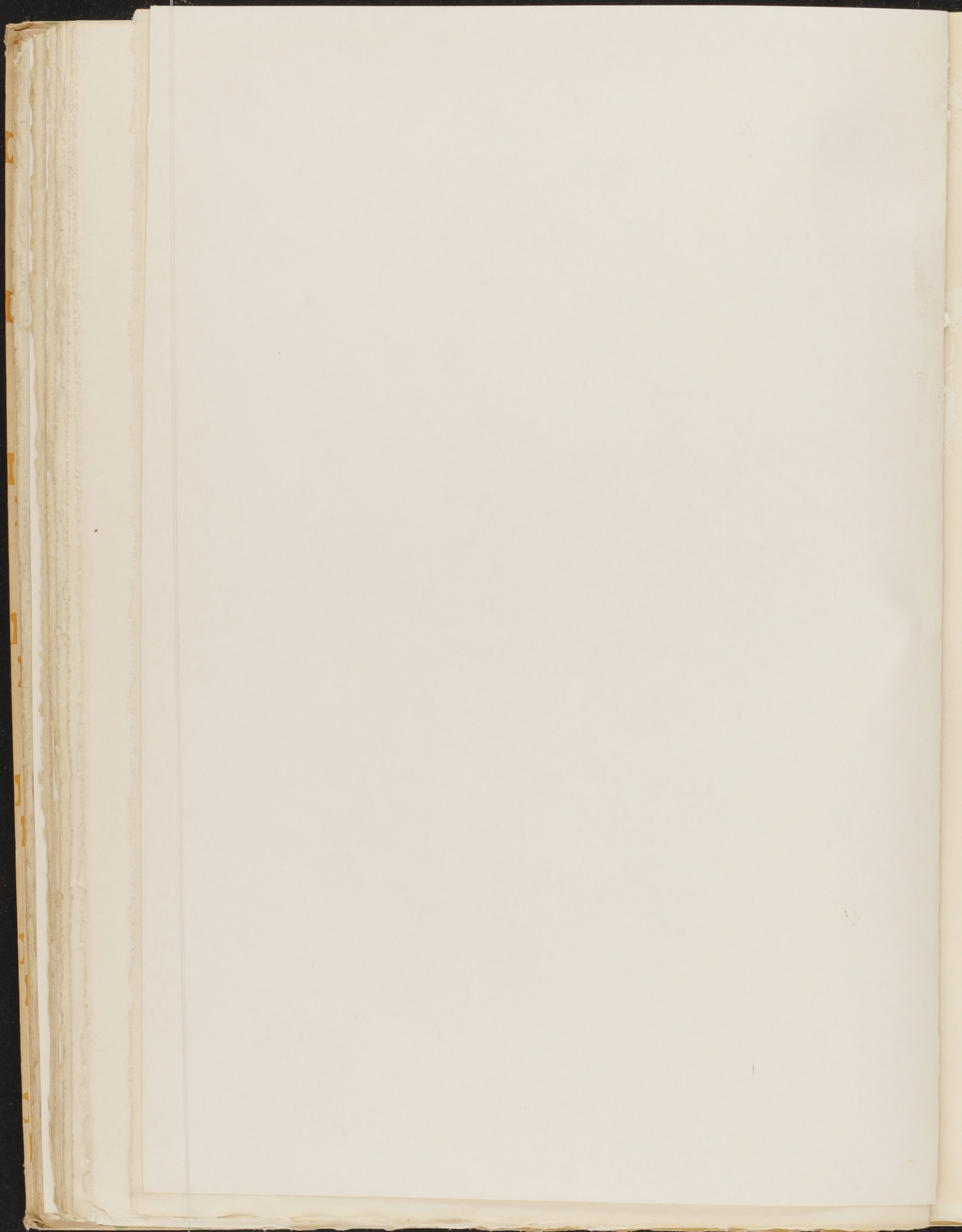
um Lauf des  
dem nächsten  
ement, bildet.  
n Grundstück  
amen, Dank  
ungmais, hie  
das ist sein  
Nungsplätze  
e Balzplätze.  
s tun, wie es  
der Bezirks-  
h damit ein-

uch nicht weit  
es Bestreben,  
t auch nicht  
Geschichte mit  
Ausnützung,  
Abholzung und  
er sich kläglich  
n Zeug noch

Bachufer, den  
her Richtung  
el und wenn  
an auf diesem  
Weges, jedoch  
wir in den  
e Alpentäler,  
gen Bürger-  
gende, grüne



„Da sitzt Schwester Marie und malt.“



Wiesenwand stößt und aufhört. Die Brüder Hennerfeind haben hier ihren Besitz, der Lechner seinen, und der Brenner einen, der so groß ist, daß er selbst die Eigenjagd ausüben kann. Dann kommt der Graf Wurmbrand'sche und der herrschaftliche Besitz, die sich über der steilen Wiese und den riesengroßen Rahlschlag als unantastbare gesicherte Grundbesitze die Hand reichen. Der Herrschaftsbesitz dehnt sich da noch ein wenig über den Buckel des Saurückens aus, nimmt dessen westlichen Abfall ganz in Besitz und vereinigt sich mit den Siebengraben. Der Nordabhang des Saurückens gegen die Straße ist dem Haidbauer „auf der Straß“, dem Hennerfeind und Dornbauer im Ringgraben eigen. Häuser und Höfe gibt's da keine.

#### XVI.

So, jetzt sind wir mit der geographischen Topographie zu Ende bis auf das Stück Schlaggraben vom Völkerer aufwärts, nordwestwärts. Wenn einer bis hieher ausgehalten hat, so mude ich ihm auch noch dieses Stückel zu und hoffe, daß er's zum Schlusse nicht bereuen wird. Die Luft ist gut dort oben, die Aussicht herrlich, und wenn wir uns selbst verspäten sollten, der Himmel und die Sterne von dort oben gesehen, sind anders, viel schöner, viel glänzender, viel reiner und näher. Es steht dafür, also bitte, habt noch ein wenig Ausdauer.

Wir haben im Gespräch, ohne es eigentlich zu merken, die Höhe des Roderholtbauer über der Kapelle überwunden. Man spürt die Steigung kaum, wenn man den Kirchensteig ruhig weiter geht. Beim großen Kirschbaum halten wir für einige Minuten, sehen im Abendlicht der roten Sonne die Straße nach Ottertal, den Waldberg, dann den hohen Otter links, vor uns das Lehen und Molslegg und rückwärts vor dem dunklen Streif der Berge, Kirchberg am Wechsel mit der schönen Wolfgangskirche, ganz leicht im Dunst des Abendnebels.

Noch einige Schritte führen uns am Feldrain, beim Ditohaus vorbei, zum Zaun. Den müssen wir übersteigen, wie sich's hier auf alle hundert Schritte schickt, und treten auf dunklen, moosbewachsenen, engen Waldweg. Wir folgen ihm durch's Völkerer Gatterl, steigen am Ende des Schlages wieder über, und durch tiefdunklen Hochwald schreitend, erreichen wir die Völkerer Quelle, stillen hier den Durst; das kann nicht schaden, denn wir haben noch eine Viertelstunde Weges vor uns. Ein weiteres Zaungattertürl öffnend, gelangen wir in meinen Grund, einige Schritte durch den Hochwald, und vor uns breiten sich die Bergwiesen zur Pinken, Steiläcker zur rechten aus, und vor uns liegt, von Hochholz

abgegrenzt, der Talschluf. Ein schmaler Pfad führt uns durch den Wiesenhang.

Ein wenig höher, am anderen Hang, liegt, von der Abendsonne letzten Strahlen vergoldet, mitten im goldenen Grün, ein weißes Haus, der Notnagelhof, unser Haus.



Vorerst müssen wir noch beim Schabauer vorbei. Wir achten nicht auf den den Weg kreuzenden Wildbach, nicht auf die Steile des Weges. Wir sind am Sitterzaun. Aus dem Zwinger schallt wildes Hundegebell, eine Tür geht auf, fällt zu, einige Stufen noch hinauf, und wir stehen, begrüßt vom Jäger Schachner, im Hofe, im Duft von Petergstamm und frischer feuchter Erde, und aus dem Stall wiehert uns Ali entgegen,

urch den  
endsonne  
es Haus,

während Flora fort und fort an uns empor springt und die Hände leckt.  
Wir sind am Haus!



XVII.

Wie fang ich's nun an, das alles zu beschreiben? Das Haus an sich, die Freude am Haus? Am besten gar nicht. Jeder komme und sehe es selbst! Nein, nicht jeder, nur gute Freunde nehme ich mit, ganz ausgewählte, oder gute Freundinnen. Sehen kann's ja schließlich jeder, doch zeigen will ich's selbst nur wenigen, und denen sag' ich dann auch noch zu jedem Ding, zu jedem Ort, zu jedem Fleck, was mir dies ist, und von den wenigen nur einigen, was ich dabei gefühlt und wie glücklich ich bin. Gott gebe, es bleibe so! Amen.

Vom raschen Steigen ist uns heiß geworden, drum nicht zu lange im Hof stehen bleiben, rasch durch die niedere Tür in's Haus hinein. Hier hängen wir unsere Mäntel, unsere Hüte an die Rehkriemel, legen den Rucksack auf die alte geschnitzte Truhe und holen uns aus dem buntbemalten Kasten ein Glas selbstgebrannten Zwetschkenschnaps. Das tut gut nach langem Sehen und schadet keinesfalls, da wir heute nichts mehr vor haben.

en nicht  
Weges.  
Gegebell,  
stehen,  
nm und  
tgegen,

Inzwischen ist die Schachnerin herbeigekommen, hat uns, kräftig die Hände schüttelnd, begrüßt und ist, als wir bei der Stubentür gerade eintreten, dabei, die Petroleumlampe anzuzünden. „Suadn Amd!“

Die große Stube, Speisezimmer, Salon, Rauchzimmer zugleich, je nach der Tageszeit, den Gästen und dem Wetter, ist gut gewärmt. Der Schachner hat den großen grünen Rachelofen schon vormittags reichlich mit Holz beschickt. So setzen wir uns, angenehm durchwärmt, in's Stubeneck, stützen die Ellbogen auf den großen Tisch und ruhen uns völlig aus. Wenn man so ganz ruhig da sitzt und fühlt, wie die Müdigkeit von einem weicht, wie das Blut wieder ruhiger kreist, so arbeitet doch ganz unvermutet das Gehirn fort, das beim Marschieren wohl am wenigsten angestrengt wurde. Und gerade da sieht man und beobachtet man gut, gibt sich nur nicht Rechenschaft drüber. Man sieht alles, denkt scheinbar an nichts und wird erst gewahr, daß man das Gesehene dennoch festgehalten hat, wenn man fort von der Stelle der Rast, plötzlich das genaue



Bild im Geiste wieder reproduziert, das man da unbewußt empfangen hat. Man duselt vor sich hin.

Ich sehe mich jetzt, da ich hier an ganz anderem Ort schreibe, deutlich auf meinem Platz am Tisch in der Stube sitzen und sehe jeden Gast, mit

dem ich zusammen oben gewesen bin, je nachdem, wo er gegessen ist, so deutlich, daß ich das fertige Bild, bis auf genaue Ähnlichkeit, gleich genau zeichnen könnte. Es ist ja klar, daß ein jeder sich in anderer Stellung ausruht; das charakteristische Bild eines jeden meiner Gäste haftet fest in meinem Gedächtnis, und mit dem Bilde ziehen gewöhnlich auch Begebenheiten, Gesprächsthemen und besondere Vorfälle neuerdings in den Gedächtniskammern auf, wenn ich recht nachdrücklich an das Bildhafte der betreffenden Situation denke.

Diesmal bin ich mit Freund Hans Sobotka allein oben am Haus. Ich brauche ihm nicht die Honneurs zu erweisen, er kennt sich aus — wir duseln; jeder senkrecht auf seine ihm gegenüberliegende Wand zu. Ich sehe die weißgetünchte Wand mit dem Bilderfries, das von Barockrehköpfen unterbrochen wird. Ein helles Licht wirft das Spiegelbild der Lampe aus dem Glase des Kaiserbildes mir zurück, die kleine holzgeschnitzte Kanzel sehe ich, dann den dunklen Fleck der Tür in's Fremdenzimmer. Die große Stehuhr teilt die Wand entzwei. Der Pfeifenständer meines Großvaters mit den vielen Pfeifen ist noch klar in meinem Gesichtsfeld und der grüne Koloß des Ofens verschwimmt gegen den rechten Rand des geschauten Bildes.

Freund Hans dößt überquer. Da ich ihn so lange kenne, wie er mich, weiß ich genau, welches Bild sich in seinem Gehirn spiegelt. Die weiße Wand vom Ofen links geht in die eine Hälfte seines Sehfeldes. Die Teller-Rahm mit den grünen, braunen und bunten Schüsseln grenzt oben ab, die buntbemalte Eingangstür und der Ladelkasten rechts, und der gotische Tisch mit der gleichartigen Bank bildet den Vordergrund und die untere Abgrenzung zugleich, während im Mittelfeld die an der Teller-Rahm aufgehängten Werkzeuge, das Waffeleisen, die Hirschfänger, die mit Pfauenfederkielen ausgenähten Gürtel und die goldene Einzerhaube, speziell aber der schöne Glanz der letzteren seine Blicke bannen.

Es ist so still hier, daß man die Schritte hört, wenn sie über den Hof kommen. Jetzt ein leises Klirren von Tellern, gespannt richten sich vier Augen auf die Tür, die Schachnerin tritt mit dem Abendessen ein. Jetzt verschwindet Wand und Einzerhaube und die Wirklichkeit, in Form von Eierspeise, kommt zu ihrem Recht.

A propos! Eierspeise. Ich hatte einmal einen Bekannten auf einen Rehbock einladen müssen. Nicht übermäßig gern, denn damals hatte ich noch keinen Jäger und kein Haus, sondern bewohnte von Samstag Abend auf Montag Früh, die sogenannte Morgenbesser Haarstube, die ich mir notdürftig als Jagdstube eingerichtet hatte.

Ich wußte einen halbwegs sicheren Bock. Auf diesen setzte ich den Mann an, sagte ihm genau, wo er ausjöge, wenn er überhaupt kommt, gab ihm den Rat, wenn's dunkel wird, den geraden Weg zur Hütte ja nicht zu verfehlen. Ich selbst wußte mir einen anderen Bock. Als ich in dem Graben gerade gegenüber war, konnte ich von jenseits die Stelle genau betrachten, wo mein Nimrod saß. Es fiel mir etwas Rotes auf. Mit dem Glase erkannte ich, daß er Fliegen mit seinem roten Taschentuch verjagte. Viel Gutes versprach ich mir von dieser Tätigkeit für seinen Bock nicht. Ein furchtbares Donnerwetter ging zu dieser Zeit los, und ich schaute, daß ich in die Hütte kam. Dort bereitete ich mir meine Eierspeise, nahm ein mitgebrachtes Buch zur Hand und las. Als ich einen Moment aufblickte, erinnerte ich mich an den Gast, sah auf die Uhr, es war stockfinster, halb neun und goß in Strömen. Der mußte sich verirrt haben. Rasch in den Wetterfleck und mit der Laterne hinaus. Uha, nach einigen hundert Schritten sehe ich ganz nebelhaft eine Gestalt. Er hatte noch sicherheits halber, so lange es ging, auf den Bock gewartet.



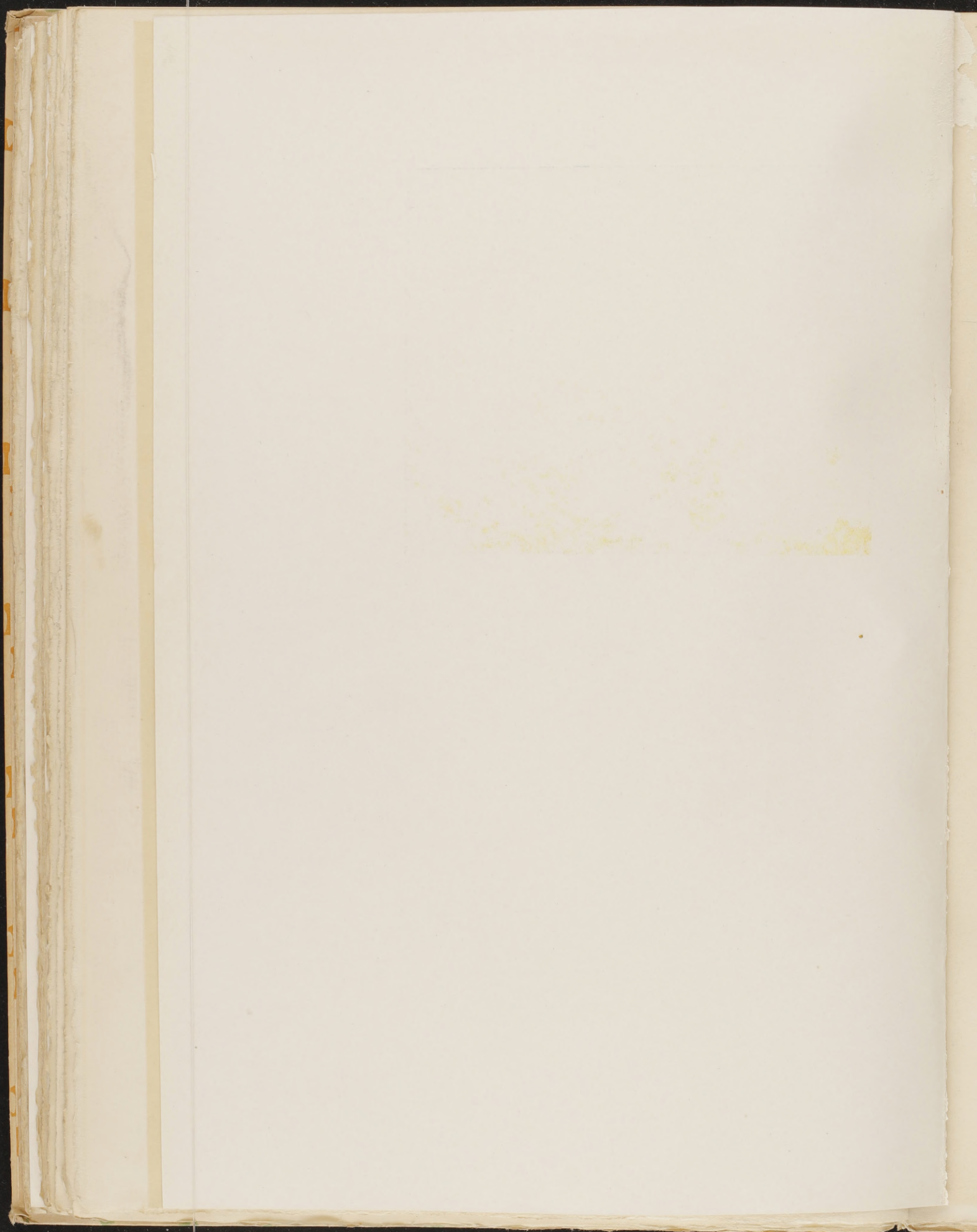
Wir kamen in die Hütte. Ursprünglich war der Arme sehr schön angezogen gewesen. Nun war er naß bis auf die Knochen. Der herrliche Samsbart glich einer Trauerweide. Nachdem ich Kranke nicht gerne in

ich den  
kommt,  
Hütte ja  
Als ich  
Stelle  
otes auf.  
Taschen-  
gkeit für  
Zeit los,  
ir meine  
Als ich  
auf die  
r mußte  
hinaus.  
Gestalt.  
emartet.



„Ein wenig höher, am anderen Hang, liegt, von der Abendsonne letzten Strahlen vergoldet, mitten im goldenen Grün, ein weißes Haus, der Rotnagelhof, unser Haus.“

n ange-  
herrliche  
gerne in



Jagdhütten beherberge, überredete ich ihn, sich aus- und umzuziehen. Er tat es auch. Inzwischen bereitete ich ihm eine Eierspeise, das heißt ich kam so weit, die Eier in das Reindl zu gießen. Da kam er her, gute zwei Köpfe größer wie ich und nur angetan mit meinem Wetterfleck; der allerdings rückwärts nur bis zu den Kniekehlen, vorne jedoch nur ein wenig über den Gürtel reichte und meinte, ich möge mich nicht inkommодieren, er mache sich die Eierspeise schon selbst.

Ich setzte mich zu meinem Buche und las weiter. Nach ungefähr einer halben Stunde sah ich auf, sah den Gast noch immer eifrig rühren und fragte ihn, ob er sich eine zweite Eierspeise koche. Nein, es wäre noch immer die erste. Da das mit rechten Dingen nicht zugehen konnte, sah ich selbst zum Herd und richtig, trotz meiner Vermutung, daß die Eierspeise schon die Konsistenz eines Steines haben müßte, war alles noch flüssig, ganz und gar flüssig. Und, merkwürdig, in der Mitte sprang immer ein kleines Bläschen auf, nachdem es „plubb“ gemacht hatte. Sehr merkwürdig! — Zufällig sah ich zur Decke. Da hatte der Unglücksmensch seine Lederhose genau über dem Eierspeisreindl zum Trocknen aufgehängt. Ja, da läßt sich beim besten Willen und noch besseren Eiern eine Eierspeise nicht genießbar machen.

#### XVIII.

Unsere Eierspeise war herrlich, das Bier gut, eine mitgenommene Lieblingstorte vortrefflich. Nun her mit dem Wein und dem Fremdenbuch. Das kannte Hans schon auswendig. Nur die vom Oberlehrer Franz Scheibenreif mir gewidmete Chronik des Hauses „Auf der Dürr“, meines Notnagelhauses, kannte er nicht. Sie lautet wie folgt:

„Das Bauernhaus Nr. 93 steht auf der Sonnenseite des oberen Schlaggraben in 1160 Meter Seehöhe und an dem Wege, der in den Dürrgraben führt. Auf diesen Umstand mag die ehemals übliche Bezeichnung „Auf der Tür“ oder auch „In der Tür“ für die oberen Schlaggrabenhäuser zurückzuführen sein. Die gleichzeitige Benennung „In Schlag“ oder „Im Schlaggraben“ kam aber stets mehr in Anwendung und verdrängte erstere mit der Zeit vollständig. Das Anwesen war ein der Herrschaft Kranichberg dienstbares Halbleben, dessen Besitzer nach einem im Jahre 1678 angelegten Urbar an „Hausdienst, Kälbergelt, Weinwathgelt, Henner- und Eiergelt, Hauergelt, Robathgelt und Steuer“ einen Jahresbetrag von 4 fl., 2 Groschen, 12 Pfennigen zu entrichten hatte. Das Haus selbst, ein massiver Steinbau, zeigt äußerlich nicht die allgemein hier übliche bajuvarisch-steinische Bauart alten Stils,

sondern verdankt seine jetzige Form jedenfalls dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Darauf weist vor allem das Fehlen der gezimmerten Hausstube und der Galerie an der Stirnseite des Hauses, das vollkommen gleiche Niveau der ebenerdigen Räume, deren überaus praktische Einteilung, wie auch endlich der riesige, gewölbte, von innen wie von außen zugängliche Keller hin, lauter Momente, die man in den alten Bauernhäusern dieser Gegend nicht findet. Dagegen lehnt sich die innere Einteilung des Wohnstockes in zwei gleichlaufende Reihen der herrschenden alten Bauart vollkommen an.

### Besitzer.

Obwohl die Gründung dieses Anwesens mit den übrigen dieses Grabens in die Zeit der ersten Besiedlung unserer Heimat verlegt werden muß und vielleicht ebenso alt ist, wie das im elften Jahrhundert erbaute Schloß Kranichberg, so kann die Geschichte desselben und die Reihe seiner Besitzer doch erst von einem verhältnismäßig späten Zeitpunkte, nämlich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, verfolgt werden.

Das Urbar der Grafen Montfort aus dem Jahre 1419 (über ein Urbar der Grafen von Montfort aus Niederösterreich von Archivdirektor v. Zahn. Aufsatz in den Blättern des Vereines für Landeskunde) führt aus dem Schlaggraben allein drei zur Herrschaft Kranichberg dienstpflichtige Untertanen an, und zwar den „Chumer in Schlag“, Andreym Schlag und den Ranzhart im Schlag; da das Haus Nr. 93 noch im Jahre 1650 mit noch einem einzigen anderen zur Herrschaft Kranichberg gehört, so ist wohl anzunehmen, daß einer der drei Genannten Inasse des Hauses war. Von da an fehlt aber jede Nachricht bis zum Jahre 1643, von welcher Zeit an erst die vorhandenen Aufzeichnungen die lückenlose Geschichte des Hauses und seiner Besitzer ermöglichen.

#### 1. Peter Weninger. 16 . . — 1655.

Um 1640 sah ein Peter Weninger auf dem Hofe; sein Weib hieß Euphemia. Diese gebar ihm im Jahre 1643 einen Sohn Jakob. Weninger starb 30. November 1655 als „Kranichberger Untertan in Schlag, Amt Otterthal“ im Alter von 40 Jahren. Der Wert des nachgelassenen Vermögens belief sich auf 141 fl., wobei Haus und Grund auf 50 fl. geschätzt wurde. Die Schulden betragen 33 fl., somit das reine Vermögen 108 fl., welches sich die Witwe und der einzige Sohn Jakob zu gleicher Weise teilten.

2. Jakob Pläßer. 1656—1672.

Die Witwe Weningers heiratete 1656 einen Jakob Pläßer und führte mit diesem die Wirtschaft weiter. Im Jahre 1672 übergaben Sie das Haus dem Sohne.

3. Jakob Weninger. 1672—1680.

Weninger heiratete 1672 eine Agnes Schinkhl. Von der Übernahme des Hauses berichtet eine Grundbuchsnotiz: „1672 ich in Empfang wegen des Jakob Pläßer seinem Stieffsohn Jakob Weninger per 45 fl. verkauften Haus halber das Kaufrecht.“ Im Jahre 1673 starb Weningers Mutter im Alter von 80 Jahren und hinterließ ein reines Vermögen von 72 fl. 52 kr., wobei der Hauskauffschilling mit 65 fl. eingestellt wurde. Dem Ehepaar wurde 1673 eine Tochter Eva, 1675 ein Sohn Georg und 1677 ein Sohn Simon geboren. Da kam das Unglücksjahr 1680. Zuerst starb Weninger im Alter von 40 Jahren, dann sein Stiefvater Jakob Pläßer (56 Jahre) und zuletzt die Bäuerin im 38. Lebensjahre, vermutlich alle an ein und derselben epidemischen Krankheit. Da die Waisen nicht imstande waren, die Wirtschaft zu betreiben, wurde das Haus von der Herrschaft verkauft und der Erlös zugunsten der Kinder angelegt.

4. Stefan Dippolt. 1681—1707.

Dippolt war ein Sohn des Bauern Simon Dippolt vom Pambsthofe (Nr. 120) und heiratete bei Antritt des Hauses die Eva Angerler, Tochter des verstorbenen Schmiedlbauers Michael Angerler. (Nr. 84.) Über den Kauf findet sich folgende grundbücherliche Eintragung aus dem Jahre 1681: „Stefan Dippolt erkaufte von den Kindern Jakob und der Agnes Weninger seel. die Behausung samt Zubehör in Schlag um 50 fl.“

Nach dreijähriger Ehe starb ihm sein Weib Eva Dippoltin, 30 Jahre alt, worauf er noch im selben Jahre Margarete, die Tochter seines Nachbarn, Benedikt Schabauer (Nr. 92), heiratete. Dieser Ehe entstammten eine Tochter und sechs Söhne. Trotz miflicher Vermögensverhältnisse betrieb er die Wirtschaft bis in sein 81. Lebensjahr. 1707 übergab er das Haus seiner Tochter Anna und deren Manne Michael Fasleben und starb 1714, 88 Jahre alt. (†Stefan Dippolt auf der Tür.)

#### 5. Michael Hasleben. 1707—1728.

Hasleben stammte aus der Molz, sein Name wurde verschieden geschrieben, so auch Häslimb, Häsling, Häslinger, Häsl, wobei das ä oft auch als a ausgesprochen wurde. Er war verbunden, die Geschwister seines Weibes, die noch sämtlich minderjährig waren, zu erziehen. Im Jahre 1728 starb sein Weib Anna Häslimb von der Tür, 45 Jahre alt, und hinterließ ihm vier Kinder: Rosina, Lorenz, Marie, Peter. Hasleben verheiratete nun seine älteste Tochter Rosina an den Bauernburschen Gregor Langs und übergab das Haus um 50 fl., Vieh und Fahrniß um 206 fl., zusammen also 256 fl., wovon bei einem Schuldenstand von 219 fl. für den Verkäufer ein Überrest von 37 fl. verblieb. Aus dem Schuldenverzeichnisse geht hervor, daß Hasleben die Taxen samt Sterberecht nach dem Tode seiner Schwiegereltern nicht beglichen hatte, daß er auch den sechs Dippoltschen Kindern Georg, Philipp, Urban, Thoma, Lorenz und Hanuß ihr väter- und mütterliches Erbteil bei der Übergabe im Betrage von je 3 fl. 53 kr. noch schuldig war und daß das mütterliche Erbteil seiner Kinder je 10 fl. betrug. Hasleben starb 1746, 70 Jahre alt. Sein Sohn Peter heiratete 1747 die Witwe Marie Pichhofer auf das Haus Nr. 95, sein zweiter Sohn, Lorenz „Haslinger“, starb 1760 als lediger Knecht beim Hause.

#### 6. Gregor Langs. 1728—1766.

Gregor stammte vom Hause Nr. 95 und war bei seiner Eheschließung bereits 49 Jahre alt. Er betrieb die Wirtschaft trotzdem noch volle 38 Jahre. Aus seiner Ehe gingen zwei Töchter hervor, Katharina und Theresse. Die ältere verheiratete er 1761 an den Bauer Ignaz Treitler Nr. 84, die jüngere dagegen 1766 an Michael Riegler, seinen Nachfolger. Langs starb 1779 und erreichte das seltene Alter von 100 Jahren.

#### 7. Michael Riegler. 1766—1778.

Riegler stammte von dem Hause Nr. 107 und übernahm das Haus um 70 fl. Er war nur 12 Jahre Bauer, denn schon 1778 raffte ihn, erst 35 Jahre alt, der Tod dahin. Er hinterließ zwei Töchter und ein Söhnchen, welches bald nach ihm starb.

8. Georg Schabauer. 1778—1805.

Rieglers Witwe heiratete 1778 den Bauernsohn Georg Schabauer von Nr. 92. Aus dieser zweiten Ehe ging ein Sohn Mathias hervor, der schon 1791 im Alter von 11 Jahren starb. In diesem Jahre heiratete die älteste Tochter Gertraud Riegler den Jakob Stuppacher, welcher von seinem Vater das Haus Nr. 95 übernommen hatte. Schabauer war 27 Jahre alt und starb 1805 (14. Oktober) an einem Schlagflusse im 56. Lebensjahre. Die zum zweitenmal verwitwete Bäuerin übergab nunmehr das Haus dem Schwiegersohne Jakob Stuppacher; nachdem sie 1809 ihre jüngere Tochter Theresie begraben hatte, verschied sie 1810 im Alter von 70 Jahren.

9. Jakob Stuppacher. 1805—1815.

Stuppacher verkaufte das Haus Nr. 95 im Jahre 1815 an Mathias Morgenbesser um 1400 fl. und zog auf das Haus Nr. 95. Aber schon 1815 übergab er es an seinen 19jährigen Sohn Georg und trat, obwohl erst 40 Jahre alt, in den Ausnahm.

10. Georg Stuppacher. 1815—1814.

Dieser heiratete 1813 die gleichalterige Tochter Theresia Rosenstingel aus Neuwald. Ein wahrhaft tragisches Geschick waltete über diesem Ehepaare. Die damals in Wien grassierende Pest breitete sich auch auf das Land aus und forderte zahlreiche Opfer. Kaum ein Jahr verheiratet, erkrankte Stuppacher an der Seuche und starb am 4. Mai 1814; sein Weib, das Mutterfreuden entgegenschah, genas infolge der Gemütserschütterung am 11. Mai vorzeitig eines Sohnes, dem sie den Namen Johann gab. Am 26. Mai starb auch die junge Mutter und zwei Tage später folgte das Kind den Eltern nach ins Grab. Also innerhalb eines Monates Vater, Mutter und Kind.

11. Jakob Stuppacher. 1814—1820.

Jakob Stuppacher nahm nach dem Tode des Sohnes das Haus wieder zurück und bewirtschaftete es noch mehrere Jahre. Um das Jahr 1820, höchstwahrscheinlich schon vorher, verkaufte er das Haus an den herrschaftlichen Verwalter in Wartenstein, Herrn Anton Steiger, Edler am

Stein, und bezog abermals das beim Haus befindliche Söllnerstübchen. 1836 verlor er seine Gattin durch den Tod. Im Alter traf ihn das Unglück, daß er erblindete. Trotzdem besuchte er noch oft, unter Führung seiner Enkelin, eines Kindes seiner unverheiratet gebliebenen Tochter Anna, die Kirche. Er starb 1844, 71 Jahre alt.

12. Anton Steiger. 1820—1833.

Steiger wird schon 1820 im Parzellenprotokoll als Eigentümer angeführt. Er verpachtete es der Reihe nach an die Bauern Blasius Schabauer (Nr. 92), Mathias Morgenbesser (Nr. 95) und an den Kummerbauer Melchior Schabauer. 1833 verkaufte er es zu dem niedrigen Preise von 391 fl. an Josef Schabauer.

13. Josef Schabauer I. 1833—1869.

Schabauer war ein Sohn des Nachbars Blasius Schabauer Nr. 92. Er heiratete 1842 die Magdalene Wieser, Wirtstochter von Otterthal. Von sieben Kindern blieben zwei Söhne und zwei Töchter am Leben. Eine Tochter heiratete den Kleinhäusler Martin Maurer, welcher später das Kleinhaus Nr. 119 im Schlaggraben neu baute, es nachher mit dem Hause Nr. 91 vertauschte. Josef Schabauer war ein häufiger Gasthausbesucher und ungemein jähzornig und rauflustig; dies wurde für ihn auch zum Verderben. Als er sich im Jahre 1869 abermals an einer Kauferei in Otterthal beteiligte, wurde er dabei von dem Bauer Mathias Gruber erschlagen. Als Ursache seines Todes führt die Sterbematrik Gehirn- und Lungenlähmung an. Er erreichte ein Alter von 37 Jahren. Seine Witwe führte die Wirtschaft noch vier Jahre fort und übergab dieselbe 1873 ihrem Sohne Josef um 1000 fl.

14. Josef Schabauer II. 1873—1881.

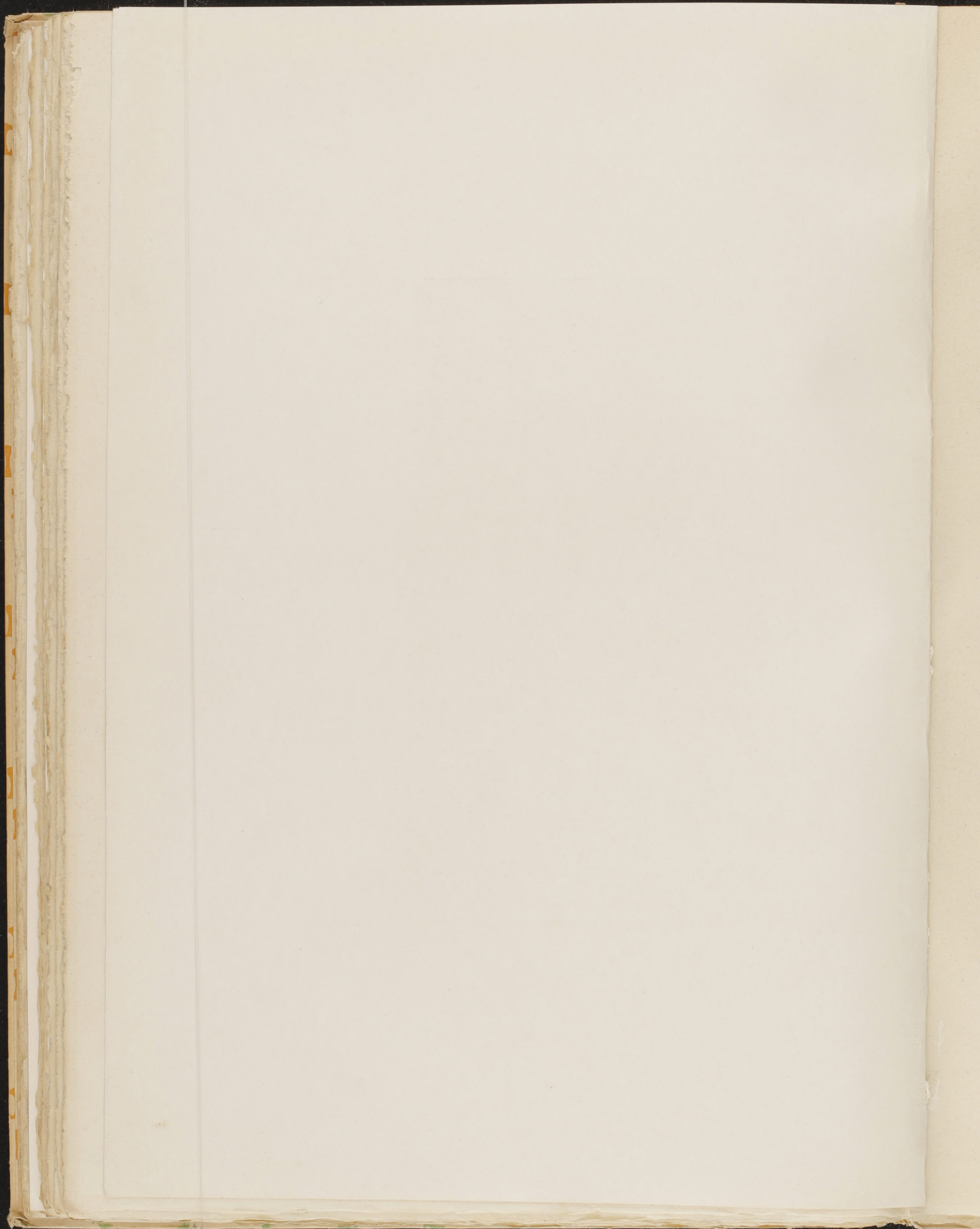
Dieser heiratete 1873 die Tochter des Matthias Rothnagel Nr. 87, Katharina. Josef liebte, gleich seinem Vater, gerne die Gasthausgelage, führte zuhause liederliche Wirtschaft und geriet dadurch in Schulden. Dies ärgerte besonders seinen Schwiegervater, der den Umstand benützte, um seinen noch unversorgten Lieblingssohn darauf zu bringen. Er beredete so lange seinen Schwiegersohn, bis dieser nachgab und das Haus seinem Schwager Georg Rothnagel um 2000 fl. nebst einem ansehnlichen Ausnahm verkaufte. Schabauer baute sich unterhalb des



Traktanten, Winter 1918.

„Wia da  
Schachner in  
Krausner von  
seiner Kriegszeit  
beräthlt.“

August Macke 1918



Hauses ein Kleinhaus Nr. 223, das nach seinem Tode dem Besitzer des Hauses zufallen wird und erwirbt sich seitdem seinen Unterhalt als Tagelöhner, bekannt unter dem Namen „Schabauer Sepperl“.

15. Georg Nothnagel. 1881—1886.

Nothnagel heiratet 1881 eine Brigitta Kernegger, welche ihm 1500 fl. Mitgift zubrachte. Sie starb aber schon 1882 und Nothnagel heiratete nun eine Magdalena Schlager. Bei richtiger Gebahrung hätte er das Haus mit dem Heiratsgut leicht auszahlen können. Er wirtschaftete aber weit liederlicher als sein Vorgänger, war wohl ein Freund guter Küche, aber nicht der Arbeit. Statt die Schulden zu tilgen, verwendete er das Geld zu Gelagen und großem Haushalt und, als es zu Ende war, verkaufte er das ganze vorrätige Holz, dann die Alm am Alpkogel um 550 fl. Trotzdem wurde das Geld stets zu wenig. Nun verkaufte er das Haus an Matthias Kennhofer, vulgo Morhiesl, um 1700 fl., welcher es 1885 bezog und ein Jahr bewirtschaftete. Da es aber Kennhofer nicht vollends auszahlen konnte, wurde der Kauf wieder rückgängig und Nothnagel verkaufte nun, um zu Geld zu kommen, abermals Wald am Alpkogel im Ausmaße von 12 Joch an Anton Morgenbesser um 500 fl. Sodann verkaufte er das Haus um 1100 fl. an Jakob Spreißhofer, welcher ihm 100 fl. Drangeld gab, und als denselben bald darauf der Handel reute und er vom Kaufe zurücktrat, dieses ihm überlassen mußte. Jetzt verkaufte er es seinem Bruder Karl um 1000 fl., zog bald darauf aus der Gegend fort und lebt gegenwärtig als Arbeiter in Steinhaus. Vom Rauffschilling erhielt er keinen Kreuzer.

16. Karl Nothnagel. 1886—1902.

Karl Nothnagel ist Bauer auf dem Hause Nr. 87 und betrieb die Wirtschaft von dort aus. 1902 verkaufte er es an den Bauernsohn Vinzenz Roderholt um 2000 fl.

17. Vinzenz Roderholt. 1902—1904.

Vinzenz Roderholt war der Sohn des verstorbenen Bauers Johann Roderholt Nr. 79 und noch ledig; bevor er den Besitz antreten konnte, wurde er lungenkrank und wohnte bei seiner ebenfalls kranken Mutter auf Nr. 97. Da sich sein Zustand immer mehr verschlechterte und er somit außerstande war, die Wirtschaft zu betreiben, und seinen Zahlungs-

verpflichtungen nachzukommen, so traf er mit Nothnagel ein Übereinkommen, wonach dieser das Haus wieder zurücknahm.

18. Karl Nothnagel. 1904—1908.

Nothnagel suchte vergeblich wieder einen Käufer, da es für einen Bauer infolge bedeutend reduzierten Grundmaßes nicht recht existenzfähig war; außerdem schreckten jeden die großen Herstellungskosten des baufällig gewordenen Hauses vom Kaufe ab, während Nothnagel von dem bisherigen Preise nichts nachlassen wollte. Endlich gelang es ihm, das Haus im Jahre 1908 an Herrn Stefan Mautner um den bisherigen Preis zu verkaufen.

XIX.

Kräftiges Klopfen an der Türe. Herein! „Morgen müaß ma uma Zwoa von da losgeh'n. 's is weit bis auf d' schwarze Lack'n und der Hahn fällt schon uma holba Bieri ein“, sagt der Jäger Schachner. „Also Hans, machen wir für heute Schluß, gute Nacht!“ Jeder sucht sein Zimmer und sein Bett mit Kerzenbeleuchtung auf. Der Schachner löscht die Lampe, man hört seine Schritte im Hofe. „Gute Nacht!“

„Was, jetzt schon aufsteh'n!?“ — „Ja, Herr, höchst Zeit, dreiviertel auf Zwoa.“ Also in Gottes Namen. Fertig sind wir 5 Minuten vor Zwei und los geht's. Kalt ist's worden. Der wenige Schnee, der Tag zuvor beim Tauen geblieben war, ist hart gefroren, das Tauwasser gleichfalls und mit Mühe greifen die schwer genagelten Schuhe. Steil vom Haus weg, steigen wir zum Haider, meinem unmittelbaren Nachbarn. Da ist mir einmal folgende Geschichte passiert.

Es ist bitterkalt. Den ganzen Tag vorher hat es geregnet und geschneit, wasserig, weich, dann am Abend die Kälte und der Wind. Alles glatt gefroren. Um zwei Uhr Nacht geh' ich vom Haus weg zur schwarzen Lack'n, auf den kleinen Hahn. Die Nägel in den Bergschuhen greifen kaum. Ich komme zum Nachbargehöft und höre Stimmen, sehe Leute mit Laternen herumhuschen. Was gibt's denn jetzt in der Nacht? „Ja, da Woda. Vor ana halben Stund' is er auss'i ganga und hiaßt is er no alleweil net z'ruck und mir find'n na net. In dera Kält'n, wann eam nur nix passiert is.“ „Wodah!!“ — Neben dem Haus steht ganz frei und isoliert eine kleine Holzhütte, knapp am Abhang; von dort geht's in steilen Lehnen zum Bach. Dieses Gebäude dient den Familienmitgliedern als Zuflucht bei gewissen Anlässen. Sonst meidet jeder gerne diesen Fleck.

rein=  
  
einen  
tenz=  
des  
von  
ihm,  
rigen

uma  
Sahn  
hans,  
und  
mpe,

ertel  
vor  
Tag  
asser  
Steil  
ach=

ge=  
Alles  
rzen  
eifen  
eute  
,Ja,  
r no  
nur  
ifo=  
eifen  
als  
leck.



Ich komm gleich!  
M  
1916.

Ich beteilige mich an der Suche. „Was hat er denn ang'legt g'habt, wie er weg is?“ „Na, grad in Wedasleck und sist nix. Wiara aus'n Bett



aussa is.“ „Na, da wird er halt auf d' Seit'n ganga sein. Schaun ma da nach!“ und damit gingen wir zum Hütterl.

Weg war's, nichts mehr davon zu sehen. Mit der Laterne leuchtend, fanden wir eine Spur im Schnee, wie von — nun eben wie von dem Häusl, das der Wind umgestürzt hatte, das dann über den glasigen Schnee den Abhang hinuntergerutscht war, und in dem der Woda eingeschlossen, wimmernd, mit dem Rücken im Wasser des Baches, nichts anderes sagen konnte als: „S'rad' in dera Saukält'n in dera Sauhütt'n, auf dera Sauleitt'n!“ Er muß schon vor einer Viertelstunde da unten gelandet sein.

Dann steigen wir über die Morgenbesser Holzweise auf und dann gleich stetig fort, bis zum Vernbauerwald. Die Laterne hätten wir gar nicht nötig gehabt. Es ist mondhell; in Ottenbachgraben liegt der Schnee noch ganz fest, und da sieht man wie am Tage. Hier trennen sich unsere Wege. Ich habe noch lange Zeit. Der große Hahn fängt erst viel später an. Aber für Freund Hans war's höchste Eisenbahn. Ich höre noch das Brechen des Schnees unter den Tritten, bis er und der Jäger über den Niegel gelangt sind, dann gehe ich langsam am Pürschsteig vor, setze mich unter eine dichte Fichte, wo wenig Schnee ist, und warte. Ich sehe genau gegen Osten. Ein leichter, heller Streif zeichnet sich gegen den Otter und gegen die ungarischen Berge im Himmel. Keine 400 Schritte kann ich vom Balzplatz entfernt sein. Eine Zigarette. Ah — jetzt kommt ein leichtes Rot in's gleiche Grau des Firmamentes. Die Quelle neben mir läßt mir keine Ruhe. Ich vermeine die ersten Glocken des Hahnes zu hören. Zigarette fort und behutsam weiter. Nach fünfzig

Schritten bleibe ich stehen und horche. Nichts. Noch weiter! — da, ich höre einen Glocker, noch einen, rascher dann — jetzt den Hauptschlag. Er singt!

Ich Springe, vorläufig nicht gar zu vorsichtig, bleibe stehen —? — ja. C—k, C—k — — Hauptschlag. Weiter! Ich bin nicht mehr weit. Der Hahn singt prächtig. Wohl zehnmal sprang ich und jetzt muß ich über eine windgebrochene Fichte. — Hauptschlag — ein Schuß — ein närrischer, ganz närrischer Juchezzer, Hans hat seinen kleinen Hahn, — der Teufel, deswegen muß man doch nicht gleich so schreien — und — ich kann jetzt auf der Fichte reiten bis übermorgen! — Ja, wenn ich wenigstens reiten könnte! Aber ein Fuß ist schon drüben und der andere hängt mit dem Rist gerade noch drauf und den Hahn sehe ich auch schon! Es scheint mir so hell, daß ich glaube, Porträtaufnahmen mit  $\frac{1}{250}$  Momentverschuß machen zu können.

Aber Hans! Ist das Deine Freundschaft! Ich halte es ja auf dem rechten Hinterfuße nicht mehr aus! Daß der Schachner auch grad' heute so juchezzen muß! Bei mir hat er das nie getan. Na, so sing doch wieder ein Stückel, lieber Auerhahn, damit ich die Stellung wenigstens wieder ein bißerl ändern kann. Dann, von mir aus, laß' mich wieder eine Viertelstunde warten. Da richt' ich mich schon ein, wenn ich's einmal weiß, was für ein heikler Herr Du bist. — Na, Gott sei Dank! Linken Fuß herüber und auf alle Viere nieder; von wegen der Anstrengung. Ach so, Du singst gleich weiter!??? — Ja? — Ja! Noch vier Sprünge, und da bin ich, sehe ihn gegen den roten Morgenhimmel als graue Silhouette. Von drei Seiten höre ich die Hennen. Lang' darf ich nicht überlegen. Ich visiere erst in den Himmel, dann, wie ich schwarz sehe, krach's; — ein wenig Flügelschlagen, dann Fall von Ast zu Ast und dann — „Btsch“. Er liegt am Boden, ich bin schon dort, hebe ihn am Stängel hoch. — Da ist er, der Urhahn. Biuhub! Ganz leise kommt's zurück: Biuhub!!! Strahlend geht die Sonne auf, ich höre im Schnee Tritte, Freund Hans und Schachner kommen mit dem kleinen Hahn. Ein herrlicher Morgen! — Eine Zigarette.

Nachdem wir unsere Hahnen gehörig gemustert haben, trappen wir am Pürschsteig bergab. Hier fliegt eine Henne unter Segacker ab. Amfeln und Drosseln singen um die Wette. Da springt laut schreckend ein guter Bock ab, eine Gais verhofft regungslos nach uns. Jetzt wird sie flüchtig und flieht in hohen, leichten Sätzen zum schützenden Jungmais, macht dort ein Standerl, guckt sich um und trollt dann ruhig in die Stau-

den. Jetzt erreichen wir den Wildheuschober — viel ist nicht übrig geblieben über Winter; da macht der Weg einen Haken und nach wenigen Schritten sind wir vor der Ottenbachhütte.

Schachner kramt den Schlüssel umständlich aus einer der letzten Falten des Rucksackes, schließt auf und öffnet das Fensterl. Ein wenig feucht riecht's wohl nach dem langen Winter. Aber es ist bald durchgelüftet. Die Gewehre hängen mit den Jagdgläsern am Haken, der Hut liegt am oberen Brett. Während ich den Schnellseider von „unterm Bett“ hervorhole, ihn fülle und in Tätigkeit setze, hat Schachner von der nahen Quelle Wasser gebracht, und Hans hat Zucker und Tee ausgepackt. Eine Schachtel mit ziemlich weichen Rakes vom vorigen Jahre findet sich auch. Das herrlichste Frühstück ist bereit. So ruhig und bedächtig kann man nur in der Hütte frühstücken.

Daß jeder Hahn, das heißt, jeder Moment des Morgens, von allen drei Seiten noch gehörig wiedererlebt werden muß, ist klar, und zwei



Zigaretten fallen dieser Tätigkeit zum Opfer. Dann rasch sauber gemacht und den Heimweg angetreten. Bei der kleinen Brücke blüht schon Johannistock und hier am Rande des Hochwaldes finde ich Seidelbast, nicht mehr ganz rot, ein wenig zu sehr aufgeblüht, doch umso süßer duftend. Die Lärchen zeigen, daß sie Blätter kriegen wollen, ein dunkelroter Fleck von Erika leuchtet neben altem Schnee hervor. Man geht auf nachgebendem, weichem Boden und fühlt den heißersehten Frühling überall. Nach einer Stunde ist das Haus erreicht. Leichter Rauch zieht senkrecht aus dem Rauchfang. Im Hofe scharren die Hühner, die zwei Katzen sitzen in der Sonne und blinzeln, und Flora begrüßt uns freudig, schnuppert an den abgelegten Hähnen und setzt sich würdevoll neben sie.

Auf der Fabriksseite war auch Freund Ferdinand mit Jäger Veimberger auf dem großen Hahn. Auch dort fiel ein Schuß, ein wenig bevor ich geschossen hatte. Die können jetzt bald heroben sein. Die haben's bequem gehabt; haben in der Hütte übernachtet, von dort zum Balzplatz sind's keine 10 Minuten. Dafür müssen sie jetzt hier herauf steigen. Wir sitzen auf dem Platz vor der Hofmauer in der schönen warmen Sonne. Vor uns der mächtige Kirschbaum läßt durch seine Äste die ferne Landschaft im blauen Nebel sehen. Am Acker vor uns pflügt der Spreizhofer mit zwei schweren Ochsen. Am Weg laufen die Schulkinder laut lachend und schwäzchend vom Morgenbesser ins Tal, und in der Küche höre ich die Schachnerin hantieren. Jetzt fährt der Franzl mit dem Ali fort um Saatkartoffel und Hafer heraufzuschaffen und Schachner zimmert an der neuen Brunnstube. Die Bienen summen um das nahe Bienenhaus, und die rote Fahne, die unsere Anwesenheit verrät, bläht sich gemächlich in lauer Frühlingsluft.

## XX.

Auf einmal lautes Bellen vom Zwinger her. Die Fabriksseitler kommen. Veimberger hält lachend den Hahn empor und freudig begrüßen wir uns. Die Erzählung der fabriksseitigen Abenteuer dauerte über das Frühstück hinaus. Dann wird rasch ein wenig Toilette gemacht und, da Ferdinand das Haus nicht kennt, die Hauswanderung angetreten.

Die Stube kommt als Nummer Eins daran, dann geht's durch Hansens Fremdenzimmer, wir nennen es das Conradzimmer, da ich die Einrichtung von meinem Bruder Conrad bekam, in's Musikzimmer. Das

war ehemals die Rauchküche mit offenem Herd. Die Decke ist im Bogen gewölbt und rußschwarz. So habe ich sie auch gelassen. Nun steht ein buntbemaltes Pianino drin, eine Bank über's Eck, ein Tisch davor, —



c'est tout. Die schwarzverrußte kleine Holztür läßt uns in den Vorraum und links die Tür führt in unser Schlafzimmer. Zwei Fenster geben Aussicht nach Süden hinunter in den Schlaggraben und auf den Hochwechsel. Den sieht man aber nicht, weil die Hülm uns den Fernblick versperrt. Ein drittes Fenster blickt in den Hof. Nun steigen wir über die steile Treppe hinauf und landen auf der Diele. Sie ist ein Vorplatz des oberen Stockwerkes, von dem aus man links in zwei kleine Fremdenzimmer, rechts in das große Kinderzimmer gelangt. Das sieht genau nach Ofen, und treten wir zur Türe hinaus auf den Balkon, so liegt vor uns die ganze schöne Trattensbacher Welt bis an die ungarischen Grenzberge, ganz weit am Horizont, dort, wo die Kirche mit zwei Türmen am

Ramm der Berge noch zu sehen ist. Beugen wir uns über die Brüstung etwas vor, so sehen wir rechts im Süden den schneebedeckten Hochwechsel herüber leuchten.

In der Diele stehen zwei alte Bänke und ein Tisch beim Dachfenster, da „könnten“ die Kinder ungehindert Aufgaben machen. Ganz oben in



der letzten Dachverschneidung ist noch ein kleines Dienerzimmer untergebracht, von dessen Fenster man, gegen Westen blickend, den ganzen Schlaggraben bis zur Morgenbesser Holzweise überblickt.

Nun trappen wir mit unseren Senagelten hinunter und treten in den Hof. Vor uns der kleine, von einer Mauer umgebene Garten läßt das

Frühjahr noch nicht erkennen. Die Rosenstöcke sind zur Erde gebogen und mit Fichtenreis bedeckt. Vor Mitte Mai dürfen wir sie nicht abdecken, sonst könnten sie uns erfrieren. Der Brunnen mit der Figur des heiligen Florian gibt jetzt überreichlich Wasser. Da ist der Eingang zur Küche und zur Speis. Und hier rechts steht Ali in seinem Stall. Damit er's im Winter wärmer hat, sind auch die Hühner hier einquartiert. Ali wiehert, weil er weiß, daß mein Besuch ihm eine Kostverbesserung in Form von Zucker bringt.

Dahier geht es in die Göppelstube. Das alte Göppelwerk ließ ich stehen, obzwar es nicht mehr gebraucht wird. Hier wird das Holz aufgestapelt, hier liegt das Petroleumfaß, die Garten- und Wirtschaftswerkzeuge hängen an der Wand, und leere Kisten harren ihrer weiteren Verwendung. Über die Leitertreppe geht's hinauf in das Jägerzimmer, dort wohnt der zweite Jäger, wenn ich ihn heroben brauche. Gleich nebenan befindet sich die Tenne. Da steht jetzt der leichte Schlitten, der



zweirädrige und der vierrädrige Wagen. Die Pferdegeschirre hängen hier, da der Sattel, denn Ali ist als Reittier ebenso verwendbar wie als Zugpferd; als Tragtier zeigt er erst ganz, was er kann. Hans und mich

würde er leicht heraufbringen, da fehlen ihm noch zu seiner Rekordleistung von 150 kg ganze Zwanzig. Und Hans und ich sind gleich schwer. Was wiegt da einer? Man kann bei uns hier im Gebirge nur solche Leute brauchen. Was darüber wiegt, ist nicht gut daran.

An die Tenne schließt sich rückwärts die Werkstatt an, mit Hobelbank, Drehbank und Ambos. Wenn etwas ganz war und es nicht mehr ist, so kommt es hieher und wird neu gemacht. Schachner ist Tischler, Zimmermann und Spängler, Glaserer auch, wenn's sein muß, oder Schmied. Die gleichen Wissenschaften beherrsche auch ich, wenn auch nicht in so sachkundiger Art. Leimberger kann eigentlich gar nichts und trifft doch alles. Ich glaube, der ist der talentierteste von uns Dreien.

Hier diese Tür führt in's Freie, und dieser Anbau ist die Waschküche. Das interessiert Euch nicht, mich auch nicht, aber meine Frau. Ein kleines Holzhaus, gleich im Anschluß, bietet dem Schachnerischen Ehepaar und seinem lieben Buben, dem kleinen Stefferl, Unterkunft. Ein Gang, für Vorrats- und Kleiderkasten breit genug, eine große Küche mit Sparherd, Wandbank, Tisch und Kredenz und vielen Stühlen, auch eine Nähmaschine und dann die große, geräumige, helle Stube. Die Wände sind geschmückt mit Krickeln und Geweihen. Am Wandregal hängt Schachners Jagdgewehr und Rucksack, sein Sonntagshut und die Koppel für die Hunde; da stehen zwei große Betten und ein kleines, zu deren Häuptern Heiligenbilder und Weihwasserbehälter. Das ist die Wohnung von den Schachnerischen.

Über ihr, erreichbar durch die steile Treppe, liegt das sogenannte Prunkzimmer. „Wenn Du nächstens herauf kommst, Hans, so wohnst Du hier.“ Ein großes, buntgemaltes, reich geschnitztes Bett, von zwei ebensolchen Kästen flankiert (Nachtkasteln hat's leider damals scheinbar nicht gegeben) steht an der einen Wand. Das Fenster hier sieht gegen Süden, doch hält der alte Birnbaum die Hitze ab. In die Ecke ist eine Bank gestellt, ein schwerer Tisch, in dessen Platte ein Jägerbildnis aus hellem Holz eingelegt ist, bietet Dir Raum für Deine Ellbogen, sei es zum Schreiben oder zum Nachdenken, und die drei Lehnstühle haben zur Zeit Maria Theresias ganz sicher manch müden Gast beherbergt. Sitzt Du des Abends hier, so zünde Dir die Kerzen an dem Holzluster an. Er stammt aus Eisenerz. Eine friedlichere Beleuchtung kenne ich nicht als Kerzenlicht. Zum Waschen mußte ich allerdings selbst etwas erfinden. Da habe ich „aus der Zeit“ noch nie etwas anständiges aufstöbern können.

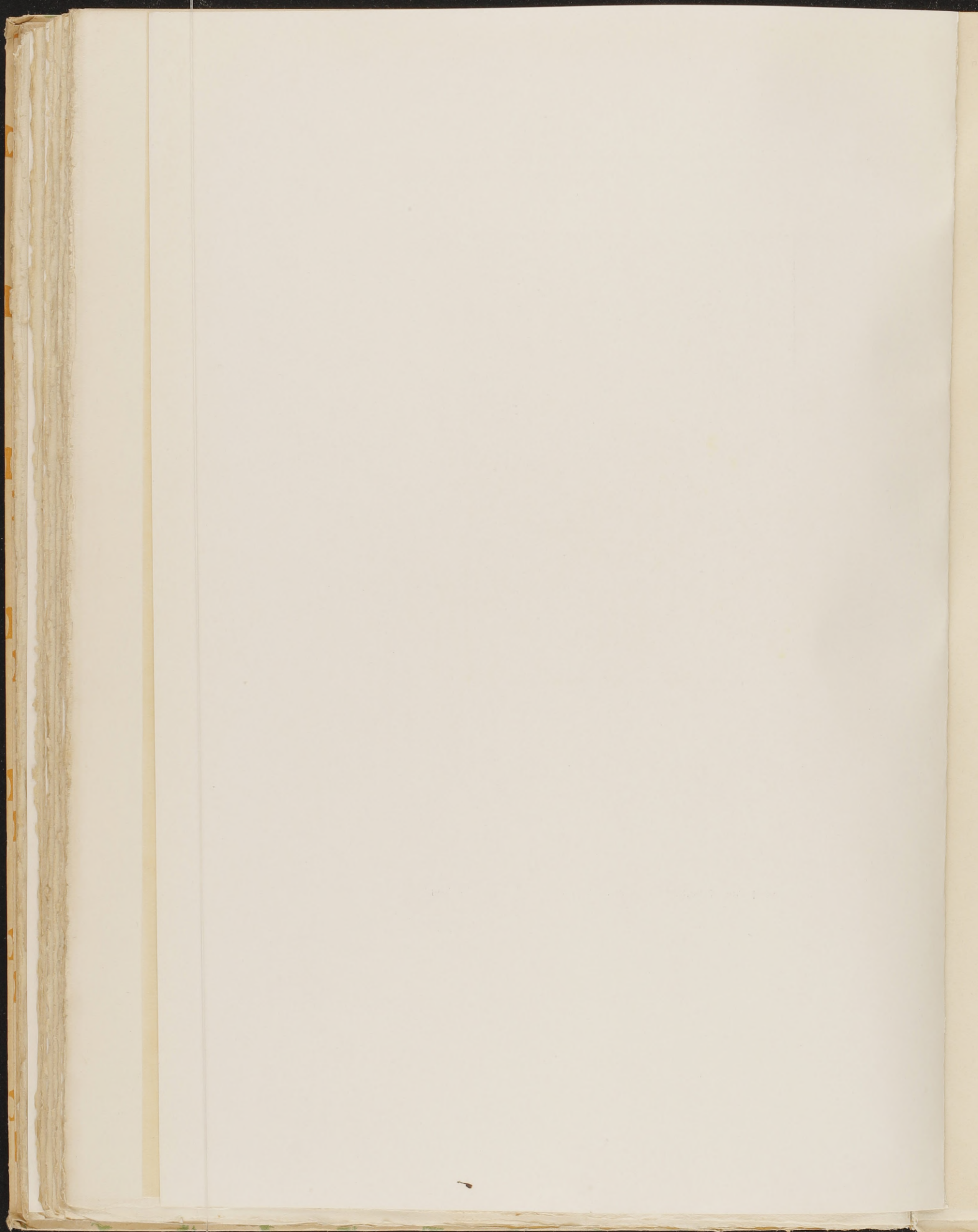
Jetzt kennst Du alles hier im Hause, bis auf das Zimmer über der Küche, es ist ein Reservestremdenzimmer und dementsprechend einge-



richtet. Da fällt mir ein, daß keiner von Euch den Keller noch gesehen hat. Sehen wir durch's Haus und hier die Stufen abwärts. Achtung auf den Kopf! Die Mauern stammen aus irgend einem früheren Jahrhundert, Ihr könnt es in der Chronik lesen. Wenn ich mehr Wein heroben hätte, wär's der schönste und beste Weinkeller. Treten wir bei



„Das war zuerst die Rauchkuchel, dann Kinderzimmer und jetzt ist's Musik-  
zimmer.“



dieser Türe in's Freie hinaus, so stehen wir gleich im Gemüsegarten. Was es da alles gibt, werde ich erzählen, wenn die richtige Zeit hiefür herangekommen ist.



XXI

„So, das ist alles, was ich Euch zeigen wollte.“ Für Architektur und Altertümer finde ich bei Euch kein besonderes Interesse. Sonst zeigte ich Euch noch allerhand. Aber zum Fischteich können wir wohl noch gehen, der ist nicht weit vom Haus. Nur nicht so faul sein! Wir kommen leicht zur rechten Essenszeit zurück und dann habt Ihr reichlich Zeit, Euch auszuschlafen. Wir gehen gleich über die Stiege hinunter. Wartet ein

wenig, da nehme ich den Hirschmann und die Frikka mit — ja, grad aus, dort beim Gatterl durch, am geraden Weg zum Schabauer, da hol' ich Euch schon ein.

Die beiden Hunde springen ausgelassen um mich her und fahren auf die Kälber vom Schabauer los, die sie mit runden, unerfahrenen Augen



anstieren. Beim Schabauer stieben die Hühner auseinander, die Ferkel rennen in toller Hast wirr herum und grunzen, ein blondhaariges Kind, mit allen Fingern beider Hände im Munde, steht stumm an die Mauer gelehnt und zwei Enten watscheln behutsam dem Bache zu. Ein paar Steine im Bach bilden die Brücke und nun zieht sich ein kleiner Feldweg steil zum Teich. Da habe ich die beiden Freunde auch schon eingeholt

und wir sehen in das klare Wasser, in dem sich die schönen Ahorne und die vielen Sträucher wundervoll spiegeln. Hier und da schießen Forellen vorbei, große und kleine. Die haben wir hier eingesetzt und fangen sie heraus, wenn wir gerade Hunger auf Fische oder nichts anderes zum Essen haben. Im letzten Jahre haben sich die Fische sogar vermehrt. Im Schlaggrabenbach sind schon fingerlange junge Fische an den tieferen Stellen zu finden. Wir setzen uns auf die Staumauer und lassen uns von der Sonne anscheinen. Einige Fleischbrocken, die ich mitgenommen habe, werfen wir den Fischen zu. Sierig fahren sie herzu und schnappen sich die Brocken weg. Die Hunde scheinen nicht ganz einverstanden zu sein mit dieser Art, das Fleisch zu verwenden. Da fällt mir gerade ein, wie schwer es seinerzeit war, den Teich zu erstehen und die Geschichte muß ich Euch am Weg nach Hause erzählen.

„Der Schabauer besaß keine fünf Minuten vom Hause in der Talverschneidung einen Teich. Da wir im Sommer Eis brauchen, sonst aber keine Möglichkeit haben, es zu gewinnen, sandte ich den Schachner zum Schabauer und ließ fragen, ob er mir den Teich verkaufen würde. Einige Monate bekam ich keine Antwort. Dann, als ich die Sache energisch betrieb, ließ mir der alte Schabauer eines Abends sagen, ich soll um 7 Uhr zum Teich kommen, er erwarte mich dort. Zur festgesetzten Zeit war ich am Platze und schön gemächlich kam er, die Pfeife im Munde, die Hände in den Hosentaschen, dahergestapft. „S' Gott“ — „S' Gott, Herr Mautner.“ Nachdem er durch ungefähr zwei Minuten nicht Muß machte, begann ich: „Also Sie möchten den Teich verkaufen?“ „Na, möchten nöi — oba i vakauf'na.“ — „Na, und was verlangens für'n Teich?“ — „Jo, i valang an Guld'n, an Guld'n für'n Meta.“ — „Für den Quadratmeter?“ — „Na, für'n Meta.“ — „Sie, das gibt's ja nicht, man kann doch an Teich oder an Grund net anders als wie nach'n Quadratmeter oder der Klafter verkaufen!“ — „Mögli, i vakafna oba do nach'n Meta.“ — Da war nichts zu machen. Auf Erklärungen über zweite Dimensionen konnte ich mich nicht einlassen und sprach über dieses Kapitel nicht mehr. — „Schabauer,“ sagte ich, „aber der Preis is ja uarrisch teuer. Das macht ja auf's Joeh — 1600 Klafter, 5800 Gulden. Do krieg i jo in Wien auf der Ringstraße einen schönen Grund.“ — „No ja, — is a recht, daß für Eana Geld in der Stadt a was krieag'n. Sö kennen in Teich ham, so wiara is oder mit an Grund herum zum Oführ'n beim Eismach'n und mit an Weg. Wiewül nacha der Ausmaß is, steak mas a, machen an Zaun und nacha zahl'ns für an jeden Meta, was da z'sammkimmt, an Guld'n.“ — „Sie Schabauer, das is Unsinn. I zahl' Eana für'n Teich und an zwei Meter breiten Grundstreifen rund

herum und das Stückel Weg, al's z'samm, 60 Guld'n. Net an Guld'n mehr. Ja oder Na?" — „Mir reden scho no drüba. Aber hiazt muas i Eana sag'n, daß ma den Teich zom Dresch'n brauch'n. Das Wassa treibt in Göpel drinn in der Tenn.“ — „Ja, wann's den Teich brauch'n, dann dürf'n s' 'n halt net verkauf'n. I hab' glaubt, Sie brauch'n na nimma



zum Dresch'n.“ „A wo, mir ham ja an mechanischen Göpel, weg'n den brauch' ma in Teich net. Aba in den Teich san 94 Fuhr'n Loahm drin. Die hat da Boa, tröst'n Gott, und i selba aufig'fiert und einig'art.“ — „Na, woll'ns, daß i das jetzt auch bezahl', den Fuhrlohn und den Arbeitslohn?“ — „A na, weil, wann der Loahm net drin war, haltet's Wasser net und nacha war's ja koa Teich net. — Und in den Teich da

ham mir alle, was ma san gschwumma, i und der Hias und da Poldi und — — —.“ — „Ja, wann Sie woll'n, von mir aus können Sie da bad'n, so oft Sie woll'n.“ — „O, na, bad'n tua ma neama, dös is net g'sund — a d' Jungen net. — Jo, daß i net vergiß, da wachst rund umadum a Saurampfer.“ — „Saurampfer, den können Sie sich nehmen, zu was brauch'n S' denn den?“ — „Mir, an Saurampfer? Mir brauch'n na net. 's Viech mag a net.“ — „No und weg'nan Zaun?“ „Einen Zaun müß'n wir setzen? ja, warum denn? Vier Grenzpflock tun's auch. Net? Oder weil's Rindviech hineinsfall'n könnt?“ — „Oba Herr, des Rindvieh fällt net eini da, des is g'scheidta wie mir, mir brauch'n a koan Zaun net.“ — „Sie, Schabauer, jehzt sag'ns ma amal, zweg'n was erzähl'n 's ma denn nacha dö gan'z'n Sachen?“ — „Dös is a so. Sö soll'n a wiss'n was mit den Teich is und wann i Eana no so G'schicht'n vazöhl, nacha mirkens Eana dös vil liaba und wiss'n a was S' ham an den Teich. Van Bakafa muaf ma sei Sach' auflob'n. Beim Raza muaf mas wieder andescht macha. I bin firti.“ — „Ja, aber was is denn mit'n Preis? Sind's einverstanden?“ — „Dös muaf i ma no überleg'n. Pfiaat Gott!“ und der Schabauer verschwand. Nach sechs Wochen hat dann der Schachner den Teich doch richtig um meinen Preis, per Quadratmeter, gekauft. Einige kleine Schwierigkeiten waren noch zu überwinden. Der Teich war halb auf ihn, halb auf sie, die Schabäuerin geschrieben und das Geld hätte ich nicht ihm allein, sondern mindestens vor ihr, wenn nicht gar ihr, halb ihm, zahlen sollen. Aber zum guten Ende war alles in Ordnung, und wir hatten unseren Eisteich. Auch der Eiskeller stand fix und fertig. Aber — — — gefroren hat's seit dieser Zeit nie mehr ordentlich.

Wie ich dann im Jahre darauf vom Schabauer den ganzen Grund gekauft habe, hab' ich den Teich nochmals mitkaufen müssen. Irgendwie sind immer wieder in der Endziffer 60 Gulden vorgeschienen. Die müssen vom Teich, nach irgendwelcher geheimnisvollen Umrechnungsmethode, stammen.

Das, was zum Schabauerhaus dazu gehört, sind die Acker und Wiesen hier zur linken und zur rechten bis an den Bach hinunter; auch die jenseits des Baches, und der ganze Wald bis zum Ramm auf der Hülm gehört dazu, und dann geht's noch bis über die Höhe hinein bis zum Hohlweg im Ottenbachgraben. Daran schließt sich dann der Besitz des Schabauer in Ottenbach, den ich auch im selben Jahre erworben habe.

Jetzt speisen wir, und dann wird „nachgedacht“. Das dauert eine gewisse Zeit und, wenn der letzte fertig ist mit dem Nachdenken, ist's Zeit zur Jause, und dann rasch fort auf den Einfall. Die beiden gehen

heute Abend wieder in den Ottenbach, während ich auf die Fabrikseite hinüber muß. Ich muß mich ein wenig eilen; zwanzig Minuten bis ins



7  
Tal, dann gute  $\frac{3}{4}$  Stunden bis zum Balzplatz. Da ist's am besten, wenn ich beim Schabauer Sepl vorbei durch den Schlaggraben hinaus laufe und dann gleich beim Kiegler über den Bach gehe. Da komme ich auf die Haidbauer Steilsfelder und zum Stall, dann muß ich durch die Wasserinne im Hochwald auf den Schlag und dann den alten ausgewaschenen Fahrweg weiter. Das ist das ärgste Stück und dauert lange. Im oberen Teil des Schlags steht sumpfiges Gras und dann kommt ein starkes Jungmais. Da geht's auch noch steil bergan. Endlich seh ich blauen Himmel und die Pichtung zeigt die Rogelbauer Schlaggrenze, auf die ich nun austrete. Ich bin gerade recht.

Am oberen Schlagrand meldet der Hahn gewöhnlich. Feuer hat sich noch nichts gezeigt. Am Wege gehe ich jetzt längs der Hochwildliffière ans linke obere Schlageck. Dort steht eine alte Wetterfichte, und ein natürlicher Schirm von Jungfichten nimmt mich schützend auf. Der Rucksack wird zum Sitzpolster, da der Grund noch voller Schnee ist. Der bleibt hier lange liegen. Es ist die Nordseite und an die 1100 Meter hoch. Die Sonne ist schon hinter Krankenkogel und Stuhleck verschwunden, leichte gelbe Töne zeigen ihren Weg. Ein leichtes Rauschen vom Abendwind, würzige Düste der feuchten Erde aus dem Schnee heraus, umgaukeln mich. Vor mir, jedoch getrennt durch den Trattenbachgraben, liegt die ganze Sonnseite jetzt in violetterm Schimmer gehüllt. Der Sonnenwendstein ragt dunkel gegen den blaßgelben Abend und fernab, weit im hellblauen Himmel zeichnet sich der Schneeberg. Die Höhen des Otter schimmern im Alpenglühen. Die höchste Fichte hier zur Rechten hatte gerade noch ein wenig Gold auf ihrem obersten Wipfel.

„Önk“ „Önk“. Da singt eine Auerhenne. — Da fliegt etwas dem Balzplatz zu über den Schlag. Der Flügelschlag beim Aufbäumen auf den Ast läßt mich aufmerksam werden. Doch gleich darauf wieder das Gackern. Es ist eine zweite Henne. Die Amseln singen, eine Drossel lärmt gerade ober mir auf der kahlen Fichte. Ja, wie soll ich denn da hören ob der Hahn singt? Der Jäger Leimberger sagte einmal bei der Frühbalz auf den Gesang der Vögel: „Dö Viecha brüll'n ja ordentli.“ — Da huscht etwas weißes im Schnee. Jetzt sitzt es bei der kleinen Erlenstaude, macht ein Manderl, ein Schneehase. Den sehe ich immer nur zur Zeit, wenn ich auf den großen oder kleinen Hahn warte. Sonst nie.

Lautes Plödern reißt mich zusammen. Gleich darauf nochmals. Da ist der Hahn. Jetzt höre ich das Wörgen, den räusperrnden Laut, den er vor dem Singen ausstößt. Eine — drei Hennen gackern lebhaft. — Ein paar Glocken, dann Stille. — Eine Schnepfe quört über mir. Ich sehe sie gut, sie wäre mein, aber der Hahn! Der Richtung nach weiß ich Bescheid. Nur heißt es im Schnee verteuflert achtgeben. Ich kriecher auf allen Vieren. Höre nichts; noch weiter. Da sehe ich ihn als Silhouette, wie er Nadeln äßt. Er denkt nicht ans Singen. Mit dem ist heute nichts anzufangen. Ich habe schon versucht, ihn durch Nachahmen der Hennenstimmen zu animieren. Einen Moment sah 's aus, als ob er reagieren wollte, dann schnabulierte er weiter.

Also zurückgekrochen und am Waldsaum vorsichtig entlang. Dann biege' ich vom gekommenen Weg ab und trolle links durch den Hochwald weiter. In kurzer Zeit bin ich auf einer kleinen Waldwiese beim Quell. Es ist schon finster. Von der Quelle sind zwei Schritte im glittschigen Moos zu machen, dann kommt ein großer Stein — und nun 12 Schritte über steinigem Weg und Wurzeln. So — nun mit der Hand gefühlt, — da ist der Zaun, ich bin ein wenig zu hoch angekommen. Zwei Schritte tiefer ist das Türl und jetzt fühl' ich die Grundbohlen unter mir.

Den Schlüssel aus dem Rucksack und aufgesperrt; die Lampe erleuchtete die Hütte, ich stelle sie auf den Fenstertisch, hole Schnellkasser und Pfanne hervor und während die Butter schmilzt, richte ich die Bettstatt her, ziehe Pantoffel an und stelle Teller und Glas zurecht. Dann zwei Scheiben Schinken in die Pfanne, ein wenig dünn geschnittenes Brot und Salz und das eine Ei, das zweite ist leider am Weg kaputt gegangen (und den Rucksack mit dem Ei bringe ich doch nicht in die Pfanne hinein). Eine Art Ham and eggs ist fertig, im Nu verschlungen, ein Glas Wein hilft nach. Es war ein wenig zu viel Butter dabei. Ja, wie soll man das abmessen?

Jetzt kommt eine Zigarette d'ran, dann schreib' ich auf den Tisch das Datum meines heutigen Besuches und krieche in den Schlaffack. Der Wecker ist gerichtet. Gute Nacht. — Im Liegen sehe ich noch durch's



Fenster die Lichter im Nothnagelhaus. Ich habe keinen Schuß gehört heute Abend. Die drüben müssen morgen auch zeitlich aus den Federn. Der Wind weht hier und bringt nichts als Frühlingsgrüße. — Ein Rauz schreit — Ruhe. — Die Quelle gluckt, so stark hört man sie im Sommer nie. Tak — Tak — Tak — Tak — — — — Quirrr —!! der Wecker!

Ich träumte doch gerade, daß ich in's Büro ging! Ach so, ich bin in Crattenbach, in der Hütte. — Auerhahn! Na ja, ich bin schon fertig. Nur bis man aus dem Schlaffack heraus findet und dann die Streichhölzer! Wo sind sie denn?! So, jetzt die Schuhe an, zugemacht das Fenster und die Türe versperrt und fort. Der Schnee ist höllisch laut, und kalt ist's auch, oder kommt mir's nur so vor? Jetzt bin ich am Schlagrand. Gar viel weiter traue ich mich nicht. Ich warte.

Ja, jetzt fängt er an. Bei jedem Schritt bricht der Schnee nach. Aber der Hahn singt gut. Wenn ich über die Lichtung komme und zu der kleinen Fichte, dann geht's schon. Nach acht Sprüngen bin ich dort. Es ist noch zu dunkel; ich sehe gar nichts, wenn ich über das Gewehr visiere. — Oho, der macht ja zwei Hauptschläge! Was ist denn das? Jetzt wieder. Da könnte man schön aufsitzen! Ich muß noch weiter, damit ich den Hahn gegen den Himmel sehe. So fest ich kann, trete ich in den Schnee, um das Nachbrechen zu vermeiden. So, jetzt bin ich dort. „Quörr — quörr, Psss fuit!“ Aha, der Schnepf von gestern. Ja, wo steckt denn der Hahn? Da sehe ich einen schwarzen Paken. Der ist aber ganz ruhig. Das ist er nicht. Ach so, ich bin ja direkt unter seinem Baum, bin zu weit gesprungen. Aber von hier aus geht's nicht. Ich sehe nichts als Äste. Es ist nur gut, daß ich den Baum nicht berührt habe. Also schauen wir dazu, daß wir aus dem Gewirr von Ästen da herauskommen. — Jetzt geht's. — Peng. — Einen Moment versucht er noch am Ast zu bleiben, dann wirft's ihn über — aber ich höre kein zu Boden fallen! — Warten! — Jetzt höre ich weit unten Flügelschlag. Gesehlt ist er nicht; aber krank geschossen. Nun heißt es, vorsichtig hinunter pürschen. Da liegt auch eine Feder. Weich geschossen. Armer Kerl! Drei Schüsse höre ich bald nacheinander von der drüberen Seite, während ich behutsam zum Dickicht schleiche. Hier im Schnee wieder eine Feder und Schweiß. Ich schiebe mich in's Dickicht ein, komme nur ganz flach kriechend weiter. Da höre ich wieder das Murksen, aber anders, schwächer, und ich blicke dem Ton nach. Dort hockt der Arme an den Stamm der jungen Fichte gepreßt mit hängendem Kopfe. Sachte das Gewehr im Anschlag, vorsichtig gezielt. Peng — Pang. Nun sind deine Qualen zu Ende. Ein guter Hahn, ganz pechschwarz, keine weißen Flecken mehr in den Stoßfedern. Aber er machte mir anfangs keine rechte Freude. Ja, wenn er wie ein Sack herunter fällt, da ist es etwas anderes!

Nun heißt's rasch zur Fabrik hinunter, dort wartet ein heißer Kaffee. Der Herr Direktor leistet Gesellschaft und gibt die Post gleich mit. Am

gegenüberliegenden Hang kommen die anderen in Begleitung der beiden Jäger herunter. Drei große grüne Pakete, die in „Straß“ (Reisig) gepackten und verschürten Säbne, werden behutsam getragen.

Auf der Straße vor dem Fabrikstore hält das Lastauto mit Ware vollbeladen. Wir schwingen uns hinauf, betten die eingefaschten Säbne fein säuberlich, wie kleine Kinder, der Wagen geht an und hinter uns fliegt eine schwere Staubwolke. Der Bäcker kommt in seinem Zeltwagen daher, sein Pferd weiß jetzt schon, was ein Automobil ist, es springt nicht mehr wie seinerzeit bei der ersten Probefahrt, von der Straße weg in die nassen Wiesen. Ich sehe heute noch klar das Bild des in der Luft mitten unter den ebenfalls fliegenden Brotlaiben schwebenden Bäckers, bevor die ganze Pastete im feuchten Wiesengrund landete.



Hier und da marschiert ein Bauer, die Pfeife schmauchend, daher, da treibt ein Halter zwei Ochsen aus der Straße und hält ihnen die Augen zu, damit sie nicht erschrecken. Am Schlag sitzt der alte Westermayer bei seinem Kaffee in der gedeckten Glasveranda im Sonnenschein und grüßt uns so bieder, daß man glauben könnte, er könne nur bis drei zählen. Bis 60, weiß ich selbst, zählt er ohne weiters.

Nun sehen wir die ganze Kette der niederösterreichischen Kalkalpen vor uns und unter uns die Reichsstraße nach Triest bis zu ihrer Einmündung in Sloggnitz. Der Ort selbst mit dem großen Kloster und den

Villen im Hardter Wald ist hell beschienen von der Sonne und zeigt durch die vielen blauen Rauchwolken, daß man da gerade beim Frühstückmachen begriffen ist. Wie wir auf die Reichsstraße treffen, fährt gerade die Maria Schutzer Post im Totteltrab vorbei. Ein paar Milchwagen mit Hundebespannung kommen uns entgegen, beim Laden der Großhandlungsfirma Puchegger steht der Notar mit seinem weißen



Ruderkapperl am glattgeschorenen Haupt und ruft uns ein treudeutsches „Heil“ nach. Die Standerln am Markt vor der Kirche werden gerade auf Glanz hergerichtet, und nun sind wir am Bahnhof. Dort hält schon

der Wagen vom Schrank mit den zwei Haslingern, und am Perron liegen auch schon vier grüne Hahnenfutterale. Der Zug fährt ein, und nun höre ich mit der Schilderung auf, weil ich von da an gewöhnlich schlafe und daher nichts weiter schildern kann, und dann, weil das, was vom Moment der Zugsabfahrt kommt, aber schon lange nicht mehr schön genug ist, als daß man überhaupt ein Wort darüber verlieren müßte. Ja, es wird immer ärger, je Meidlinger die Gegend wird, und erreicht dann seinen Höhepunkt beim Aussteigen in Wien. Schwamm drüber und warten bis wir nächsten Samstag um 1 Uhr 20 Minuten nachmittags hoffentlich den Zug erreichen und wieder hinausfahren können.

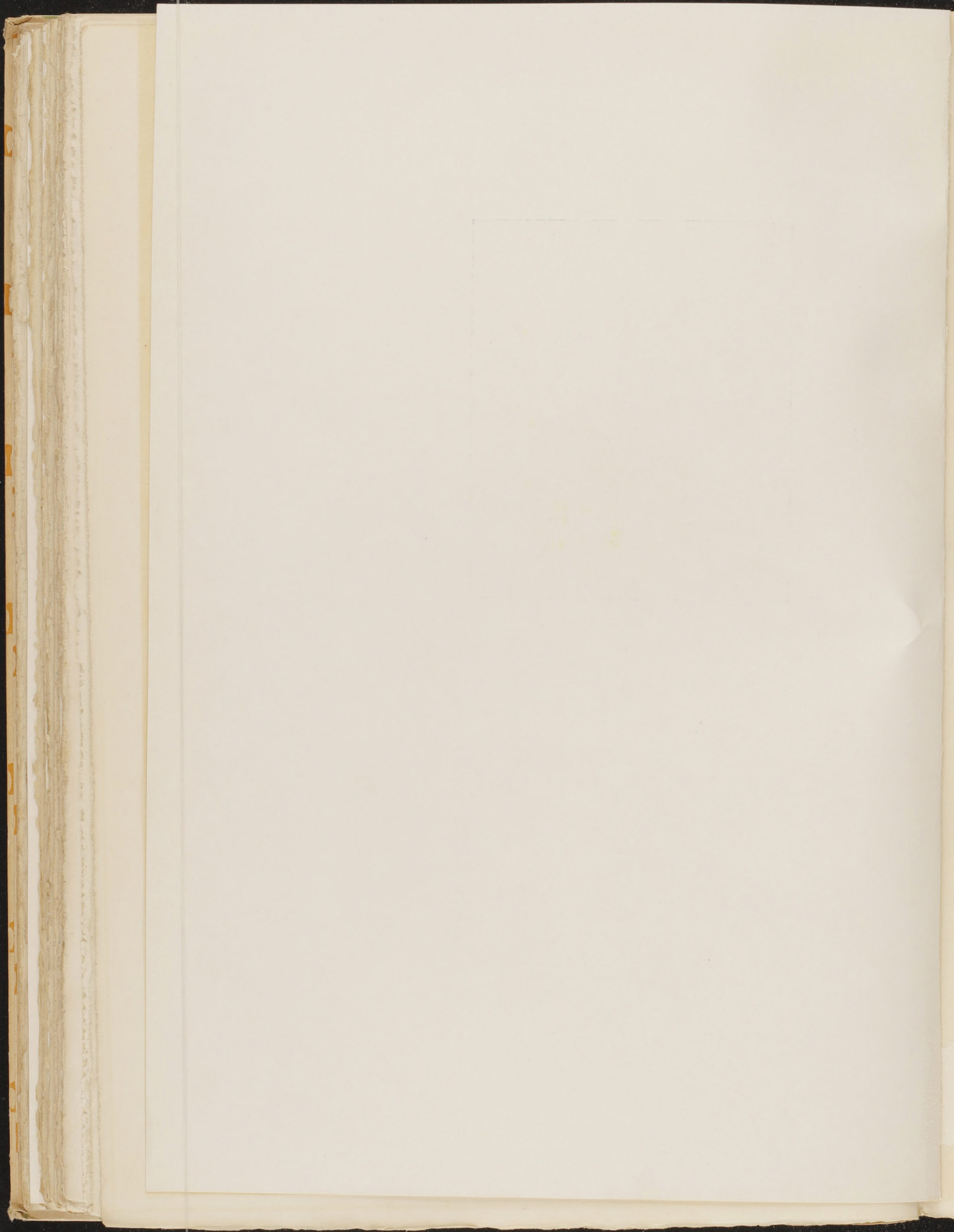
Das ist so gewöhnlich das Programm in der Hahnenzeit, das heißt, vom Anfang April bis Ende Mai. Unterschiede liegen eigentlich nur im Wetter und in der Stimmung des Hahnenjägers. Die hängt aber sehr eng davon ab, ob der Betreffende Erfolg hatte oder nicht.



*Wardmanns Lith.*



„Siaht denk i erscht drauf, daß hent Pfiingstatag is . . .“



Ich habe verschiedene Gäfte auf Hahnen gehabt. Einer war der amerikanische Generalkonsul D e n b y. „Wie der sein Hahn g'schoß'n g'hobt hat und i eahm an überreicht hab“, sagte der Schachner, „hat er mir zerscht an regelrechts Buss'l aufspappt, ast a saubars Trinkgeld geb'n und in Hahn überhauts neammer auslass'n. I' glaub', er ist mit eam in's Bett schlaf'n ganga!“

Einen Anderen führte ich selbst an; es war auch sein erster Hahn. Auf 50 Schritte hatte ich den Schützen mit Mühe und Not herangebracht, stand mit ihm hinter einer Fichte und zeigte ihm die ganz deutlich sichtbare Silhouette. Darauf ließ ich ihn allein ungefähr 10 Schritte weiterspringen, um ihn näher zu bringen. Das ging ganz gut. Er stand hinter einer kleinen Fichte gut gedeckt. Nun begann er herum zu gucken, sich zu ducken, nach rechts und links über zu neigen, so daß ich nach mußte; als ich bei ihm stand, zeigte ich ihm den Hahn wieder ganz deutlich. Aber vom vielen Herumbewegen war der Hahn schon mißtrauisch geworden und machte einen langen Kragen. „Jetzt mußt Du Dich aber tummeln“, flüsterte ich, „sonst fährt er uns ab.“ Im Moment des Anschlages geht meinem Freund, dem Pedanten, der rasch, aber unvollkommen abgestellte Wecker los und der Hahn empfiehlt sich. Sprachlosigkeit von Seite des Freundes und nach Schultern des Gewehres: „Aber so heikle Tiere, da kann man gar nicht genug achtgeben.“ — Stimmt!

Ich bin einmal lange gelaufen und gestiegen und zu einem neuen Balzplatz gekommen, wo täglich zwei Hähne, gute Hähne, gesungen haben. Als ich heran war, hörte ich einen Hahn gut singen, und wartete, um den zweiten zu hören. Doch vergebens. Da sprang ich den einen Hahn an, schoß ihn herab und, wie ich hinsprang, um ihn aufzuheben, lag neben ihm ein zweiter, gleich großer, kalter Hahn. Als es licht wurde und ich den zweiten untersuchte, fand ich, daß sein Kragen, mitten durchgeschlagen, einen langen Riß aufwies. Er war von dem anderen ab-



gekämpft worden und der Sieger sang auf dem Ast des Besiegten, bis ihn meine Büchse von dort oben neben seinen Nebenbuhler herunter holte.

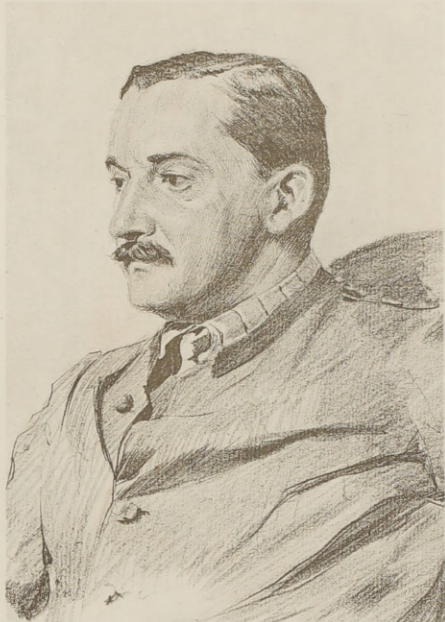
Als mein Jäger Schachner die Jägerprüfung abgelegt hatte, wurde er befragt, wie man Schützen auf den Hahn anführe. Seine Antwort war: „Ja, Herr Forstmeister, das hängt davon ab. Mit Eana gangats



bei uns scho sakrisch schwarz.“ Der Herr Forstmeister scheint ein wenig korpulent gewesen zu sein. Die Prüfung hat Schachner aber, zur Ehre des Forstmeisters sei es gesagt, mit Auszeichnung absolviert.

Zur Zeit des Jagdmalers Rüdinger wurden Auerhähne mit Verbellhunden gejagt; das scheint eine benachbarte Jägerin sich zum Vorbild genommen zu haben. Sie zieht mit Leibjäger, Hahnverloser und einem alten, tauben Vorstehhund alljährlich los. Der alte Rötter bellt stets in dem Moment, wo der Leibjäger die Halse anzieht, also nach dem Ansprung, um den Hund zur Ruhe zu mahnen, das ist, wenn der Moment der Taubheit des Hahnes gewichen ist. Der Hahnverloser kommt gewöhnlich mit schauerlichen Verwünschungen in's Wirtshaus nach solchem Balzmorgen.

Mir hat einmal, als ganz junger Jäger, ein alter Berloser einen Hahn verpaßt. Auf meine Vorwürfe meinte er: „Mein Gott, i' hab'

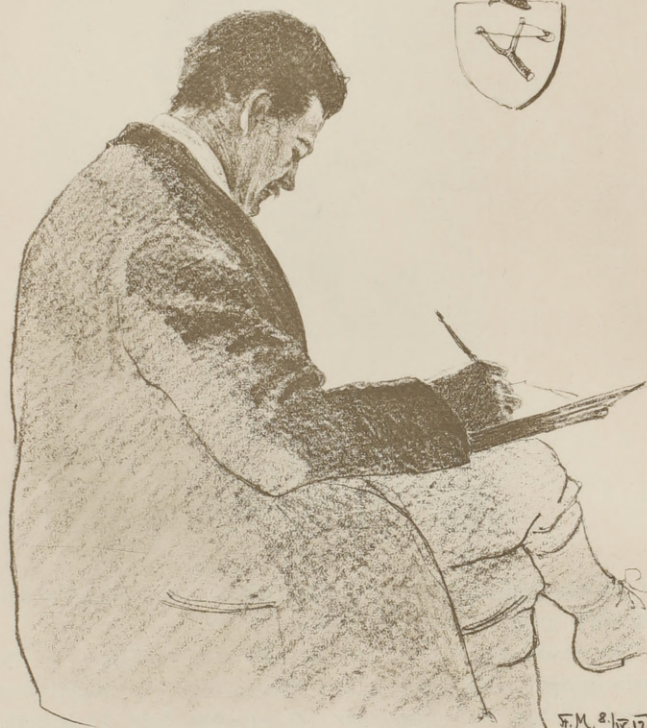


schon' so viel Hahna schieß'n g'seg'n, auf den oan kimmt's ma net an.“ Das hätte mein e r s t e r sein sollen!

Hat jemand schon Auerhähne in einer „Steinrutchen“ in einer Schütt angesprungen? Ich hab's getan; aber auch nur angesprungen. Nie wieder! Ist das ein Heidenlärm! Ich bitte den Hahn heute noch um Entschuldigung, daß ich ihn so gestört habe.

So oder ähnlich spielen sich die wenigen Tage der Auer- und Birkhahnbalz ab. Die besten Balzplätze des Auerswildes sind im Ottenbach an den oberen Schlagrändern und beim Ottenbach Mitterriegel, auf der Hülm, am Haidegg, dann im Leben am Rogelbauer Schlag und dem an den Fabriksteil angrenzenden Fuchsreiter Schlag. Selbstverständlich ebenso gute und noch bessere in den herrschaftlichen Teilen des Kiengrabens am Saurücken, in den Siebengraben und dann im Schrankfischen. Die kleinen Hahnen sind früher viel häufiger bei uns gewesen. Am hohen Otter sollen 5 bis 6 regelmäßig gemeldet haben, jetzt singt höchstens einer dort. Am Sonnwendstein waren etliche 20 zu hören, ebenso am Hochwechsel

und am großen und kleinen Pass. Das ist alles heutzutage nicht mehr. Woher das kommt, kann niemand beantworten. Man meint durch die



schneearmen Winter. Merkwürdigerweise nimmt aber das Vorkommen der Birkhähne in den Niederungen stark zu. In Kettenegg singen alljährlich auf den Aekern 16 bis 20 Hahnen. Ich habe am Lahriegel noch einen erlegt, und der sonst ganz sichere Alpkogelhahn hat in den letzten Jahren auch schon manchmal ausgelassen. Am Sonnwendstein hat voriges Jahr gar keiner gemeldet.

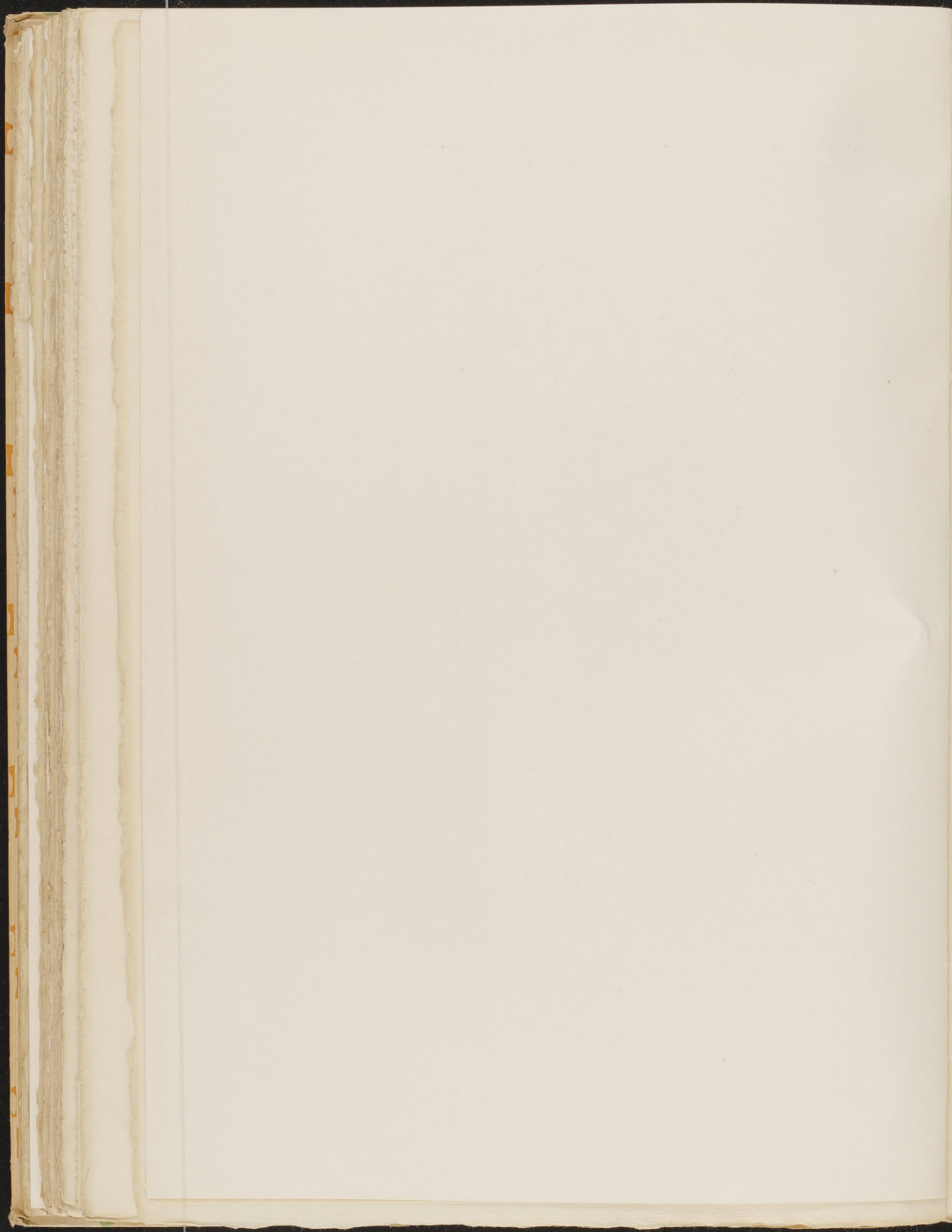
Der Schnee liegt bei uns manchmal bis in den Mai hinein und wenn auch schon im März oder gar im Februar Tage vorkommen, an denen man glaubt, das Frühjahr sei schon da, kommen dann plötzlich um die Maimitte Witterungsrückschläge, die uns ganz in den Winter zurück-

mehr.  
ch die



„Das Frühjahr kommt! Jetzt fürchte ich keinen Mangel an Blumen mehr.  
Jetzt schwelgt ihr alten Krüge mit eurem neuen, lieben Inhalt.“

kommen  
en all-  
el noch  
lehten  
in hat  
d wenn  
denen  
um die  
zurück-



versehen. Über Nacht liegt auf Primeln und Schlüsselblumen dicker, fußhoher Schnee und den findet man dann sogar manchmal im Juni an sonnengeschützten Orten, wenn im Tale die Rebe schon rot werden.



Aus erster Zeit. Hielt geht gar der alt' Hias a bel'n.

Trattenbach 21/1914

### XXIII.

Zu beurteilen, welche die schönste Zeit bei uns ist, gehört zum aller-schwersten. Jede Zeit, in der wir uns gerade befinden, ist die schönste.

Jetzt kommt die Zeit nach beendeter Valz, das heißt bei uns unge-fähr 8. bis 10. Mai, bis zum Beginn der Schutzzeit auf Rehböcke. Ich spreche nicht von der gesetzlichen Schutzzeit. Die kommt bei uns nicht in Frage. Der versegte rote Bock kann erst nach dem 15. Juni geschossen werden. In den Hochlagen braucht er sogar bis Ende Juni Zeit.

Was Dufte, Blühen und sicheres Wetter betrifft, so ist die se Zeit wohl ohnegleichen. Im Dunkeln verlassen wir das Haus, um einen Orientierungspürschgang zu machen. Wir steigen hinunter, passieren den Steg bei der Kirche, winden uns zwischen dem Bäckerhäusl und dem Morgenbesser Saustall durch, voltigieren über den Gemüsegartenzaun und schleichen uns leise durch die Morgenbesser Wiese, zum Hochstand

und auf diesen hinauf. Wir warten auf's Tagwerden, gucken uns die ausziehenden Rehe mit dem Glase genau an, um sie später sicher zu erkennen. Wir übersehen da auch die ganzen Südhänge und jedes auf die Wiesen austretende Wild. Nachdem alles gründlich abgesucht ist, treten wir den Rückgang an. Der Hochstand steht in einem Haferfeld und auf den knöchelhohen Halmen hängt der Morgentau und blitzt und funkelt, daß es eine Freude ist. Wie wir über den kleinen Abfall, der sich zwischen Acker und Wiese durch die Jahrhunderte hindurch stets gleichbleibende Feldereinteilung gebildet hat, gelangen, stehen wir vor einer Märchenpracht sondergleichen. Eine lange, weite, langsam dem Tale zufließende Wiese im Glanze der ersten Frühlingsstrahlen liegt vor uns, glitzernde Tröpfchen hängen überall. Ein riesengroßes Beet hellvioletter Glockenblumen hat der liebe Herrgott in freigiebigster, verschwenderischster Fülle da hingepflanzt und tausende von weißen Orakelblumen noch hineingesäet. Man sieht kein grünes Halmchen mehr, nur Glocken und Sterne; ein zartes duftiges Farbenmeer, und man wagt es kaum, den Fuß hinein zu setzen. Nun weiß ich auch, warum die Rehe ihre zierlichen Päufe so hoch heben und so behutsam und fein schreiten. Rehe, rotglänzende Rehe, emsige Bienen, leicht flatternde Schmetterlinge und jauchzende Lerchen gehören zu solchen Wiesen. Das ist ein Märchen, das Schönste, was eines Menschen Auge sehen kann. In der

Nacht müssen sich da zierlichste Elfen herumtun, leise singend, im kindlichen Reigen schwebend, scherzend, lachend; — gegen Morgengrauen verkriechen sie sich in die hängenden Glöckchen und schlafen.



Wir stehen lange dort und sehen die Pracht und denken nicht an Hunger, nicht an Heimweg. Die Sonne wärmt so gut. Veimberger selbst denkt nicht daran, den Platz zu verlassen. Die Joppe weit offen, den Hut tief im Genick, die Büchse lässig auf der linken Schulter, so schaut er in die große Pracht, und Flora sitzt daneben, an seinen linken Fuß gepreßt und blinzelt nach der Sonne. Erst, als sie einen Schnapper nach einer zu lästigen Fliege macht und ihre Zähne leer aufeinanderklappen,

erwachen wir aus unserer Träumerei, tun einen tiefen Seufzer und schreiten langsam zur Kirche hinab.

Im Pfarrgarten blüht die Herzblume, das schwarze Samsveigerl schickt seinen süßen Duft herüber, ein Buschen Goldlack drängt sich durch den Jaun. Die Kirschenbäume blühen in weißer Fülle, und an den vielen Apfelbäumchen quellen leuchtend karminrosa Blütenknospen hervor. Am Wegrain blüht die Kessel gelb und dunkelrot, Huslattich, Primel und rote Schlüsselblumen. Und dann am Bachufer stehen dunkel dotterfarbene Buschen der Frühlingsdotterblume, nach dem Takte des sprudelnden Wassers sich wiegend. Am Kirchensteig leuchtet das helle Grün der Birke, das Grünrot des Ahorn und jedes Fichtenzweigchen zeigt einen weichen Feder schmuck lichtgrüner, frischer Nadeln. Die Lärchen stehen in schönstem Blätterprunk und rote Blüten, ähnlich den Rohlröschen, krönen heinabe jede Astabzweigung. Bescheidene Sträußchen von der Sonne ausgebleichter Veilchen nicken schläfrig im leichten Morgenwinde.

Bei der Kapelle treten wir in's dichte Gestrüpp der Erlenstauden, deren lockere Blütenkätzchen fröhlich baumeln. Im Hochwald duftet die Erde; bis hieher kann die Frühjahrs-sonne noch nicht reichen, da liegt noch ein Fleckchen Schnee. Bei der Völkerermühle beginnen die Kirschenbäume erst die rotbraunen Hülsen von der Blüte zu schuppen, auch die Lärchen sind noch unbelaubt. Ein dichter Kranz Bergfahnenmeinnicht auf saftigem Stengel liegt um das alte ausgemusterte Mühlenrad gebettet. Am steilen Weg zum Spreizhoferhaus begegnet uns der Bauer, mit dem Ochsen gespann zu Tale fahrend. Oben auf der Höhe summen die Bienen um den alten, hunderte Male schon grünenden Lindenbaum.

Das Wegkreuz ist mit roten Erikeln geschmückt. Sattgrün leuchtet das Feld, und rechts dem Morgen zu dehnt sich die feuchte Wiese, die vom Kummerbauerhaus bis zum Haidegg ganz sachte ansteigt. Eine schwarze Katze macht, als ob sie mäusen würde, doch glaube ich, daß sie in der schönen Sonne schläft. Hier gurr't ein Tauber, und kaum daß wir dem Baume, auf dem er sitzt, nahe gekommen sind, fliegt er mit lautem Flügelschlag dem Walde zu. Ein Kuckuck ruft ganz dicht in einer Fichte, lacht, kuckuckt, — schimpft —, wir können ihn nicht sehen. Dort tummeln sich

drei Hasen in der Wiese. Jetzt sitzen sie, dann hebt sich einer hoch, ein zweiter sitzt vor ihm und in der possierlichsten Weise teilen sie sich kurze, rasche Schläge aus, mitten in ihr Hasengesicht, spucken ein wenig und spielen dann wieder Fangen.



Frühling, voller, kräftigster Frühling. Knabenkraut, die schöne Orchidee der Alpen, sieht der ganzen Sache zu und träumt doch leise von anderer Welt, ihr süßer, fremder Duft verrät uns dies.

Der Morgen ist so herrlich, die Luft so leicht, der Himmel so blau, daß wir gar nicht daran denken, nachhause zurückzukehren. Wir steigen über den alten Weinweg weiter der Höhe zu. Im Hohlweg liegt der Schnee noch fest und hoch. Da hat ihn im Winter der Wind zusammengeweht, und die Sonne findet ihn erst spät im Mai, wenn sie steiler steht. Im Krennthaler-Hochwald arbeiten die Spechte an den alten Bäumen, und wie wir zum Alpkogel kommen, hören wir trotz vorgerückter Stunde das laute Balzen eines kleinen Hahnes. Sonnenbalz heißt das in der Jägersprache. Was sagt mir dieses Wort nicht alles! Höchste Lust, begeistertste Steigerung der Lebensfreude in übermütiger Kraft, in strahlendster Sonne, hoch oben im Gebirge, am höchsten Gipfel, am höchsten Wipfelast der höchsten Fichte. Das tut der kleine Hahn und girt und gurt, und seine Hennen sitzen auf den anderen Bäumen und borchten andächtig, gucken beglückt und neidisch zugleich und warten, warten geduldig auf den frechen stolzen Herrn.

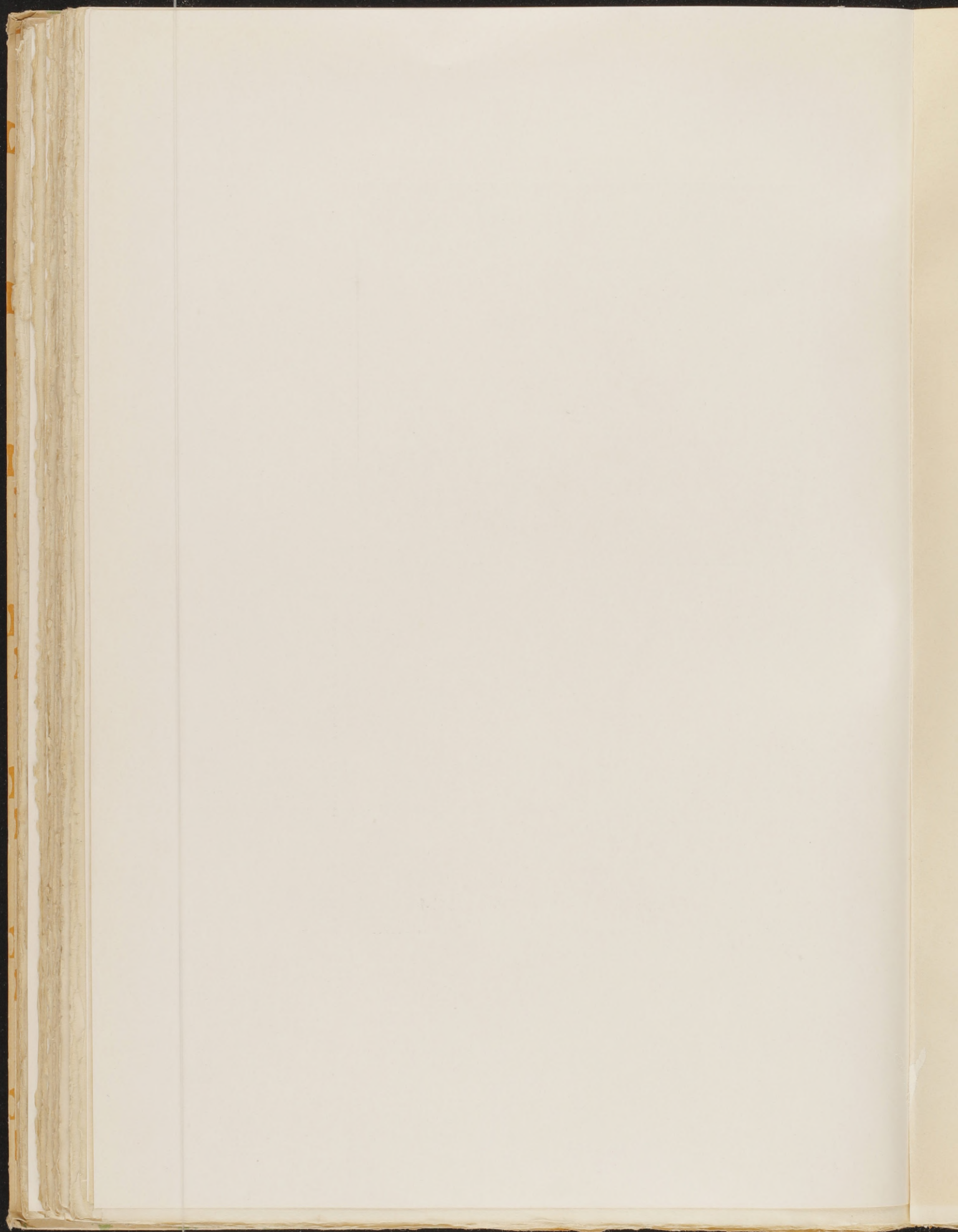
Mit dem Glase sehen wir den kleinen Kerl da oben auf der Höhe und freuen uns mit ihm. Da oben ist's noch weiß wie mitten im Winter, und der würzige Geruch von Holz und Erde, gemengt mit der schneeigen Luft, ist und bleibt unvergänglich.

Da gibt es Leute, die behaupten, das Paradies sei irgendwo da unten auf der Insel Ceylon gewesen. Ich war dort, war begeistert, aber das ist nicht mein Paradies. Meiner Ansicht nach, hat jeder Mensch sein Paradies für sich, nur muß er's zu finden wissen. Heute ist mir alles, was ich bis jetzt hier sah, mein Paradies. Ich brauche dazu kein wildes Getier und keine Vorstellung von Schlange und Sünde, an die kann ich da hier überhaupt nicht denken. In meinem Paradies hier ist Schönheit, klare, reine Luft, tolle Freude an dem Allen. „Wo anderscht is wieder anderscht,“ wie der Angeler sagt.

Jetzt sind wir ein gutes Stück marschiert und treten froh den Heimweg an. Die Sonne steht schon über Kirchberg, da muß es gegen 10 Uhr gehen. Noch stapfen wir im Schnee bei den Schlägerställen vorbei, dann kommen wir auf die Blochberger Acker, die zwar schon bestellt sind, doch ihrer hohen Lage wegen noch nichts vom Reimen sehen lassen. Beim schönen Blochbergerhaus fährt uns kläffend der Dackel an die Waden, doch Flora nimmt ihn beim Schlawittchen, beutelt ihn ein wenig, wedelt mit dem Schwanz und sagt ihm so ganz deutlich, daß sich das an einem so schönen Tag nicht schickt. Dann guckt sie sich noch ein paar Mal um,



Mein weitsichtiger Nachbarhof, der Morgenbesserhof.



ob er's auch richtig begriffen hat, gähnt herzhaft und tritt an unserer Seite weiter. Beim Morgenbesserhof, dem malerischsten der Hoch-



bauernhöfe, sitzt der pechschwarze Wald vor der Türe, knurrt und zeigt seine weißen Zähne, aber er kennt uns und weiß, daß faustgroße Steine, wenn sie gut geworfen werden, oder ein richtiggezielter Steckenhieb nicht angenehm sind. Vor ihm laufen junge Ferkel, an die zwölf, in regelloser und zielloser Flucht hellgrünend umher und die Muttersau reibt sich die Flanken an einem frisch geschuerten Tische, der zum Trocknen in die Sonne gestellt wurde. Fünf rotköpfige Kinder machen sich im Hofe mit allem möglichen, schmutzigen Zeug zu schaffen und blicken uns starr an, so lange, bis wir an das Gatter kommen. Da steht der alte Ziegenbock vom Haider, senkt wie zum Spiele die Hörner und meckert, dann zottelt er hinter der Flora drein. Aus seinem Benehmen ist ganz klar ersichtlich, daß er die Flora nicht ganz recht zu beurteilen vermag.

Dann kommt der Engpaß zwischen Stall und Haus des Haider. Da weiß man nie, was Stall und was Wohnung ist; dann die drei großen Steine, die mitten im Fahrweg natürliche Stufen bilden bis auf die beiden Seitenkanten, wo Schlitten und Wagen im Verkehr der vielen, vielen Jahre durch ihr Gewicht ganz tiefe Furchen in den Stein gefahren haben.



Da herein fährt jeder Bauernkarren auch heute noch, ob er will oder nicht, mit seinen Rädern oder Rufen, so wie die Bahn in ihren Schienen. In den hohen Lärchen rechts vom Wege zirpen und zwitschern die Kranzamseln, Eichhörnchen spotten von den Zweigen und durch ein drittes Gatterl betreten wir unseren Grund.

Der kleine Steffel ist gerade dabei, mit einem stumpfen Taschen-

messer einen Stein entzwei zu schneiden. Die Hühner scharren eifrig in der Wiese, am Brunntrog steht eine übervolle Kanne, und der Krausner ist mit dem Anbinden der Rosenstöcke beschäftigt. Das alles sehen wir wie aus der Vogelperspektive, da unser Weg hoch über dem Hof führt. Nun werden Büchse, Rucksack, Fernglas an den aus Hirschläufen hergestellten Rechen gehängt und die Schachnerin bringt den Kaffee, dazu ein Honigbrot, — Schwalben gleiten eifrig durch den Äther — hier gibt's nur Äther, — Bienen summen, ein kupferroter Laufkäfer kriecht über die Tischplatte, — Amseln singen, Drosseln pfeifen, Kotschwänzchen zwitschern, Tauben gurren, Hühner gackern, Hunde und Katzen sonnen sich, — Leimberger schmatzt an seinem S'elchten, — jetzt tausche ich mit Niemandem. Das war ein schönster Frühlingmorgen.

Wenn an anderen Morgen wieder zur Zeit des Ausbruches der



Regen an die Fenster prasselt und man das Fließen des Wassers durch die Rinnen deutlich hört, da dreht man sich wohlgenut auf die andere Seite und schläft, bis einen der helle Tag aufweckt. Das Frühstück wird mit einer ruhigen Gelassenheit eingenommen; so viel Zeit zum Frühstück habe ich ja sonst nie; dann irgendein Buch aus dem alten gotischen

Bücherkasten, dem „Mausoleum“ hervorgeholt und beim Dampf einer Zigarette gelesen. Zu irgendwelcher Zeit tritt dann der Schachner in seinen Söckeln herein, die Hülzen hat er draußen stehen lassen, und bringt verschiedenes vor, was ihm im Laufe der Woche eingefallen ist und fein säuberlich in seinem Notizbuch eingetragen steht. Einmal handelt es sich um die Anzahl der Waldpflanzen, die heuer zum Aussetzen kommen, ein ander Mal darum, ob man noch ein Mistbeet dazu anlegen soll, ob der Gemüsesamen schon bestellt, das Pferdefutter schon unterwegs sei. Für die Reparaturarbeiten wird eine Lötlampe gebraucht, für's Einglasen zerbrochener Fenster wären Tafeln zu kaufen, Hartblei zum Kugeln gießen zu beschaffen. Was geschieht mit den ausgearbeiteten Fellen, ob's nach Wean kommen oder ob's da bleiben? Briefpapier is koan's mehr da und das — andere — geht a schön langsam aus. Pinsen war'n no a halb's Rilo da, aba Reis und Macaroninudeln san gar.

Das geht so fort und seine Notizen wandern in mein Notizbuch und finden teilweise unterwegs in Sloggnitz, teilweise in Wien ihre Erledigung.

Nach diesem allgemeinen Frührapport gehen wir durch's ganze Haus, richten da ein Türschloß, dort einen Sessel grad, hängen Bilder oder Geweihe neu auf, bessern den Anstrich an der Türe aus oder stellen Möbel um. Alle nötigen Werkzeuge sind zur Hand, und so geht's flugs weiter.



Dann nehmen wir die große Revierkarte, breiten sie am Boden aus und, da Leimberger nun auch schon heroben ist, legen wir uns, ich von Süd, die beiden Anderen von West und Ost darüber und besprechen die

Grenzregulierungen, Aufstellung von neuen Hochständen, kleine Schlagerungen, nicht ohne jeden Ort, der der Karte nach doch ganz klar zu er-



fassen ist, noch mit einem Jagdepitheton, wie zum Beispiel: „wo i den Achterbock g'seg'n hab'," — „wo dö Frau Fortwängler beim Jaun- übersteigen mit'n Rittel häng'n blieb'n is" — „wo 's eana mit'n Schäd'l in die saure Wies'n g'steckt hat" noch genauer zu bezeichnen. Das dauert so lange, bis einem der Magen vom Liegen weh tut, und dann erzählt der Leimberger, was ihm in der Woche passiert und eingefallen ist.

Dann schauen wir beim Fenster hinaus, sehen, daß wir in einer dicken weißen Wolke stecken, zünden uns befriedigt etwas zum Rauchen an, setzen uns um den Tisch und reden eine gute Weile überhaupt nichts. Bis dann einer von uns mit dem geistvollen Ausspruch: „Na, ja," aufsteht und irgendetwas zu arbeiten anfängt. Der Schachner bindet den Bart vom letzten Gams, der Leimberger bastelt an einem Kehrluf herum, und ich schreibe ein paar Briefe, für die ich sonst keine Zeit habe.

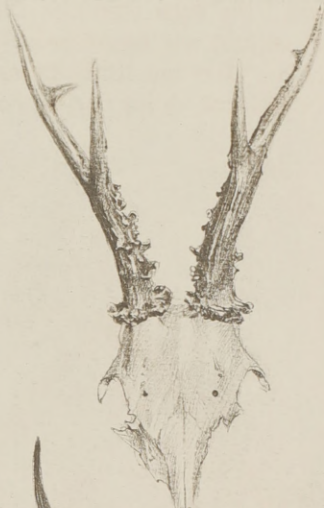


Derweil ist's Mittag geworden, die Suppe aus Konservenwürfeln, das Landgesehite und die Palatschinken schmecken herrlich, dann kommt ein kleiner Nicker am Ofenbankerl. Beim Aufwachen hört man

das Plätschern des Regens noch weiter, man dehnt sich, streckt sich, nimmt die Fiedel oder die Viola zur Hand und spielt sich selbst etwas vor. Das traue ich mich in Wien auch nicht. Es ist auch nicht gar zu schön. Aber ein wenig üben schadet nicht. Lange halte ich's ja selbst nicht aus. Dies zur Beruhigung. Ich habe auf diesem Gebiete sogar einmal einen ausgesprochenen Erfolg errungen, der war aber nicht meiner Kunst, sondern meiner Ausdauer zuzuschreiben. Im Gößl in Steiermark spielte ich beim Feuerwehrball einmal von acht Uhr abends bis drei Uhr



AN ALDER ZRUCKGSETZER.  
THALERGRABEN, 23. XII. 1912, 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fcl.



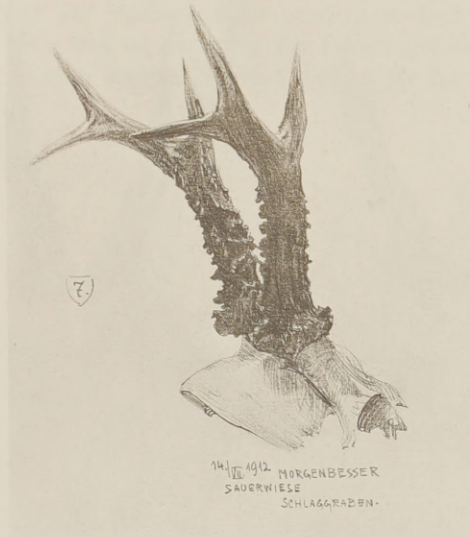
OTENDACH, DEKNEBENHALL  
TRITTLERSCHLAG, 23. XII. 1912, 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fcl. 4602.



AM  
21. XII. 1912  
IM VOGELBAUENSTADL, FABRIKSTRASSE.  
30.

Früh alle Tänze als erste oder zweite Geige, wie's gerade kam, durch. Es war nicht schlechter und nicht fälscher, als was die Flöte und Harmonika spielte, aber lustig.

Jetzt kommt das Fremdenbuch daran. Ich schaue mir's vom Anfang wieder und immer wieder an. Vom ersten Bild und den ersten ungeübten Eintragungen aus der alten Hütte. Jede Seite erzählt mir Vergangenes und bringt mir durch irgendwelche Zeichnung, Photographie, durch irgendeine kurze Bemerkung, ja einen Weinsleck, die Stimmung und genaue Erinnerung an den Tag der Eintragung zurück. Ein geschriebenes



Tagebuch, auch noch so brav geführt, erzielt dies nie. Zeichnungen von Rehkriicken erinnern mich an den betreffenden Bock, an die Stelle, wo ich ihn erlegte, an die Suche mit der Flora, an die Beschwerlichkeit des Anpürschens, an die Aufregung Veimbergers, an alles was mit diesem Bock zusammenhing. Eine leere Seite: „Reserviert für ein Gemälde Ferdinand Schmußers“ aus dem Jahre 1906, erinnert mich noch heute im Jahre 1917 daran, wie lustig es damals in der Hütte war, was wir alles sprachen und daß mir der liebe Freund Ferdinand versprach, etwas in's Fremdenbuch zu zeichnen. Das hat er seither schon zweimal wiederholt. Ich widme diese Stelle seiner besonderen Aufmerksamkeit. Vielleicht hilft's der leeren Seite etwas.

Ich habe überhaupt die Beobachtung gemacht, daß je mehr einer



ANDY'S ERSTER HASE,

KUMMERBAUERWIESE,

16. AUGUST 1912.

30x



Maler ist, destoweniger malt er in unser Fremdenbuch. Ich glaube die Künstler sind zu schüchtern. Wenn der Schmuizer einmal ein Fremdenbuch hätte, meiner Seel', ich zeichnete ihm justament auch nichts hinein!

Es waren schon viele Leute da heroben bei uns und die meisten haben sich, trotzdem ich sie porträtiert habe, ganz wohl gefühlt. Einen gewissen schläfrigen Zug haben alle Gesichter, ich spreche von meinen Zeichnungen! Das kommt daher, weil ich sie alle nach dem Abendessen zeichnete. Das dauert doch so ein bis eineinhalb Stunden, je nach der Schönheit. Um  $\frac{1}{2}$ 9 Uhr fängt's an und um  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{3}{4}$ 10 Uhr komme ich gewöhnlich erst zu den Augen. Da ist's also doch wohl erklärlich. Aber ich kann ruhig sagen, es sind lauter lustige Gesellschafter trotzdem.



Es versteht sich von selbst, daß ich meine Kollegen, die Herren Nachbarn und Grundbesitzer, auch zum größten Teile abkonterfeit habe. Den Morgenbesser natürlich mit den roten Ohren, den alten Trättler, den

Fahrner mit dem leichten Mordskropf, den pfiffigen Angeler und viele noch. Nur mit den Porträts der Damen und Frauen geht's halt schwer. Keine Falten im Gesichte, oder wenn welche da sind, darf man sie nicht machen, alle wollen schön sein — und alle müssen im Moment, wo man anfangen will, noch rasch die Frisur in Ordnung bringen. Das ist halt schwer.

Jagdepisoden finde ich im Fremdenbuch illustriert und in Versen besungen, drollige Gedichte, allein oder in Kompagnie verfasst, und Gefühlsausbrüche zeichnerischer und unortographischer Art von den Kindern. Beim Anblick einer sorgfältig ausgeführten Bleistiftzeichnung einer Mistel, das war vor vier Jahren, fühl ich noch heute, wie schläfrig ich dabei wurde.



Kurz, das Fremdenbuch ist eine Fundgrube an Erinnerungen, mit allen Details, die dazu gehören. Ein neues Buch, die erste Seite reich illustriert von meinem Bruder, liegt jede Weihnachten am Geschenktisch. Wir halten jetzt bereits beim dritten Band. Der vierte dürfte höchstwahrscheinlich im nächsten Jahre begonnen werden können.

Habe ich dann die Fremdenbücher durchgeblättert, die letzten, jüngsten Seiten überschlage ich gewöhnlich, so ist mir sicher etwas eingefallen, was ich noch aufgezeichnet wissen möchte. Da wird dann die Lampe mit

d viele  
schwer.  
e nicht  
o man  
st halt

en be-  
d Ge-  
a Rin-  
chnung  
hläufig



n, mit  
e reich  
chenk-  
dürfte

jüng-  
fallen,  
pe mit

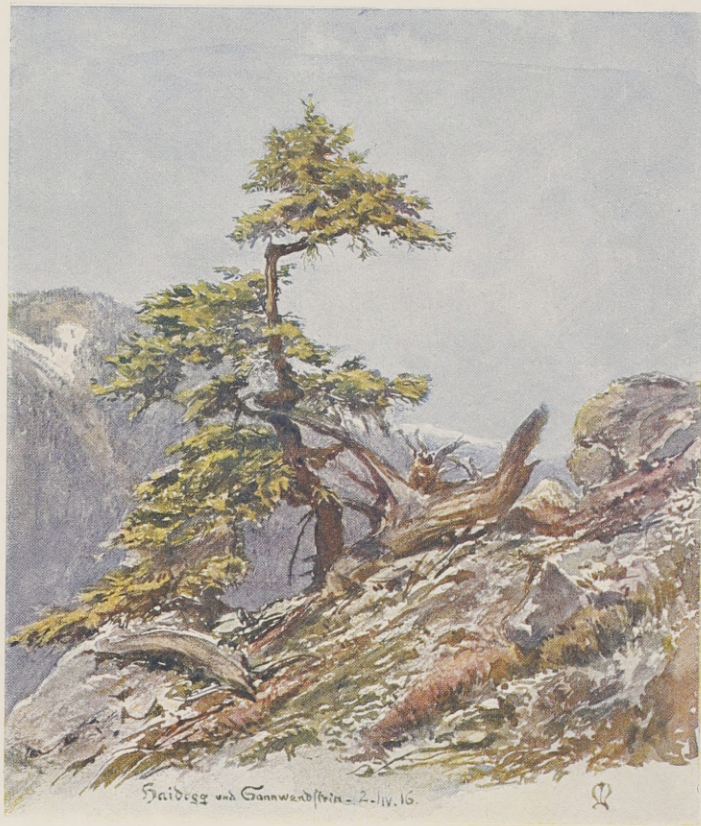


einem ruhigen, halb automatischen „Quad'n Omd“ von der Schachnerin angezündet und ich leg los, mit Zeichnen, Malen oder Schreiben.



Außer diesem Grunde aber auch deshalb, weil ich einen doppelten Schreibkrampf bekomme, einen physischen und geistigen Schreibkrampf. Den einen spür ich im Mittelhandknöchel des rechten Mittelfingers, der andere äußert sich darin, daß ich, wie der Leser, der mir geduldig bisher gefolgt ist, schmerzlich am eigenen Leibe erfahren hat, wenn ich einmal angefangen habe, etwas zu schreiben, nie aufhören kann. Ich finde kein

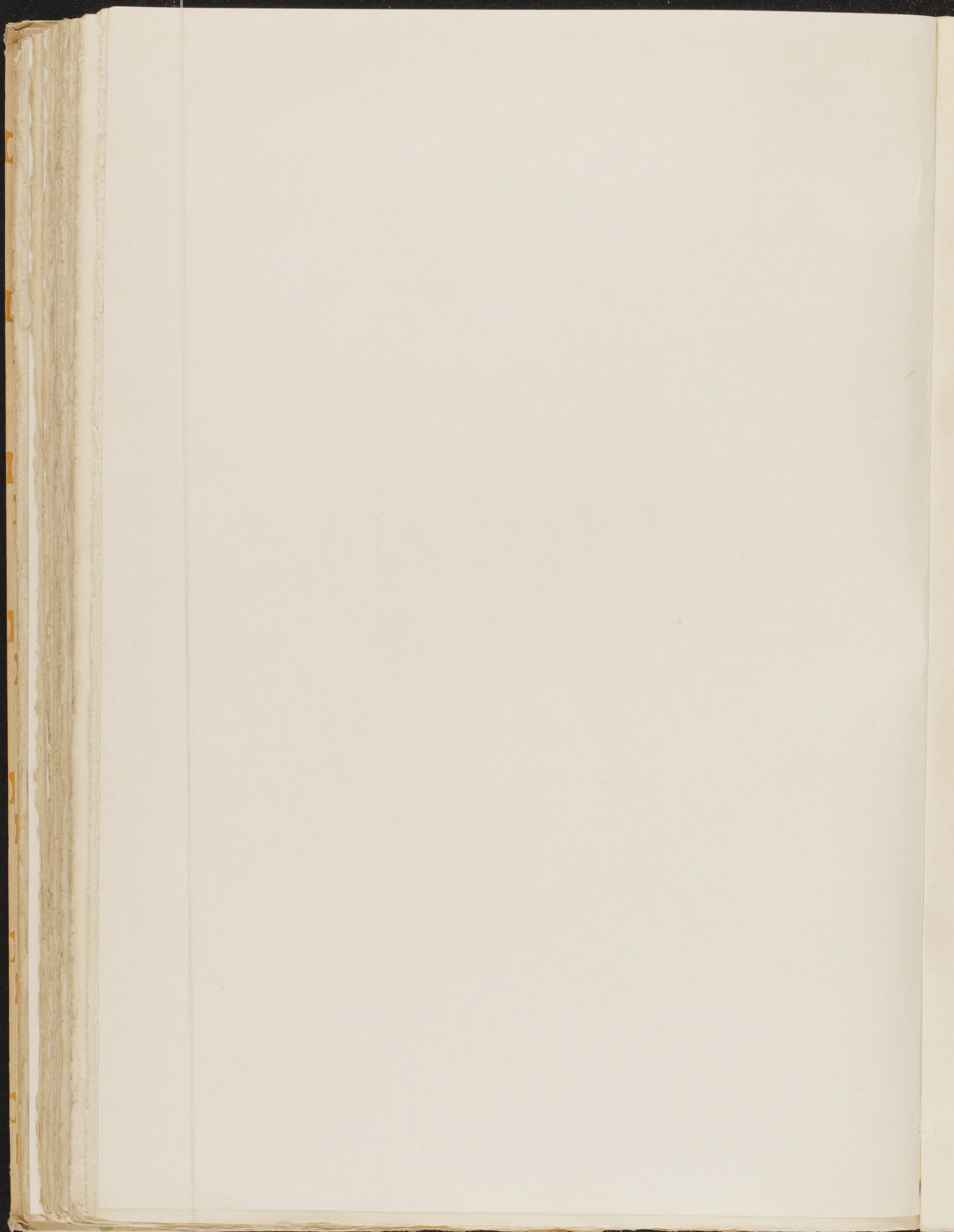




Haidegg und Gannwandstein - 2. IV. 16.

Q

Eine Windsichte am Haidegg.







Ende, keinen Schluß. Das muß daher kommen, daß ich in meinem Leben bis nun äußerst selten etwas geschrieben habe, was mich betraf. Da ich aber doch einiges erlebt und gesehen habe, steckt das Zeug alles in mir und will heraus. Wenn mir der Entschluß zum Schreiben nicht so bitter wäre, wär's eine Erleichterung. Aber es kostet mich eine starke Selbstüberwindung a l' dies was sich seit 40 Jahren an Mitteilbarem in mir angesammelt hat, von seinem Sitze, ich schätze, es muß der Kopf sein, teilweise auszupacken und in dieses Buch zu übersiedeln. Ich habe schon längst Schluß machen wollen mit meiner Trattenbacher Vitanei, aber ich weiß absolut nicht wie ich's anfangen soll. Jetzt bin ich erst im Frühling und da kommt sicher der Sommer hinterdrein.



Sommer in Trattenbach — Urlaub! Da fährt sich's mit der Südbahn schon einmal ganz anders fort von Wien. Dann gehe ich auch lang-



samer über den Rummerbauerbrand hinauf, zweige sogar von der Serpentine vom Wege rechts ab und suche nach Alpenrosen, die es gerade an der einen Stelle im Göstritzgraben gibt. Da brocke ich mir ein paar Stämmchen der schönsten Alpenblumen und steige vergnügt weiter. Am Rummerbauerstall setze ich mich ein wenig hin, sehe mir die herrliche Aussicht an und trappe dann ruhig über den Abkürzungsweg zum Hause. Jetzt ist's ungefähr halb sechs Uhr abends. Wie ich durch den Birkenwald gehe, will die Sonne gerade hinter der Morgenbesserhöhe hinunter. Das Haus sehe ich noch in den letzten Strahlen vergoldet.

Lustiger Kinderlärm tönt herauf zu mir, und wie ich in die Lichtung trete, stiebt der ganze Knäuel auseinander, und im Nu bin ich umringt von Kindern, Jägern und Hunden. Entsetzt fahren die Hühner auseinander. Der schwere Rucksack wird abgelegt, da geht sich's dann doppelt so leicht und bevor ich noch die Frau des Großbauernhofes begrüßt habe,

er Süd-  
ch lang-



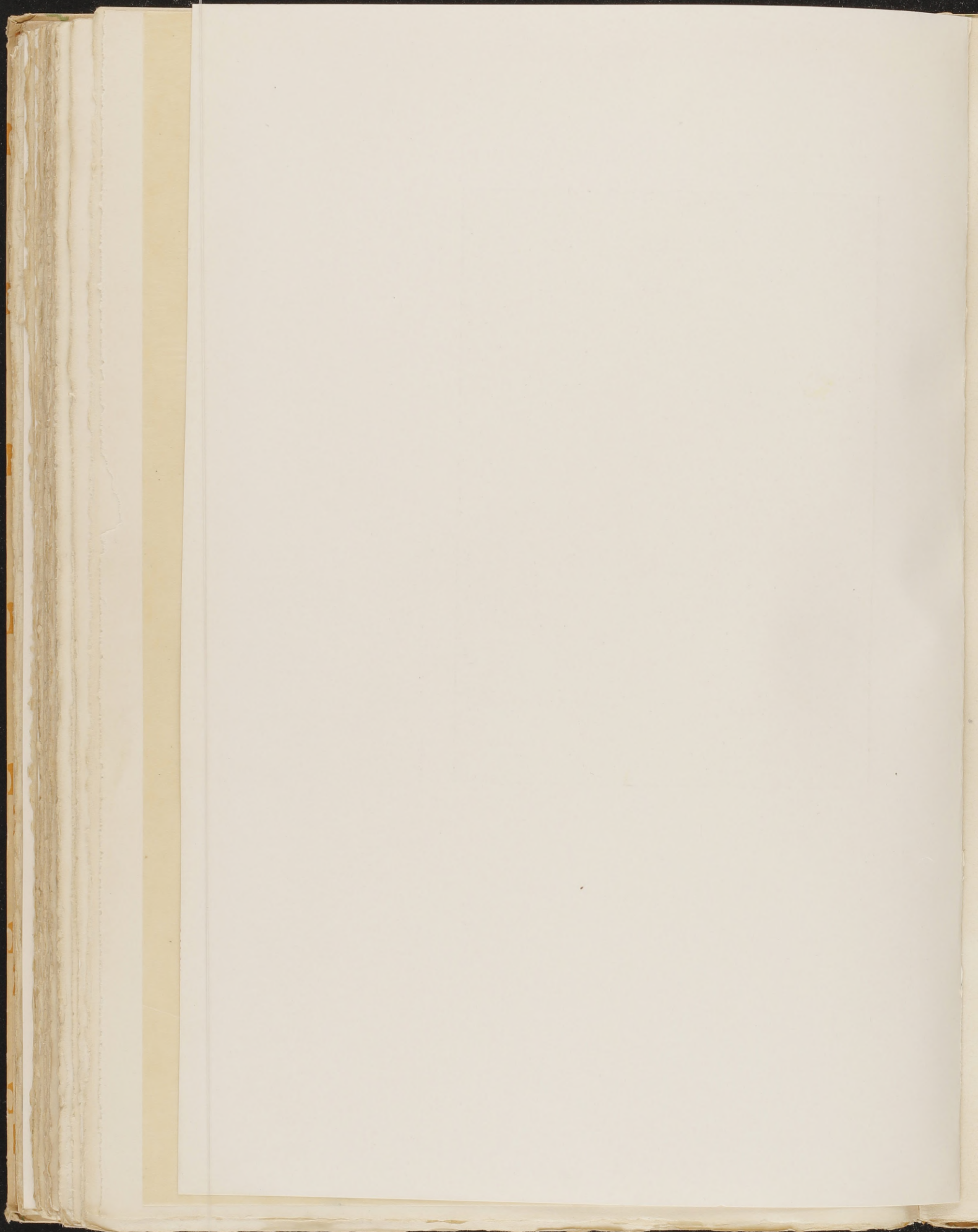
er Ser-  
s gerade  
ein paar  
ter. Am  
herrliche  
n Hause.  
Birken-  
sinunter.

Richtung  
umringt  
einander-  
oppelt so  
st habe,





„Neiche Gäst kemman.“



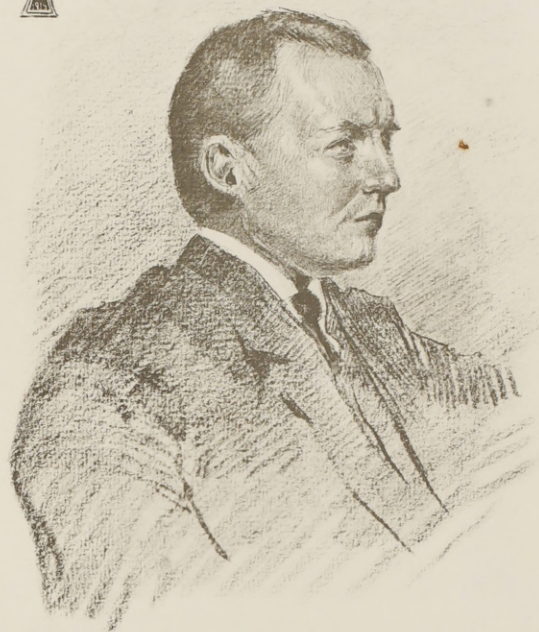


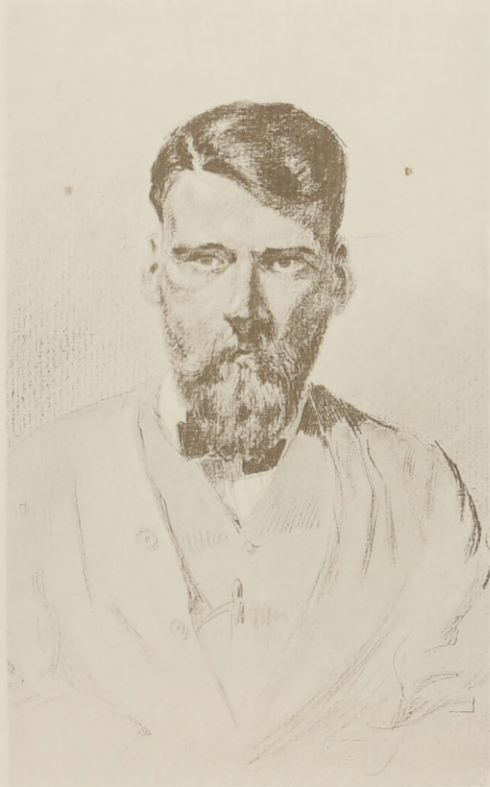
Wohl der Kopf ist so gross  
so klein der Knie ist so klein

26/7/14

Felix Pomy







höre ich schon draußen Schreien: „Hallo Schokolada! Du, da schau:



Rukuru! Hurrab!“ „Und da schaut's her, meine kleine Puppe.“ Und der Steffl schaut eine Weile zu, dann sagt er: „Rukuru! wächst da heroben nüt, aba Spinat scho.“ Nimmt ein Trumm Schokolade und ist bald braun wie ein Indianer. Flora schaut ihm gespannt zu, schnuppert erst und leckt ihn dann wieder rein. Dann wird der Rucksackinhalt erst eingehend inspiziert. Die Bäuerin verteilt den Inhalt ressortweise und dann werden die Wochen-Nachrichten von der Großstadt gegen die des kleinen Gebirgsnestes ausgetauscht.

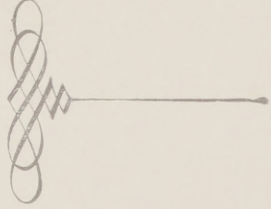
Ich muß gestehen, daß die Crattenbacher Nachrichten gewöhnlich interessanter sind. Die gelbe Henn brütet, die Flora hat sechs Junge, alle ohne Afterklaue, die Fische peißen seit Freitag nicht mehr, der Herr Drekta ist nach Kirchberg gefahren und kann erst morgen abend berichten. Beim Morgenbesser ist das elfte Kind angekommen — und erst all die jagdlichen Berichte. Dann kommt das Programm der beiden Jäger. Da es heute schon zu spät zum Pürschen ist und ich außerdem einen längeren Urlaub habe und mich gar nicht so beeilen muß wie sonst, wird das Programm gründlich begutachtet.

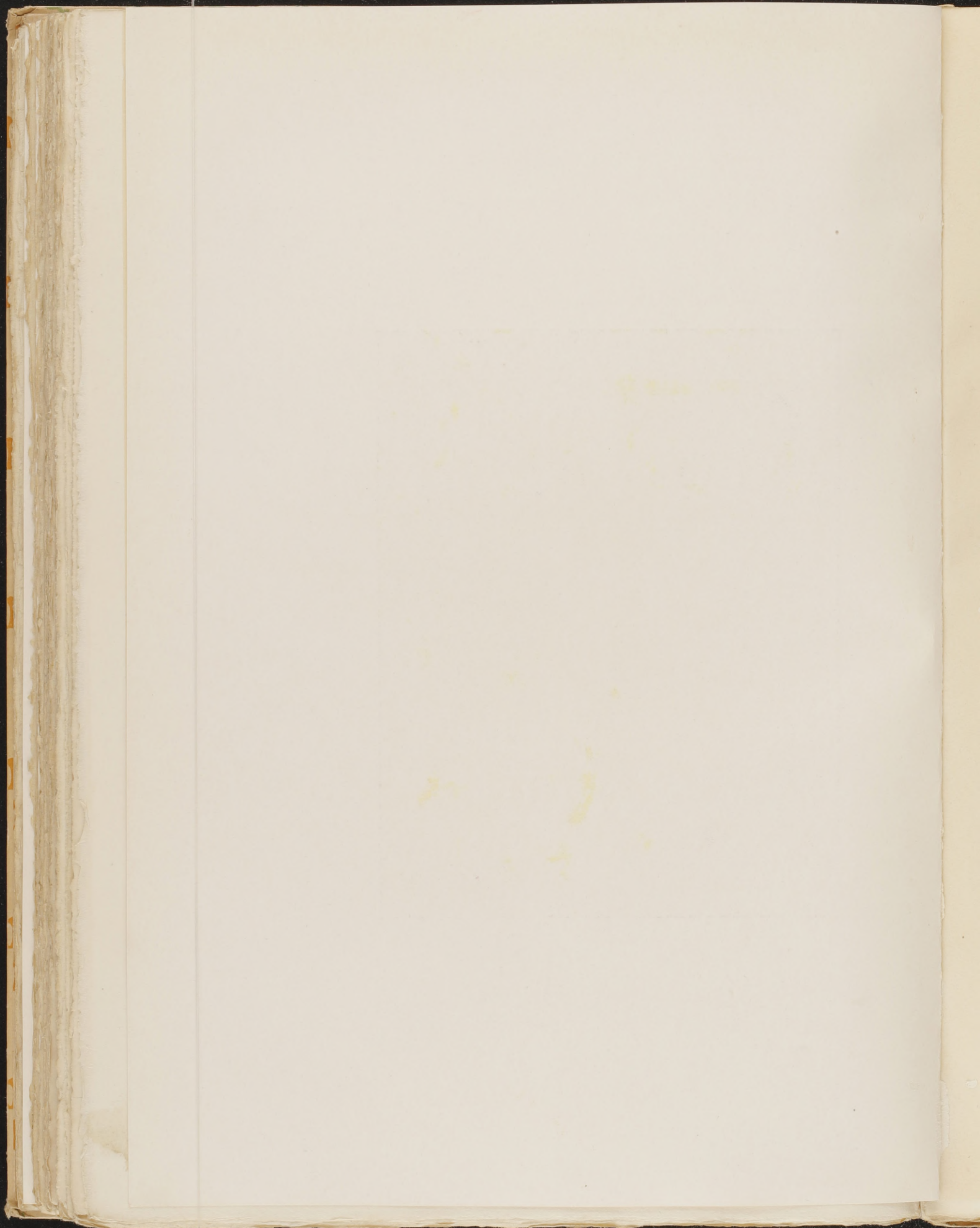
Da zwei Jäger da sind, hat jeder von ihnen schon sein fertiges Programm und ich müßte immer zwei Pürschwege an örtlich ganz auseinanderliegenden Teilen zu gleicher Zeit absolvieren, um ihnen gerecht zu werden. Jedes Jägers Bock ist der Beste, der Sicherste, und auf jeden muß ich zuerst gehen. Da heißt's dann lavieren und unparteiisch vorgehen. Ich verspreche Leimberger, morgen früh mit ihm auf der weitentlegenen Fabriksseite zu pürschen, dafür dann mit Schachner morgen abends und übermorgen früh in Ottenbach und Schlaggraben die Böcke anzugehen, und dann werden wir's uns schon einteilen. Nach den Ratschlägen der beiden Jäger würde ich ohne Recht der Eigenbestimmung in acht Tagen so kurze Beine wie ein Dackel haben, so mager wie ein Windhund sein und von der Familie so wenig wissen wie ein Ruckuck. Ich habe ja meinen Urlaub! Und Urlaub heißt, endlich einmal das tun, was man selbst will, sich die Zeit selbst einteilen, keine Rücksicht auf andere nehmen, außer solcher, die einem paßt. Und das führe ich gründlich durch.



Mit diesen Beratungen ist's sieben Uhr geworden, der kleine Teil der Gesellschaft muß zu Bette, und das erstemal nach langer

Das Prunkzimmer.





Zeit heißt es wieder: „Gute Nacht“ sagen, „wenn ich im Bette liege und gerade einschlafen will.“ Die Größeren nachtmahlen und wir Großen sitzen dabei und unterhalten uns. Dann gegen acht Uhr sitzen nur mehr die zwei ganz Großen da, speisen, lesen, schreiben, plaudern ein wenig, und um halb zehn Uhr ist's finster.

Um halb vier Uhr pocht der Jäger an die Türe. I kinnu glei. Zehn Minuten darauf bin ich im Hofe und fort geht's mit der Laterne. Pechschwarze, warme Nacht, einige wässerige Sterne am Himmel, leichtes Rauschen der dichtbelaubten Bäume. Beim Hofmann-Stallfeld über dem steilen Rücken wird die erste Rast gemacht, die Laterne verlöscht. Es wird schon grau. Die Wiesen sind ganz trocken, kein Tau liegt auf dem Grase, und die winzig kleinen Mücken machen viel zu schaffen. Nun geht's weiter über den Hüttenweg auf den Schlag. Dort setzen wir uns vorsichtig unter die alte Fichte, einige Äste decken uns. Mit dem Glase sieht man noch nichts rechtes und doch glaubt man schwarze Gestalten sich bewegen zu sehen. Endlich ist's hell genug. Vier Stücke stehen am Schlag und äßen.

Ich meine den lieben Leser hier besser unterbrechen zu sollen und verweise ihn auf die prächtigen Jagdschilderungen von Sanghofer und Perfall und Löns und noch viele andere. Gleich bei Beginn habe ich mir vorgenommen, nur dann über Jagderlebnisse zu schreiben, wenn ich etwas besonderes zu sagen hätte. Wer Jäger ist, weiß, wie eine Früh- und Abendpürsch aussieht, und wer keiner ist, weiß es auch dann nicht, wenn es noch so gut erzählt ist; ebenso wie ein Nichtjäger einem der besten Jagdbilder etwas abgewinnen, der Jäger aber selbst einer schlechten Zeichnung Stimmung geben und so viel hinein legen kann, als in ihm selbst ist. Ich könnte, glaube ich, nie das sagen, was ich auf der Jagd fühle, ich meine beim Anpürschen, beim Warten auf dem Anstand und bei gleichen Anlässen, genau so wenig, wie ich über mich selbst, bei anderen Gelegenheiten, die mich tief bewegen, sprechen könnte. Ich habe das Gefühl, daß das einzig und allein dort hin gehört, wo es empfunden wird und jetzt im schreiben denke ich, daß ich da schon so Manches nicht hätte mitteilen sollen. Leute, die ihre Gefühle schriftlich so klar ausdrücken können, staune ich an, ohne sie zu beneiden. In bildlichen Darstellungen niedergelegte Gefühle verstehe ich leicht und beneide sie, die sich so ausdrücken können. In einem Bild, in einer Plastik, einem Tonstück fühle ich vielleicht sogar mehr, als der Schaffende wollte, daß man fühlt. Genug vom Gefühl.



②  
TRAATENBACH,  
SCHABAUERBRAND  
26. VII. 1913

Bitte lesen Sie jetzt eine meisterhafte Pürschschilderung, und dann erzähle ich weiter. Ob der Bock erlegt worden ist oder nicht, wie oft man auf einen Bock gehen muß, um ihn dann als „kugelsicher“ für's nächste Jahr aufzusparen, das gilt mir hier, aber auch nur h i e r, gleich.

Nach dieser Pürsche gehen wir zur Hütte, hängen den Bock draußen auf den Nagel oder auch nicht und stärken uns.

Schon das lästige Beißen der Mücken, die Trockenheit der Wiesen hat für heute kein gutes Wetter versprochen. Nun ist es sieben Uhr früh und der ganze Himmel gleichmäßig von Wolken überzogen, bis dort am Fangelbauerkreuz. Dort steht ganz schwarz eine schwere Wand. Jetzt setzt der scharfe Wind ein, und wir eilen, mit oder ohne Bock, den nächsten Weg zur Fabrik hinab.

Die Erlen singen, die Fichten knarren und stöhnen, dann ist's wieder ganz still und auf einmal schlagen die ersten schweren Tropfen nieder, gerade als wir beim Fabrikstor eintreten. Dann kracht's und donnert es ganz abenteuerlich, der Regen fließt in Strömen, der Bach schwillt an und wir können in der Fabrik die Dampfmaschine abstellen, weil das Wasser allein die ganze Kraft hergibt.

Diese aufgezwungene Pause wird zu Besprechungen mit dem Dreka benützt, ein Rundgang durch die Fabrik gemacht, und — nach einer Stunde scheint die Sonne wieder, und wir können auf's Haus zurück. Mit uns geht Freund Simpel. Es ist noch warm, aber nicht schwül und oben beim Haus köstliche, gute, reine Luft.

Selbstverständlich empfängt uns Schachner mit den Worten: „Wann's mit mir ganga warn, heunt hat mi der starke Sechser, den's vor vier Jahr'n g'fait ham, schier datret'n.“

Nun folgt ein Tag im Familienkreis; jeder macht was er will. Andy Aufgaben, Lilabeth strickt, Franzi darf sich die Schürze nicht schmutzig machen. Und die zwei Erwachsenen können mit Freund Simpel und seinem Cello, nachdem alles seine Beschäftigung hat, endlich Trio spielen. Wahrhaftig Trio. Alle Instrumente sind vorhanden, alle besaitet und Noten gibt's auch. Wir können sogar Haydn Trios mit Spinett spielen, oder mit Piano, wie wir's wollen.

Simpel sagt zwar, daß er sich unlängst auf dem Cello-Griffbrett einen Span eingezogen hat, dafür aber ganz schwarze Hände hatte. Aber wir haben das Instrument gemeinsam um 13 fl. österr. Währung bei einem Crödler vor zwölf Jahren gekauft und es geht unter Simpel's Fingern

noch immer. Ich habe dagegen meine gute Geige mitgebracht, eine italienische und, weiß der Ruckuck — — — es geht nicht besonders. Aber



kurz und gut wir spielen Trio und freuen uns damit. Nach dem ersten Satz sitzen die zwei Mädeln im Zimmer, nach dem zweiten der Bub' und am Schlusse ist auch die Flora da. — Einmal an einem Sonntag Nachmittag spielten wir mit Spinettbegleitung Haydn, auch wieder Trio. Und, wie wir dann zur Jause gerufen wurden, saßen auf der Bank vor dem Hause eine Menge Bauern und Bäuerinnen, die „dö Tanz noch amal“ hören wollten. Wir haben ihnen den Gefallen gerne getan.

italie-  
Ober

Ich müßte, wäre ich gerecht, hier eine Lobhymne auf Fimpel anstimmen. Ich weiß aber, daß ihm das nicht angenehm ist. Aber Nerven hat der Mann! Das beweist er beim Spielen mit uns.



Ist die Musizieren zu Ende, so folgt das Mittagessen, dann eine kleine Siesta, ein wenig politisieren, wohl zu unterteilen in Trattenbachs engere, Trattenbach-Kranichbergerische und internationale Politik, dann Rundgang durch den Obstgarten oder zum Bienenhaus, dann heißt's wieder: „Auf zur hohen Jagd.“

ersten  
Bub'  
Nach=  
Trio.  
k vor  
noch

Ist einmal ein Tag da, an dem das Gewitter gerade zur Pürschzeit losgeht, so tut das auch nichts. Die Lampen werden angezündet, die Großbäuerin spielt Klavier und wir spielen am Boden mit Zinnsoldaten, zeichnen in's Fremdenbuch oder singen gar mit. Da gibt's Abwechslung und Beschäftigung in Hülle und Fülle. Die Zeit wird einem nicht zu lange; sie fliegt vorbei.

XXVI.

Sie und da habe ich in Sloggnitz, am Semmering oder in Kirchberg zu tun. Ich will jetzt von einem recht fröhlichen Tage erzählen, der mich vom Hause fort in's Tal führte.

Unerhörte Sommerpracht! Steil brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Die Bienen summen laut und geschäftig; es klingt beinahe, als ob ein Schwarm ausflöge. Nur wäre es jetzt im Hochsommer schon zu spät, um einen neuen Bau zu gründen. Auch ist in jedem Bienenstock nur eine Königin geblieben, was wir sichergestellt haben. Wir müssen uns deshalb nicht sorgen. Ganz leise bringt uns die ruhige Luft den Klang der Kirchenglocke aus dem Tal herauf, zwölf dünne, schwankende, beinahe ineinanderfließende Töne. Raum vernehmbar hallen sie im Innern des Hauses mit seinen dicken Steinmauern, und doch weiß ich genau, daß es Mittag ist. Der höchste Stand der Sonne am Himmel und die tiefste Ebbe in der Magengegend fallen absolut in die gleiche Zeitsekunde. Selbst die neueingeführte Sommerzeit hat da nur am ersten Tag eine leise Unordnung angerichtet.

So laufe ich denn zur Tür und rufe über den von Sonne blendend beschienenen Hof zur Küche hinüber um das Mittagessen. Statt einer Antwort springt Flora aus der Küchentür, und schweißwedelnd begleitet sie in leichten Sprüngen nach rückwärts tänzelnd die Jägerin mit dem Holztablett und der darauf dampfenden Suppenschüssel.

Vom Tisch werden die Papiere rasch auf die Bank verstaut, das Tintenzeug aufs Fensterbrett gestellt und auf die blankgeriebene Platte das Essen vorgesetzt. Bei der Einleitung, bei der dicken Erbswurstsuppe, sehe ich bei jedem neuen Löffel die Reflexlichter in der Stube tanzen, sehe durch die Tür des nächsten Zimmers hinaus auf die drübere sattgrüne Lehne, höre das langatmige Zirpen der Grillen und Heuschrecken durch die weit offenen Fenster und rieche den konzentriertesten Sommer gemischt mit Erbswurst. Herrlich! Ein zweiter, anfangs schüchterner, dann präziser auftretender Geruch nach Geselechtem mit Kraut läßt mich einige Zeit nicht mehr aus seinem Bann. Ein Glas köstlich kühlen Apfel-

mosts macht den Schluß, und die Weste weitermachend, die Zigarette im Mund, schreite ich ins Vorhaus.

Da nehme ich den Hut mit dem guten Samsbart von der mit Rehkriekeln behängten Wand, hänge den verschliffenen Rucksack um, greife den festen Stock aus seinem Gestell, noch rasch den Sucker umgehängt und dann geht's hinaus in die flimmernde Sonnenglut.

Heut' muß ich hinunter ins Dorf zur Jagdverpachtung. Mein Weg führt über die hochgelegenen Bergwiesen an einzelnen Gehöften vorbei. Überall sonnen sich Hunde und Katzen vor den Höfen. Die Hühner haben sich Betten in den staubigen Boden gescharrt und plüßern die Federn, sich fortwährend neuerlich mollig eine andere Stellung suchend. Die Tauben sitzen ernst und sanft an den Dachrinnen, gurren ein wenig, legen die Flügel zurecht und gurren noch ein wenig aus reiner Gutmütigkeit. Die Schweine, ob groß, ob klein, stehen im Schatten der Häuser, reiben sich an irgend einem zu diesem Zweck gerade nicht sehr geeigneten Objekt, grunzen leise dazu und suchen nach der sonst gewohnten Pfüße. Ein einsamer Pfau stolziert in seiner ganzen Pracht trotz aller Sonne einher, kümmert sich nicht um die Hitze und nicht darum, daß seine Tracht eigentlich hier ganz unangebracht ist. Hier, wo alles von Jägern und Bauern zum Geflügel, zum Vieh und zum Wild sich in der Gewandung möglichst eines dem anderen und alle untereinander wieder der Umgebung mit ihrem grau, braun und grün angepaßt haben. Es kümmert ihn nichts, er denkt darüber nicht nach, stolziert sicher aus Gedankenlosigkeit in dieser Gluthitze herum, als hätte es überhaupt keine Temperatur, und schreit am frühen Morgen und zeitlich abends, gerade zu der Zeit, in der ich knapp an seinem Hofe auf dem uralten Bock passe, seine trostlosen nasalen Trompetentöne hinaus, die wenigstens bei uns hier oben sicher ebenso wenig Verständnis finden wie chinesische Melodien in gutmusikalischen Wiener Bürgerkreisen.

Im engen Schatten einer Reihe Grenzahorne geht der Weg zwischen hochragenden, teils schon gelben Feldern steil abwärts bis zu einem tiefen Graben, schlängelt sich hier kaum erkennbar zwischen hüft hohen Himbeerbüschen bis zum lärmenden Wildbach und führt an der anderen Grabenwand völlig unkenntlich für Leute, die das Wandern im Gebirge nicht am eigenen Leibe gelernt haben, in einer Wildnis von Farren, Schirlikraut, Tollkirschen und Salbei in feuchte Wiesen. Bei jedem Schritt, der falsch gesetzt ist, sinkt der Fuß bis über die Knöchel in moosiges Wasser. Glucksend schließt sich der breiige Morast nach dem Herausziehen und öligschimmernde Wasserpfüten füllen die Spuren aus, die der schwer genagelte Schuh hinterließ. Niedgras in kleinen engen Pflütern

weist dem Eingeweihten den richtigen Weg bis zum Überstieg am Zaun. Leise murmelnd verfließen dort die Sickerwässer der Wiese in ein steil-abführendes trockenes Gerinne. Ein dünner Pfosten neben einem durchgebogenen, schwankenden Brett bilden die Brücke zum Karrenwege. In finsterner Nacht ist es äußerst schwer, den Steg zu finden. Oft ging ich den Weg und jedesmal noch suchten meine Füße nach der harten, schlangentartig geformten Wurzel des alten Eschenstrunkes, um mir dann die Richtung zu holen, in der ich, viereinhalb Schritte nach links, den Anfang des Stegs zu finden hatte. Hatte ich ihn dann gefunden, so kam erst recht die Schwierigkeit, ihn zu passieren. Acht Schritte lang; das ist ein Maß bei Tag; des Nachts zwölf kurze, tastende. Links liegt das Brett, rechts der Pfosten. Das Brett wippt und der Pfosten ist starr. Seländer gibt es keines und vom Steg bis zur Bachsohle ist's immerhin fünf Meter hinunter. Geht man allein, ist's besser; doch hat man Flora hinter sich, so schaukelt das Brett ganz eigenartig im falschen Rhythmus und da ist's ganz schwer.

Nun ich gehe jetzt mittags bei klarer Sonne drüber ohne Hund; da geht's! Doch unwillkürlich zähle ich die Schritte, bin am Karrenwege angelangt und habe nichts mehr zu denken, weil's der ausgefahrene alte Karrenweg ist, der bis zur Straße führt.

Das Gehen in der Mittagsglut macht schläfrig und der einzige Gedanke, der mich beschäftigen könnte, ist der, „wirst Du die Jagd bekommen oder nicht!“ alles andere ist unwichtig. Ich hätte beinahe daran vergessen, die starke Kreuzotter, die faul am Wege lag, mit meinem Stock zu erschlagen, hätte sie nicht plötzlich den dummen Einfall gehabt, sich zischend aufzurichten. So warf ich sie dann in den großen Haufen links vom Weg, zum Zeitvertreib und zur Nahrung für das liebe Ameisenvolk. Aus dem Karrenweg des Nebentales trete ich ein in die blendende Helle der Straße. Dort wartet der Jäger auf mich und in meinem Schritt einfallend, stampfen wir ohne Aufenthalt weiter. Hinter uns trabt ein schwarz gekleideter Bauer, der Bürgermeister, dem gleichen Ziel zu. Vorläufig halten wir die Distanz, weil ich noch wichtige Aufschlüsse vom Jäger brauche. Er erzählt mir, was am Abend gestern im „Grünen Hirschen“ bei einigen Gratislitern gesprochen wurde, berichtet über eine „zufällige“ Begegnung mit dem Nachbarnförster und dem größten Bauer, und daß die Wildschadengeschichte vollständig „über Erwarten gut“ erledigt sei. Dann gibt er mir noch einige Verhaltensmaßregeln; „Tan's eahna net aufregen! Ganz ruhig bleiben und nix net anmerken lassen. Immer schön gleichmütig und net finster dreinschaun. Besser is lacha und a paar Wit' matha — wias grob werd'n, is aus.

Die andern können immer no gröber werd'n, als wie Sö, und da is g'schwind ausg'spielt; — außer mit d' Stadtleut. Wann da Bava da is, da farren S' eam mit an guaten Wiß übers Maul, da sans wieder oben bei die unfrigen.“ Nach dieser Belehrung verlangsamten wir die Schritte und der Bürgermeister holte uns ein. „'s Gott, na wohin denn in dera Hiß? Ja so, Sö gehn a zu der Vizetation? No ja, wann ma nur recht was aufdrucken. Geln's, Sö werd'n uns helfen?!“ „No wir werden schon sehn, aber hoch habt's es ausg'schrieb'n.“ „Ja mein, schreibts was niada aus, hoast's nix.“ „San a Reflektanten da?“ „No des glaub i wohl, a ganz Schibel, von Wean san a do, und vom Markt und no etla.“ „Was glaubst, wird's bringa die Jagd?“ sagt der Jäger. „Ja mein, s'doppelte wie mas angsetzt habe, schatz i.“ „Das wär traurig“, sag' ich. „Na do nöt epa wiil?“ sagt der Bürgermoasta. Und da sind wir beim Wirtshaus angelangt.

Ein schattiger Garten nimmt uns auf mit zwei lauschigen, allerdings ein wenig spärlich bepflanzten, daher zu durchsichtigen Lauben. Das hindert aber nicht, so habe ich mir sagen lassen. Eine Glasveranda mit gedecktem Tisch schließt ihn gegen die Wiesen ab. Das Wirtshaus selbst mit seiner tiefen kühlen Flur hält den Straßenstaub und den Lärm fern. Der Wirt in Hemdärmeln, mit weißer Schürze und grüner Samtkappe, erstere über den kühngewölbten Magen, letztere über das schlichtern geneigte Haupt mit den zwei bis sechs Doppelfalten am Rinn oder am Nacken, je nachdem, begrüßt uns ganz erstaunt: „Jo, h' Gott, daß a kemman, große Ehr! Platz nehma? 's g'fällig, Raffee, bitte sehr, ja so, wegen der Verpachtung. Interessieren's eana a dafür? San a massa Reflektanten da, der Herr Hofrat und der Herr Dokta und da Forstmaster und der Setrinär, der was die saubere Freiln Tochte hat, die starke, ja und der Direktor von der Fabrik, was im Winta immer da is mit der Rothaaraten, hiaz is a auf Urlaub mit der Frau bei mir, der laßt's überhaupt net aus die Jagd. Sölns, Herr Burgermaster. Grüaß di Gott, Bürgermaster. Geh, kim a weng auf d' Seiten — Schuldigen Herr — Raffee kummt sofort, Resi an Kaffe, an guaten, mit Obers und an Guglhupf, g'schwind, und für Herrn Förster a' sofort. — Woast . . .“ und da geht er tuschelnd mit dem Burgermaster ins Haus und ich kann mir denken, was die zwei dort ausknobeln.

Am ersten Tisch sitzt der Herr Setrinär mit der sauberen Tochte. Ich hatte noch nicht die Ehre und grüßte förmlich. Der Jäger stellte mich vor und beim Handreichen über den rot gedeckten Tisch warf ein gewaltiger Vorsprung des sauberen Fräulns das Kaffeeglas um. Sanft stieß der braune Trunk zu Boden. Dort holte ihn sich die Hauskatze, bevor

er einsickerte. Nebenan saß der Herr Doktor mit einem Kracherl und rechnete auf der Rückseite des von der Gemeindeganzlei ausgesendeten Verpachtungsrundschreibens. Meine Begrüßung beantwortete er mit einem Lüften des Hutes, ohne von der Rechnung aufzublicken und „225“ sagte er dazu. Das sollte ich in die Lotterie setzen! Einige im übrigen uninteressante und uninteressierte Sommergäste halten alle übrigen Tische besetzt und freuten sich, statt an der herrlichen Natur an dem noch viel weniger herrlichen Kaffee. Ob wirklich Kaffee oder nur so scheinbar Kaffee, war gleich. Sie waren alle still, robust und schwitzten von dem warmen Getränk. Vorsichtshalber grüßte ich alle. Man kann in fremder Gesellschaft nie wissen, wer Freund und wer Feind wird. Dann nahm ich mit dem Jäger am letzten Tisch Platz. „Der Dicke dort, dös is a Inschenär aus der Stadt, der möcht's a hab'n die Jagd, achtgeben!“ sagte er, „sonst is nix g'fährlich's da, daweil.“

Da hörte man Pferdegetrappel und bald darauf tauchte der Herr Forstmeister mit seinem Riesengamsbart auf. Wie ein König schritt er durch die Reihen der sich devot erhebenden Anwesenden. Für jeden hatte er ein gültiges Wort und beim Grüßen wackelte sein riesiger Gamsbart wie ein großer Fächer. In seiner Begleitung war der Verwalter meines Nachbars, ein eisgraues, geschwindes Manderl und der Direktor mit der je nach Bedarf roten oder schwarzen Frau oder Fräuln, ich weiß es jetzt nicht mehr genau. Die kamen an unseren Tisch, bestellten sich, was sie wollten und dann tuschelten wir alle wegen der Jagdverpachtung alles nochmals durch; natürlich ganz unauffällig, was wir schon seit einem halben Jahr schriftlich abgemacht hatten, um die Jagd ja nicht teurer, womöglich aber billiger zu bekommen als wir sie bis nun hatten.

3 Uhr war längst vorüber und noch keiner von den Gemeindefunktionären da. Da erhob der Herr Forstmeister seinen Gamsbart, dann sein Haupt, öffnete den darin befindlichen Mund und brüllte: „Is des G'sindl no net da?“ worauf sofort aus dem kühlen Flurgang die Antwort erschallte: „mir köman glei, mir haben nur no was zum Verabreden.“ Wenige Sekunden später erschien die Gesellschaft, mit dem Sekretär, welcher gerade früher die Antwort für die Gemeindevertretung aus dem Flur herausgerufen hatte. Hinten drein der Bürgermeister und die vier Jagdausschüsse. Alle in schwarzer Sonntagsgala mit roten Krawatteln und ganz nüchtern. Der Einzug in die Veranda war vorbei! Der Jagdausschuß hatte an dem langen Tisch Platz genommen, wozu ein Kreuzifix dort stand, war mir rätselhaft, doch wurde öfters im Laufe der Versteige-

ung davon gesprochen. Der Bürgermeister saß am Kopf der Tafel, in Reihe die übrigen und das interessierte Volk gegenüber an der Wand an langen Tischen. Wir, die „Verabredeten“, saßen zusammen.

Nach einer Weile ging ein Jagdausschuß hinaus und kehrte mit der Nachricht zurück: „No nö!“ Der Herr Forstmeister hatte seine große goldene Uhr vor sich liegen und sprach nach einer Viertelstunde: „No jetzt wars höchste Zeit; wie lang soll ma denn no warten? Für drei wars ausgeschrieben, jetzt ists  $\frac{3}{4}$ ; bitte anzufangen, jetzt wird auf Niemand mehr gewartet!“

Daraufhin sahen sich der Bürgermeister, der Sekretär und die anderen vier an, bestellten jeder eine halbe Bier und dann schauten sie uns an. Dann nahm der Bürgermoasta sein Brillenfutteral aus der Tasche, holte die Brille heraus und putzte sie sorgfältig mit einem blauen Fetzen. Dann sagte er feierlich, indem er sich von seinem Sitz erhob: „Meine Herren, indem daß wir ja — also verpflichtet san — heute also — dö Lizitation natürlich gern abhalten und ich aufgefurdert bin nicht mehr zu zögern, also wirma mit derer Lizitation beginnen!“

Ein Schluck Bier, dann setzte er sich, nahm die Brille vor die Augen, die Bedingungen vom Tisch — und reichte sie dem Sekretär mit den Worten: „Lies des vor, Waßt!“

Daraufhin erhob sich der Sekretär, der einzige, der mit dem Rücken uns zugewendet gegessen war, legte das Blatt auf den Tisch, sah sich um, setzte sich dann wieder nieder, so daß womöglich noch mehr von seiner Rückenansicht unsere Blicke fesselte, und las dann in monotonem Stimmfall: „Die Bedingungen der Verpachtung der Gemeindejagd“ vor. Nach einigen vergeblichen Bemühungen das Wort „Lizitation“ und „pupillarischer“ sprachlich wiederzugeben, einigte er sich auf „Litation“ und „Pullischer“, manchmal „puparischer“, und kam so zum Ende.

Nun erhob sich der Herr Bürgermeister, nahm die Brille von der Nase und sagte: „Indem, daß sie vernommen haben, wölches die Bedingungen san, bitte ich also jene Herrschaft, wos an Interesse ham, das vorgeschriebene Sadium zu meine Händ' zon erlegen.“

Das vollzog sich rasch.

So sagte er: „Jetzt kans als dann von mir aus losgehen. Wo nur dös Luada steckt?!“

Der Sekretär: „Du muaszt jetzt fragen, wer a Interesse hat.“ „Na alsdann, wer hat an Interesse?!“ Niemand rührte sich. „Na muaszt sag'u: Der Ausrufpreis is so und so viel und nacha bitt'st um an Anbot.“

Das wiederholte der Bürgermeister richtig und nach einer Weile, welche wir ihm ließen, um sich gründlichst auszuschwitzen, gab schüchtern mein Nachbar ein Anbot ab.

„Gott sei Dank“, sagte der Bürgermeister, und es hatte den Anschein, als ob er am liebsten gleich zuschlagen und Schluß machen wollte, da kam ihm ein rettender Gedanke: „Gibt niemand mehrer? Wo dös Luder nur bleibt?!“

Niemand gab mehr und so mußte er notgedrungen auf das Kommando des Sekretärs sagen: „Zum ersten, zum zweiten“, aber vor'm zum dritten Mal sagte er: „zum Teufel — tschuldigen, i' muaf a weng aussa“ und verschwand.

Raum war er weg, so trat wohlgemut ein Bäuerlein ein, grüßte nach allen Seiten und setzte sich an einen Tisch. Der Sekretär sprang auf, holte sich den Mann in ein abseits gelegenes Eck und redete giftig auf ihn ein, bis der Bürgermeister wieder da war. Raum hatte dieser das Bäuerlein gesehen, so sagte er: „Hättst a a weng zeitlicher kuma kinna. Mir waren bald aufg'essen. Alsdern schau dazua, Du!“ „I han net früher kuma können, weil is Feld net alloan lassen kan wegen dera talkatu Jagd da.“

„Alsdann hißt ham mas erste Anbot von Tuzzehnhundert Kronen; Du interessierst Di a für dö Jagd und hiaßt muafst halt mitsteigern, versteht?!“ „No ja, bals sein muafst, tua ma halt a mit. No sag'n ma halt 1510 Krandeln.“ „Halt! Herr Bürgermeister, des geht net“, sagte der Herr Forstmeister. „Der hat ja kein Sadium erlegt.“ „A jo richtig! Du Bauer, zerst muafst Sadium erlegen, woafst, noch darfst erst mittoan! — 's Sadium, woafst, die woahundert Kronen — dös Geld, was ma da heut früh geben haben, das muafst hergeben.“ „I list feit si nix. Dös Geld hab' s ma geben für dö Jagd, das i mitspühl, das gib i net her, das ist mei.“ „Moch koane Tanz net, herleg'n tuafst es oder sunst derfst net mitlizetieren!“

„Is ma a recht; brauch e mein Zeit zu was Gscheidern. 1500 Krandeln san e mehr als zviel für dö Schmarnjagd, Pfiat eng und habts mi gern.“ Und damit trabte er davon. Umsonst waren die vereinigten Bemühungen des Bürgermeisters, Sekretärs und Jagdausschusses, es half alles nichts, der Bauer war weg und damit auch die Steigerungssucht. Aus purer Anerkennung der glänzenden Leistung dieses Intermezzos, an das kein Theaterstück heran mag, beschlossen wir, die Summe auf 2000 Kronen abzurunden und so kam es, daß der Bürgermeister neuerdings aus der Fassung gebracht, verkündete: „Der Sekretär hat's Wort, Wastl: „Meine Herren und Fraun, indem das dö Jagd also weiters

keine besondere Vorliebe gefunden hat und alle verehrten Herrschaften ihr Äußerstes bereits getan haben, so ham mir, der Jagdausschuß und der Burgermafa in Beschluß erhoben, daß ma dö Jagd abgeb'n toan zum Preis von zwoahundert Kronen — „zwoatausend“ — sagte der Burgermafa, „pardon von zwoatausend, zwoatausend, das is vüll! — Ja meina Seel zwoatausend Kronen — 's steht im Protokoll. Alsdann zwoatausend Kronen — is a massa Geld, gelt Burgamafa? Mir kunnan z'frieden sein! Gelt! Ja alsdann uma — Teifel, Teifel, dö s hiat i net glabt — da hiat ma jo den Bauer a net braucht! Ja alsdann wie gsagt so ham ma halt die Jagd zug'sprochen den Meistbietenden wias steht im S'tez und bedanken uns no recht für die liebevolle Anteilnahme für unsere liebe Gemeinde und beweisen das mit einem kräftigen Weidmannsheil auf den neuchen Jagdherrn. Er lebe hurrah.“

So schallte es durch die Veranda. Alles kam mich mit tränenden Augen beglückwünschen, wir die Verabredeten waren tot vor lauter Lachen und ließen den obligaten Wein für den Jagdausschuß auffahren.

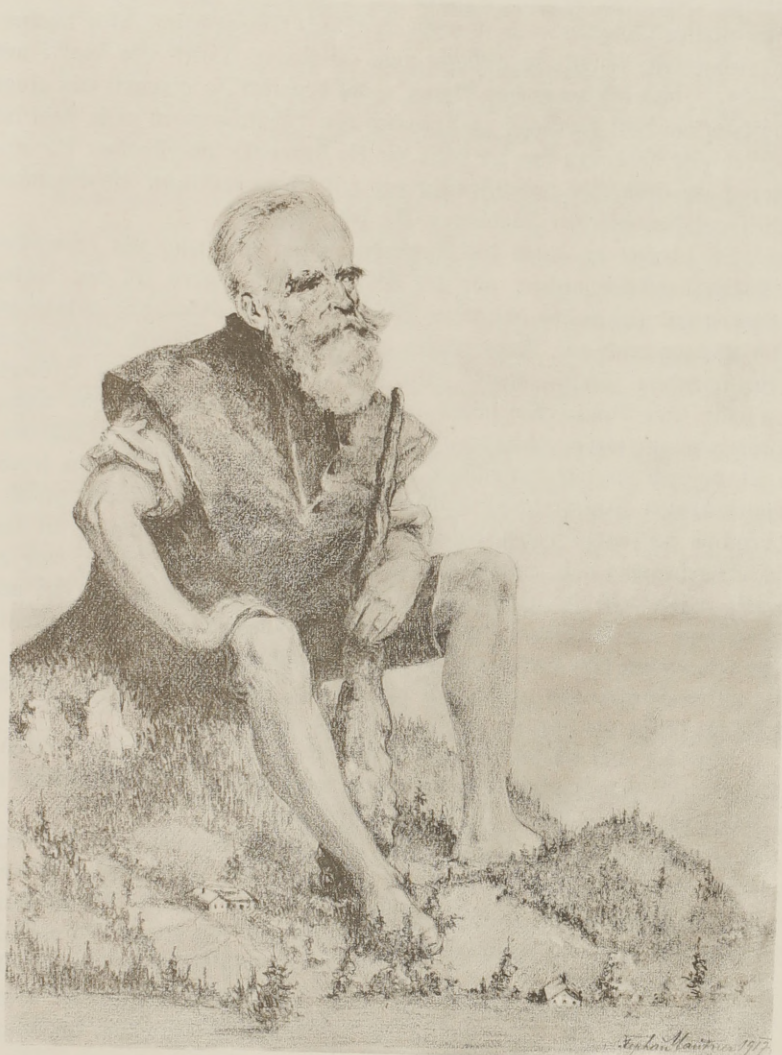
Da zog mich der Burgermafa am Armel bei Seite und sagte unter vielsagendem Augenzucken: „Mir ham eana do a weng a Stückerl g'spült. Der Bauer, den hama anglernt, das a aweng auftreibt. Selus dö s is guat g'wes'n, Sahahababihibihibi“ und da verschluckte er sich derart, daß ich ihn nur mit einigen festen Hieben in den Rücken aus seiner purpurroten Gesichtsfarbe wieder in eine normal braunrote zurückbrachte. So sagte ich ihm, daß dö s großartig war und fragte ob ich von dem Geheimnis den anderen Herrn auch etwas mitteilen könne, was er stolz zugab. Die drängten sich an ihn heran und versicherten ihn mit kräftigen Schulterhieben ebenfalls, das so was noch nie da war. Da setzte er sich endlich stolz nieder und begann zu trinken.

Der Forstmeister erhob sich als Erster, empfahl sich rings in der Runde, dann die übrigen und zum Schluß ging ich auch.

Bei der Tür drehte ich mich noch einmal um und rief zum Burgamafa: „Ös müaßt's jetzt aber do schaun, wias zu enkern Fadium kimmt's! Das werds do in Bauer nit lassen! Pfürt eng!“

Da schob mich der Jäger hinaus und sagte: „Samma froh, daß mas haben die Jagd; giften wern sie dö erscht morgen, wanns schon so weit san und in hiazigen Raufsch ausgeschlafen haben werden. Wann eana der Bauer 's Geld zrukbringt und eana dazähst das a von mir zwanzig Krandln kriagt hat, dö was a g' h a l t e n h a t. I han eam g'sagt: „Du da hast jwanzig Krandeln, dö san Dein, baldst dera S'ellschaft a soa Chiater vurmachst, daß glauben, du bist wirkli so sandumm als wiaft ausschauft. No und auf das S'schäft is er eingangen.“

Da haben wir beide noch lange fest gelacht und dann trennten sich unsere Wege. Er ging ins Hinterleitenthal und ich wollte die Landstraße weiter zurück aufs Haus.



en sich  
Land-

Meine Büchsen hatte ich zur Verpachtung nicht mitgenommen. Das tat mir jetzt leid. Das ganze große Revier gehörte jetzt mir und oft schon hatte ich mit ein paar Schlägen im Vorbeifahren geliebäugelt.

Bei einem kleinen Dorfwirtshaus saß der Wirt hinter der großen Linde und rief mich an: „Herr! Der Jaga hat ma auftragn, i soll eana von mein Most was vursetzen, kemmans a weng eini!“ Da trat ich näher, setzte mich unter den schattigen Baum und verkostete den Trank. Gut war er. Fein! Herrlich!! Dann frug ich nach der Zech, da sagte der Wirt, „der Jaga hat ma auftragn i soll eana sagn, daß dös schon zahlt is, das is für die Gratulation, das d' Jagd kriagt ham und er laßt eana bitten sö solln dö Bixn mit auffatragn aufs Haus. Er hat g'sagt: „Sgeht sie weit leichter, hat er g'sagt und da Hund is a neama zon dahalten seit a eana g'spiert.“ Und da kam Flora herangesprungen und ich hatte meine Büchsen und Patronen in einem separaten Packerl.

So ging ich denn los und stieg gleich vom Wirtshaus aus steil auf, den Berg hinein ganz ohne Weg, nur nach dem Gefühl, dem einen großen Schlag zustrebend.

Die Sonne war schon hinter den Bergen, langsam verschwanden die letzten goldenen Lichter auf den westwärts schauenden Bergspitzen, und alle Farben lösten sich ruhig in eine auf.

Da kam ich an den Schlag. Drei Stück Rehwild standen ruhig am Saume; ein viertes trat gerade hastig aus der Sichtendickung, äugte und windete jeden zweiten Schritt. Durchs Glas gesehen wars ein guter Bock. Im Feuer überschlug er sich und kaum noch hatte sich der vielfache Hall des Schusses gelegt, klang ein froher lustiger Juchezzer von der drüberen Lehne an mein Ohr, der erste frohe Waidmannsgruß des Jägers von der Hinterleiten zum ersten gefällten Stück im neuen Revier.

„Bio-hö-diööh-diööh-diööh“ sagte das Echo.

## XXVII.

Sind nun gar Gäste im Hause, dann geht's gar rasch vorbei mit der Zeit. Bevor sie kommen, müssen die Zimmer instand gesetzt werden, dann warten wir beim Kummerbauerstall schon um eine Stunde zu früh, hierauf wird installiert und dann geschwätzt, bis man nicht weiter kann.

Im Laufe der Jahre haben sich regelmäßige Stammgäste eingefunden und die werden erst recht gerne gesehen. Man ist mit ihren Wünschen vertraut, sie leben ihrer Neigung, wir den unseren und gegenseitig gibt's

doch große Anregung. Ich kann weder alle Gäste, noch Stammgäste hier anführen, ich will es auch nicht.

Ich kann für etwaige Bewerber hier anführen: Küche kalt und warm, meist sehr warm, im Hause; Getränke gut gekühlt, eigene Fischerei,



Jagdrecht. List ist leider keiner da; mein Schwager hat dies in einem Gedichte festgelegt. Und gerade der wäre ziemlich am Platze.

Ja, ich wollte früher noch sagen, daß wir im Musikzimmer Trio spielen. Das war seinerzeit die alte Rauchkammer, dann unsere Hausküche, da man aber zu viel während der Zeit, in der man keinen Hunger untertags hatte, geruchweise von ihr verspürte, wurde sie nach auswärts verlegt und das Schlafzimmer vom großen Buben daraus gemacht. Dann erst wurde sie Musikzimmer. Von der alten Rauchküche stammt noch die kienrußgeschwärzte, gewölbte Decke her. Alles übrige sieht normal aus, und klingen tut's ganz außerordentlich. Zwei Fenster gehen auf den Schlaggraben gegen Süden, und wenn ich abends von der Pürsche komme, beim Roderholt über den Zaun steige, so höre ich ganz deutlich jeden Ton des Klavieres. Das Wild scheint sich bei all-

dem ganz wohl zu fühlen. Speziell im letzten Jahre, als der Prinz Eugen-Marsch am Programm stand, war viel Rehwild im Schlaggraben.

Einen wirklichen, richtigen Sommertag zur Zeit der besten Rehbrunst zu schildern, ganz ohne jede jagdliche Anwendung, dürfte mir wohl nicht gelingen. Ich will aber mein Möglichstes dazu tun.

Die Zeit der Rehbrunst wählte ich als genauere Zeitbestimmung aus dem Grunde, weil sie mir ein absolut frisches Bild des Tages gibt und auch jenen, die es angeht, das eigentlich schon nur durch das Wort fertig als Schilderung hinstellt, was ich erst mühsam erzählen will. Es gibt aber Leute, die das nicht kennen, und für diese armen, doppelt armen, weil sie's nicht wissen und dann das alles lesen sollen, lege ich nun los. Mögen sie nach dem Lesen ebenso begeistert sein, wie ich jetzt vor meiner Aufgabe.

Die schöne Arnika blüht auf allen Wiesen, goldgelb leuchten ihre Sterne; am Wegrand und am Rand der Wälder kichern die unkomplizierten Heckenrosenblüten aus dem dunklen Grün. Die Ebereschen hängen schwer von Beeren, die das Grün gerade mit dem Rotbraun tauschen, am Boden liegen Ahornsamen in Menge, und wenn man in die Luft sieht, wirbeln sie von ihren hohen Zweigen lustig und geräuschlos herab. Fichten und Tannen sind bedeckt mit Zapfen, die gelben Felder reifen in der starken Sonne, Mohnblumen mischen sich in ihre Ähren ein, die Wiesen, einmal schon gemäht, stehen saftig grün im Triebe des zweiten Futters. Das Haidekraut hüllt alles in rote Blut am Haidegg und am Otter, im feuchten Schatten alter Bäume wächst der Steinpilz, wuchert Eierschwamm und Bärentaube und fröhlich lachen die roten Fliegenpilze aus dem Moose. Trauermäntel, Admirale, Tagpfaunenaugen und Apollofalter segeln durch den Raum, Ameisen sind auf großen Heerstraßen geschäftig, dort Material zur Erneuerung von Bauschäden ihres Nestes, hier Puppen an die Sonne zu tragen. Spechte zimmern an alten Bäumen, ihr ratterndes Klopfen schallt laut durch den Wald, den nun kein Gesang der Vögel in seiner Schweigjamkeit stört. Nun ist die Zeit der Aufzucht der eben flügge gewordenen Jungen gekom-



men und da haben die Eltern keine Zeit zu singen. Auch Rehe und Hasen hatten bis nun mit den Jungen zu tun. Die jungen Hasen treiben's schon wie die alten. Die jungen Rehkitze sind auch schon über's Ärgste hinaus und hüpfen fröhlich spielend neben der alten Gais einher. Die Alte hat jetzt nicht die rechte Ruhe mehr und ist oft während halber Tage fort auf Abenteuer. Der Herr und Gebieter hat jetzt das Vorrecht und nützt es tüchtig aus. Flimmernd zittert die Luft über all dem und man verspürt doch trotz der heißen Kraft der Sonne keine Müdigkeit. Frei atmet man die goldene Luft, sieht nur den blauen wolkenlosen Himmel und fühlt die göttliche Freude, daß man da so leben, so marschieren und all das genießen kann.

Früh gleich aus dem Bette heraus stürzt man sich in's Bad, das an der Hofmauer wie ein großes Schwalbennest hängt; gemeinsames Frühstück in der kühlen Stube folgt darauf. Dann wird in's Freie übersiedelt. Die Kinder tollern im Hofe herum, helfen Holz zur Küche tragen, Blumen gießen. Die Kleinen schlafen in der heißen Sonne im Grase, den Bauernschirm als Schutz über sich, wir Eltern oder Älteren schauen uns in der Wirtschaft um, im Gemüsegarten, im Stall, bei den Hühnern und den Fischen.

Die Jäger sind beim Rirschenbrocken auf hohen Leitern in den alten Bäumen kaum zu sehen, der Steffel kommt mit ganz blauen Händen und blauen Wangen und ebensolchen Haaren vom *J u s e h e n* beim Rirschenbrocken, hergelaufen, wirft sich in's Gras und kugelt den Gang hinunter.

Um 10 Uhr gehen wir los. Es ist die beste Zeit zum Rehbockblatten. Vorher werden die Rufe ausprobiert, und ein jämmerliches Konzert läßt den Dabeimbleibenden den Abschied nicht schwer werden.

Während der Zeit unserer Abwesenheit wird gestrickt, gelesen, Aufgaben werden mühselig absolviert, und dann kommt zur Belohnung ein Spaziergang. Jedes ist ausgerüstet mit einem Körberl oder Heferl und nach kaum einer Stunde ist Heferl und Magerl voll von Walderdbeeren oder Himbeeren. Die Zurückgebliebenen haben indessen Stachel- oder Johannisbeeren gesammelt, und der Franzl hat heuer zum ersten Male die Bienenstöcke ausgenommen und die Waben zum Schleudern hergerichtet.

Vor 1 Uhr treffen wir uns alle wieder, und da das Wasser im Bassin an 18 Grad zeigt, wird noch rasch ein wenig geschwommen. Wir können nämlich hier auch schwimmen. Das Bassin ist 3 zu 4 Meter groß. Zu lang darf man nicht sein.

hasen  
schon  
naus  
hat  
fort  
nützt  
ver-  
tmet  
und  
d all  
  
s an  
rüh-  
delt.  
umen  
ern-  
der  
den  
  
den  
hän-  
beim  
hang  
  
ock-  
iches  
den.  
Auf-  
ein  
und  
eren  
oder  
Male  
erge-  
  
im  
Wir  
rof.



Vom Mittagessen schweig ich. Das läßt sich nicht beschreiben. Ich bin nicht objektiv genug, weiß nur, daß der Salat ein Gedicht, der Bergkirschenkuchen bis auf die Mühe, welche die Kerne verursachten, ein anderes Meisterwerk war. Ganz abgesehen vom Rehschlögel und dem schwarzen Kaffee.

Für Nachmittag, nach der Erholungspause, ist Auszug nach dem Roderholtkirschenbaum geplant. Dort wachsen große, schwarze Kirschen,



und es ist vorsichtig, sie nicht allzu reif werden zu lassen. Es führt der allgemeine Weg ganz dicht daran vorbei.

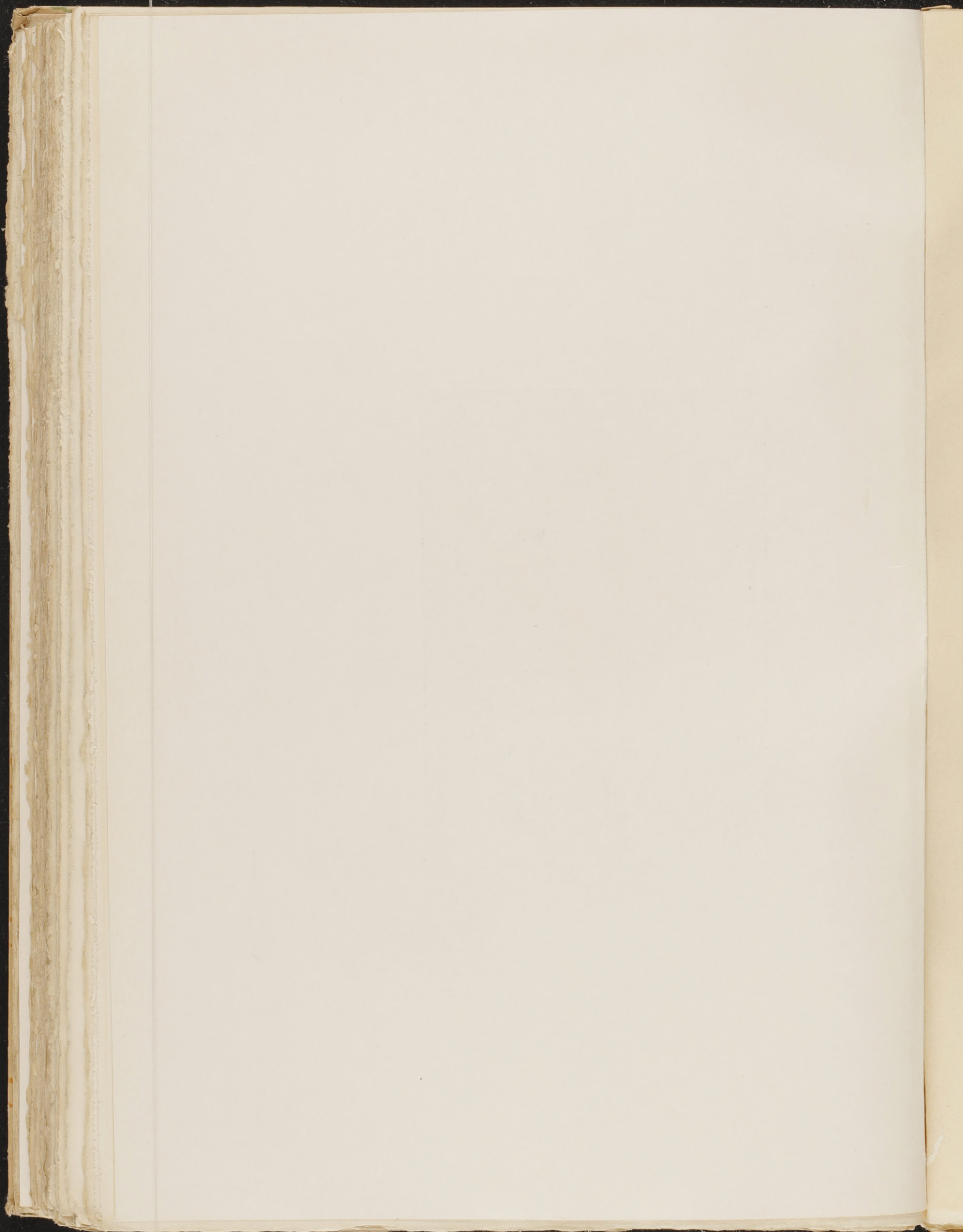
Hier trenne ich mich von den anderen und obliege dem edlen Waidwerk, und erst gegen die Dämmerung, die bei uns allerdings schon um 7 Uhr beginnt, vereinen wir uns wieder beim Haus. Dann folgt ein wenig Musik, darauf das Nachtmahl, und da heute die Nacht so warm ist, wandern wir vor dem Hause noch auf und ab. Zum Sitzen wäre es doch zu frisch. Wir hatten seit der vielen Jahre, die wir hier im Sommer haufen, noch keinen Abend, selbst im trockensten, heißen Jahre 1912, an dem man ohne zu frösteln im Freien sitzen konnte.

. Ich  
Berg-  
n, ein  
dem  
dem  
sehen,

er all-  
Baid-  
on um  
gt ein  
warm  
ire es  
ommer  
2, an

Die Abornallee  
vom Schabauerhof  
zu uns herauf im  
Herbst.





So viel Sterne, als uns der Himmel hier in Trattenbach zeigt, hat noch niemand gesehen. Schwarz — tiefblau der Himmel und einzig klar jedes Sternderl. Jetzt geht der Mond über dem hohen Wechsel auf. — Lesen Sie, bitte, jetzt Stifter, irgendwo schreibt er etwas vom Mond-  
aufgang im Hochsommer. Das paßt da sicher wunderschön herein.

Das also soll ein Hochsommertag in Trattenbach gewesen sein. Besser kann ich's nicht.



XXVIII.

Ich habe jetzt durch eine Woche keine Zeit gehabt, an dieser Geschichte weiterzuschreiben und das Geschriebene zu lesen. Das kann von

Vorteil gewesen sein. Ich bin nämlich heute, als ich die letzte Seite gelesen hatte, um wieder einen Anschluß zu finden, von der Dürftigkeit dermaßen überrascht, daß ich gar nicht daran denke, mich wegen der Frage, wie komme ich vom Sommer in den Herbst hinüber, irgendwie anzustrengen. Ich mache es so, wie es der Kalender macht. Am 20. September ist noch Sommer, am 21. schon Herbst. Damit will ich nicht sagen, daß ich jetzt von der Zeit nach dem 20. September schreiben will. Erstens setzt der Herbst bei uns früher ein und dadurch zähle ich als Herbsttage eigentlich schon die Tage vom Augustende. Zweitens läßt sich in unserer Lebensart der Sommer vom Herbst nicht unterscheiden. Wir spielen im reifen Sommer ein wenig mit dem herannahenden Herbst und im Herbst sagen wir uns, um uns zu trösten, eigentlich ist's ja noch Sommer.

Im allgemeinen heißt es bei uns: im Sommer ist's heiß und im Herbst regnet's. Das ist, glaube ich, von dem löblichen oder hochlöblichen Ministerium für Kultus und Unterricht festgelegt worden, um einerseits die Ferienzeit, andererseits den Beginn des Unterrichtes zu rechtfertigen. In den verschiedenen Kronländern ist's verschieden. In Salzburg, Oberösterreich, Nordsteiermark regnet's im Sommer und den halben Herbst, dann wird's schön. In Krain, Kärnten, Südsteiermark ist's im Herbst und im Sommer heiß; in Niederösterreich richtet sich das Wetter nach der Haupt- und Residenzstadt, resp. nach den Wünschen der in Wien verbleibenden Bevölkerung. Im Sommer ist's kühl, regnet hie und da und wenn die Schulen anfangen, wird's schön. Auch in Trattenbach ist's natürlich so. Bis zum 8. September ist's gewöhnlich kühl, regnerisch, gewitterschwül; manchmal, selten, klar und sonnig. Am den 8. September fällt der erste Schnee, und dann beginnt ein ständig klares, warmes, schönes Sommerwetter einzusetzen. Der erste Schnee sagt nur so beiläufig: „So, jetzt machen wir Schluß mit den launischen, unbestimmten Witterungen, frieren sie einmal ordentlich ein und zeigen nun, wie es aussieht, wenn wir schönes, sicheres, beständiges Wetter haben.“ Das ist dann auch der Mühe wert.

Sollte ich den Herbst bei uns beschreiben, so müßte ich den täglichen Fortschritt aufzeichnen. Es ist ein fortwährendes Wechseln in der Stimmung, hervorgerufen durch neue Blumen, neue Farben, andere Wolken, merkwürdige Beleuchtung. Das würde ungefähr dem entsprechen, was der Herbst uns hier alles sagt. Ich beschränke mich aber nur auf zwei Herbstschilderungen, wobei ich vielleicht noch ein wenig gegen die Sommergrenze oder auch schon gegen den Winter zu, zu greifen gezwungen bin. Dies kann ich umso leichter hier in einer Trattenbacher Schilderung tun, als wir zu gleicher Zeit alle Vegetationsphasen von 600 bis 1500 Meter

beobachten können. Wir müssen nur, so wie sich's für einen echten Tratenbacher gebührt, fröhlich bergauf und bergab wandern.

Die einzige Blume, die Herbstzeitlose, läßt sich durch die Höhenunterschiede absolut nicht verblüßen. Mit ihren hellkarminroten Blüten kündet sie am selben Tage auf der Otterwiese und im Göstrißgraben den Schluß des Sommers an.

Diesmal führt mich mein Weg von Sloggnitz auf's Schlagl. Dort gehe ich schon am zeitlichen Abend im Schatten des Otter den langen



Karrenweg zwischen Feldern, die in schönster Reife stehen, durchquere den Hochwald und biege dann in den engen Pürschsteig ein, der sich in gleicher Höhe von der Schanzkapelle aus am Hang des Otter entlang zieht. Der Sonnwendstein schiebt sich langsam gegen die herrliche Aussicht auf Semmering, Rax und Schneeberg vor.

Im letzten Teile des Weges steigen wir plötzlich steil an und stehen hoch oben frei auf den Mittelotter Mauern. Unter uns zieht sich der Göstrißgraben hin, die Wege von Schottwien, Maria-Schutz, dessen dopeltürmige Kirche zu uns herauf grüßt, liegen wie auf einer Landkarte vor uns und der steile Kummerbauerbrandsteig sieht aus, als ginge er

gan; e b e n vom Göstritzbach bis auf die Kummerbauerhöhe. Und der ist eher alles andere als eben.

Blicken wir nun vor uns in der Richtung unseres Weges, so steht das Haidegg in roter Pracht des Heidekrauts, verstärkt noch durch die rote Nachglut der untergegangenen Sonne, stolz vor uns. Klar und warm ist die Luft wie im Frühjahr, purpurn verschwimmen die Täler, nur die Bergspitzen leuchten rot, und der Schneeberg glänzt weiß im tiefblauen Himmel. Er hat Neuschnee auf seiner spitzen Glaze.

Den Vogelsang des Sommers vernehmen wir nicht mehr. Einfacher und eintöniger schlagen nun die Kranawitvögel, zirpen die Meisen, und der Bunt- und Schwarzspecht ist der einzige, der, so wie im Sommer, sein gellendes Rufen im wippenden Fluge über die Täler schickt.

Beim Kummerbauerstall trabt die Rinderherde hinter der Leitkuh mit der tiefstönigen Schelle drein, dem Stalle zu. Ein kleines, sechs-jähriges, strohblondes Mädchen, barfuß über den Almboden laufend, hat gerade einer jährigen Kalbin durch die Peitsche und durch Jureden Vernunft beigebracht: „Bist damisch, Scheckla, schau', daß d' umi gehst zu die andern, du narrisch Luada, sonst schmier i da oane eini. Geh' zua du!“ und mitten im Jörn singt das kleine Ding an einem Jodler, just an der Stelle frisch weiter, an der es vor dieser Ansprache eben aufhören mußte. Wie sie mich sieht, hört sie mit dem Jodeln auf, schaut ein wenig, ruft dann: „Grüaß Gott, Herr Mautner“, und singt weiter. Dann kommt sie beim Bildstock vorbei, da war sie gerade beim hula rödiö. „G'lobts seis Kristas“, „öldö hi jäh“ geht's weiter.

Hinter mir kommt der Drahtbua aus dem Holzschlag herauf, die Pfeif'n im Munde trotz starker Steigung, und leistet mir, im gleichen Schritt gehend, schweigend Gesellschaft, bis er links, ich rechts, abbiegen muß. „Pfiat Canal!“

Jetzt geht's in's Birkenwaldl hinein, aber es ist schon zu dunkel, man kann nichts mehr von Farben ausnehmen. Beim Haus ist feierliche Samstag-Abend-Ruhe. Nur der Hirschmann winselt. Beim Blochberger wartet seine Braut und er ist noch im Dienst. Ich begreife ihn vollständig. „Tout comprendre, c'est tout pardonner.“ Darum weg mit der Peine, eine über's Hintergestell, ein Juchezer, ein echter Hundejuchezer und davon in tausendem Galopp — die Gatterln überspringt er. Das ist doch sicher ein gutes Werk gewesen. In diesem Gedanken schwelgend wird gejaust und genachtmahlt zu gleicher Zeit. Schachner erzählt von den Böcken, daß sie doch nicht mehr so sicher sind; (wann sind sie es je!) Gams sind viele da. Einen Hahn hat er gestern wie im Frühjahr angesprungen, und die kleinen Hahnen rodeln fest am

Sonnwendstein. In's Fremdenbuch werden die fertiggestellten Photographien vom Sommer geklebt, einige Texte richtiggestellt.

Leer und furchtbar ruhig ist's so die ersten Sonntage nach dem Sommer. Der Rinderlärm fehlt mir so sehr, und, obzwar ich weiß, daß ich niemanden störe, ziehe ich doch vor dem Schlafengehen die Schuhe aus, um ja keinen Lärm zu machen, und öffne und schließe die Türen noch ganz sachte.



XXIX.

Die Tür wird in der finsternen Nacht plötzlich aufgerissen und im grellen Kerzenlicht steht der Schachner da und weckt mich zum Aufbruch. Herbstluft lau und mild umfängt uns. Wir wandern über die Hülm in den Kiengraben. Dort wartet noch ein alter, langgesuchter, oft gefehlter Bock auf mich. Meinem Prinzipie treu, bleibe ich dabei, daß es niemanden etwas angeht, ob ich ihn erlegt habe oder nicht. Jagdschilderungen gibt es bessere und gefehlt habe ich ihn, nebenbei bemerkt, auch wieder.

Der Heimweg ist eigentlich immer das Schönste. Da sieht man sich erst um, sieht überhaupt erst etwas.

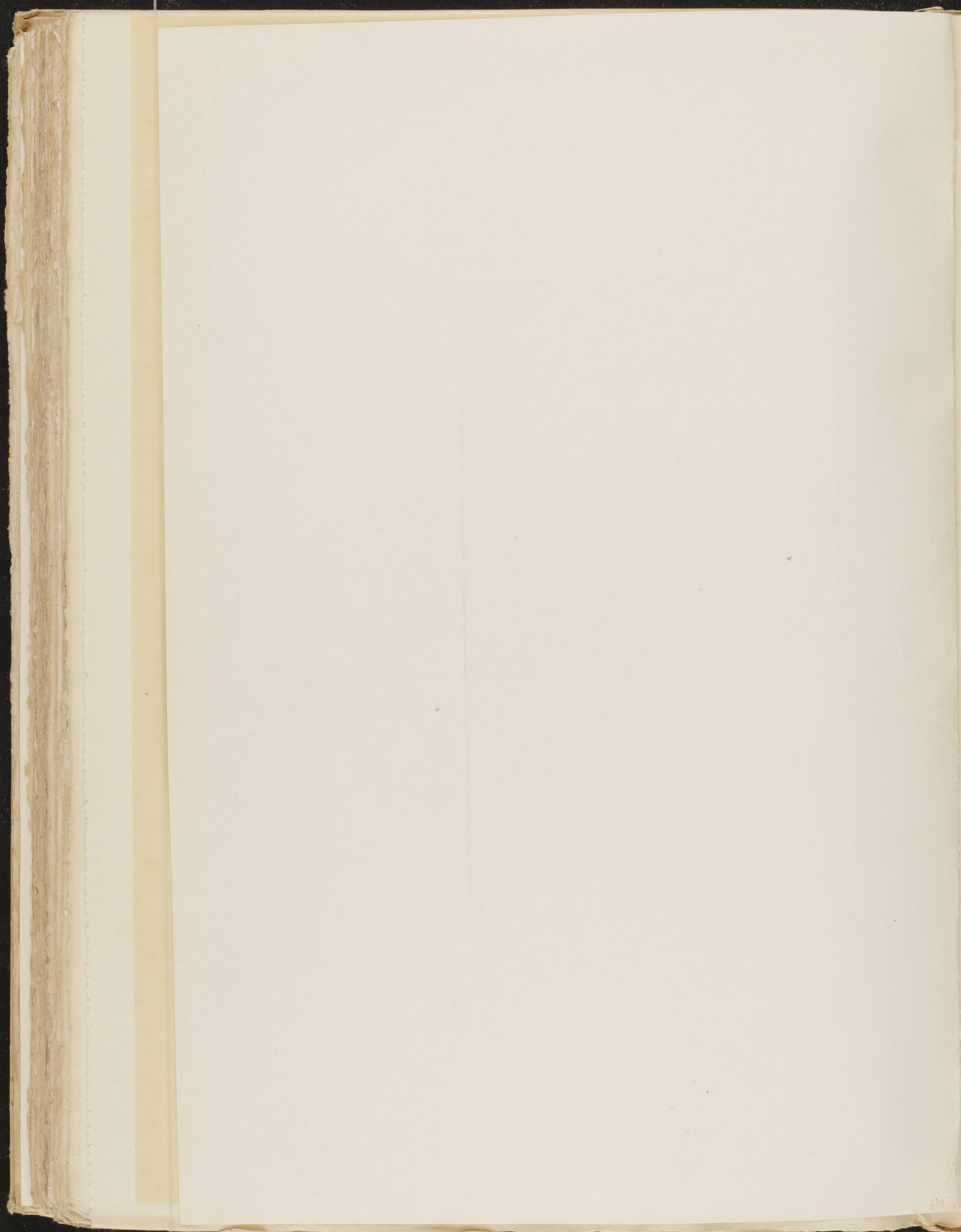
In der feuchten Wiese am Rieggraben-Eingang stehen dichte Büschen Herbstzeitlose. Ist Herbstzeitlose das gleiche wie Crocus, dann liebe ich diese Pflanze um des Frühlings willen. Im Herbst mag ich sie nicht.

Vor uns liegt das dichte Birkenmais goldengelb. Leicht rascheln die Blätter und der blaue Himmel leuchtet zwischen die weißen Stämme hinein. Riesensträuße des hohen blauen Enzians wiegen sich in der blauen Luft, Wetterdisteln liegen prächtig, der Sonne zugewendet, am Rasen. Die Brombeere hat Blüten und halbreife Früchte zugleich. Hellrot stehen die Trauben der Verberizen gegen die leuchtend gelben Kornfelder. Wir schneiden das Getreide hier erst in den tiefen Lagen. Der Hafer kommt bei uns heroben erst zu Martini dran. Buchen, Eschen und Ahorne leuchten gelbrot, und die schönste Farbenpracht zeigt die Eberesche. Blutrot ihre Fruchtdolden, vom Orangerot bis zum tiefen Carmin, manchmal noch mit sattem Grün untermischt, stehen ihre Blätter leuchtend, gleißend, tollfarbenprächtig in den Himmel. Die Lärche ockergelb, die Fichte und Tanne dunkelgrün, schwarz die Föhren und die Wiesen ein Gemisch von allen schönen Farben tragend. Silbern die Fernsicht, die Schatten der Berge kobaltblau, ein roter Spenser, schwarze Hosen, grüner Samthut, der Bauer im Vordergrund, die Bäuerin im weißen Kopftuch und im schwarzen, faltenreichen Kleid. So sieht der tolle Herbst bei uns heroben aus.

Tue einer nichts, als all diese Farben in viereckigen Kästchen nebeneinander sich auf's Papier setzen, so ist auch das schon Farbenharmone; jetzt noch dazu die schöne Form der Pflanzen, Bäume, der Äste, Nadeln, Blätter, ein paar schön gezeichnete, hellviolette Enziane — ja, was Schöneres gibt's nicht! Und legt sich über all die Pracht ein leiser Schleier weißen Nebels, das kann mit Deckweiß leicht vollbracht werden, hier am Papier von wegen der Vorstellung und weil ich ja nicht allen alles zeigen will in der Zauberstube der Natur, — so kommt der Spätherbsttag heraus. Fein, dezent, lieblich, — noch nach Sommer riechend, gemahnend an das Allerschönste, in weichem Duft doch herbe Noten bergend. Traumhaft, unwahrscheinlich und doch wahr. An solchen Tagen muß der Wanderer im Innern ruhig, ganz, ganz ruhig oder toll vor Freude, über irgend ein Erlebnis sein. Sonst versteht er die Herrlichkeit nur halb; und besser gar nicht, als sie halb verstehen.

Ein Spätherbsttag bei uns im Gebirge läßt uns früh am Hause in einem Meer weißen Nebels, ganz dichten, weißen Nebels erwachen. Im Zimmer glaubt man, es müsse, der Beleuchtung nach, Schnee liegen. Suckt man bei der Haustüre hinaus, so steht der heilige Florian am





Brunnen als leichte, graue Figur im Weiß, der Fichtenbaum dahinter noch heller grau, dann sieht man nichts mehr. Alles grauweiß. Kein Vogellaut, alles still, nur der Bach rauscht tief unter uns.

Im Garten wollen ein paar Rosen noch erblühen, der erste Frost hat sie jedoch zurückgehalten, und eng umschließen die obersten frostgebräunten Blätter die zum Platzen reife Knospe. Traurig hängen die Nelken ihre Blütenköpfechen. Naß, triefend naß ist jedes Blütenblatt, ohne wie im Frühjahr oder Sommer Freude am Blühen zu haben. Selbst die roten und blauen Astarten drehen ihre Sterne der Erde zu. Es ist zu viel Wasser in ihren Blüten. Das trägt sich so schwer. Strohblumen sind die einzigen, die sich daraus nichts machen. Sie sind gefühllos, haben keine Empfindung, rein äußerlich bestechen sie durch ihre Farbe. Ich glaube, daß die Biene, ja selbst die nichtverwöhnte Hummel, sie verschmäht.

Auf den Feldern hängen die Garbenenden traurig von den Mandeln herab, Maulwürfe scheren den Boden im ganzen Umkreis auf, Feldmäuse huschen herum, selbst ihnen wird's zu feucht da unten. Man sieht nirgends Wild, es ist alles wie ausgestorben. Die Birken haben keine Blätter mehr, Ahorn und Lärche sind kahl, die Äste der Fichten hängen tief. Über den Weg kriecht bedächtig ein Feuersalamander. Er will durchaus auf den schlüpfrigen Stein, stemmt sich mit dem starken Schwanz gegen die Erde, aber die kleinen, weichen Füße finden keinen Halt. Wenn ich ihm mit dem Stock nachhelfen will, läßt er ganz nach und rührt sich eine Zeit lang nicht. Dann versucht er's wieder. Er scheint nicht zu sehen, daß da rechts vom Stein ein absolut bequemer Weg von hinten auf den Stein führt. Na, und die Aussicht wird heute, selbst von diesem Stein, nicht gar überwältigend sein. Nackte Waldschnecken, rote und schwarze, liegen faul im Weg. Da springt ein Eichhörnchen, das „Praktikanten-Hochwild“ haben's meine Jäger getauft, mit einem Satz auf den Zaun und rennt auf der obersten Zaunstange davon bis zum nächsten Baum, huscht dort hinauf und schimpft von oben herunter.

Ich habe einmal lange Zeit einem Eichhörnchen zugehört. Das hat am Boden weinrote Schwämme, rote Weinraßlinge, gefunden, hat sie gleich am Ende des Stieles abgebissen, ist dann mit dem Schwamm im Maul auf eine kleine Fichte hinauf und hat das Schwammerl säuberlich auf die Nadeln aufgespießt. Dann hat es sich auf die Hinterfüße gesetzt, den buschigen Schweif, wie sich's geziemt, schön am Rücken und Hinterhaupt angelehnt, und an den Schwammerln ein wenig genascht. Dann wieder zu Boden, und dasselbe Spiel wiederholte sich noch einige Male. Ich habe mir das Bäumerl gemerkt und bin dann, da war's schon Winter,

wieder hingegangen. Da fand ich die Schwämme aufgespießt, doch trocken, noch immer vor, und rings um das Bäumchen herum viel Fährten von Eichhörnchen. Es scheint dies die beste Art des Konservierens von Schwämmen zu sein und gleichzeitig die einfachste Art von Vorratsunterbringung. Wo findet man denn sonst im Winter, unter der heillosen Menge Schnee, so gute Schwämme?

Specht und Meisen, auch die Kranzamseln oder Kranawittvögel sind uns treu geblieben. Das ist auch alles. Man sieht keine zwanzig Schritte weit. Ein trauriger Tag. Das beste ist, wir gehen in die gut geheizte Stube zurück, nehmen unseren Malkasten und malen ein Stilleben in's Fremdenbuch. Ein paar Zweige der rotbeerigen Eberesche, eine weiße, eine rote Aster, ein Büschel orangegelber Strohblumen, das Ganze in einem giftgrünen Heferl, das Krückerl vom letzten Rehbock daran gelegt. Als Hintergrund das abgewetzte, tiefdunkelbraune Leder des Lehnsessels. Ein welkes, gelbes Blatt des Ahorns vorne hin. Spätherbst.

XXX.

Jetzt kommt der Winter. Plötzlich ist er da. Der Nebel, der uns in den letzten Tagen beim Haus die Möglichkeit der Aussicht vollständig benahm, liegt unter uns. Kirchberg, Otterthal, Trattenbach, alles steht im Nebel, nur wir und die mit uns gleich hohen stehen im Meer des reinsten Sonnenlichtes, im blendend weißen Schnee. Das Nebelmeer unter uns greift weit in die Täler und Gräben hinein. Wie schneebedeckte Halbinseln ragen unsere Höhen vor. Unten im Tale ist's bitterkalt und trüb, und hier ist's warm und klar. Der tiefblaue Himmel breitet sich über uns aus. Grellblau sind unsere Schatten im Schnee. Die Wildfährten kreuzen sich zu Duzend Malen. Da ging Hochwild, hier schnürte ein Fuchs und verwischte seine Spur mit der buschigen Fahne. Hier hüpfte Meister Lampe, da schritt eine Krähenschar. Das hier, — ja, wie kommt denn eine Gams hieher? Hat wohl die Brunst schon begonnen?!

Vor uns liegt das Haidegg. Mit dem Glase sehen wir den ganzen Berghang ab. — Da bewegt sich etwas Schwarzes im Schnee, dort, wo die Steinschütt sonst im Sommer sichtbar ist. Da wieder! Eine Menge schwarzer Kobolde fahren da durcheinander. Ein Rudel Gamsen in der Brunst.

Nun kommt die schönste Zeit für den Jäger, die Bartgamszeit. Bei klirrendem Frost, bevor die Sonne noch hinter dem Otter hervorkommt, geht's hinaus zum Kummerbauerstall. Mit dem Glase wird alles ab-

gesucht. Die Hände frieren trotz wollener Fäustlinge beim Halten des Suckers. Nichts rührt und regt sich. Da blitzt der erste Sonnenstrahl hervor und beleuchtet rot die schneebedeckten Hänge. Auf der kleinen Mauer steht auf einmal, wie aus dem Boden gewachsen, eine pechschwarze Gams, dehnt sich nach langem Schlaf, guckt hinunter über den Rand des Steines und fängt gleich zu scharren und zu äßen an. Ein zweites Stück, zierlicher und schwächer, steht nun neben ihr. Eine Gais mit ihrem Riß. Weiter draußen noch einige. — Alle äßen eifrig, nur die alte Gais steht wie aus Stein und äugt in's Tal hinab. Beim Äßen zieht das ganze Rudel langsam gegen den Veggöhreneinstand, und wie die ersten dort angelangt sind, guckt die alte Gais herum, macht ein paar Sätze, kommt gleich darauf auf einem höheren Stein wieder zum Vorschein, sieht sich nochmals um, macht einen Schritt weiter, kommt nochmals vor und guckt wieder lang und vorsichtig; dann erst schreitet sie bedächtig dem Rudel nach, hie und da ein wenig stehen bleibend und äßend. Wenn die Alte beim Rudel ist, ist wenig Aussicht auf Erfolg. Auch ist nur lauter Scharwild da zusammen. Wir müssen weiter warten. Endlich sind auch wir in Sonnenschein getaucht und unsere steifen Finger schmerzen beim Auftauen ganz gehörig. Eine Zigarette wäre gut, aber das Streichholz ist verflixt dünn, für die gefühllosen Fingerspitzen. Nach einiger Mühe geht's aber doch. Zum Greifen nah und klar liegt der Schneeberg. Am Sonnwendstein sehen wir jeden Baum, das Höhenzeichen ganz scharf gegen den Himmel, selbst eine Figur daneben; wahrscheinlich der alte Holzknecht mit den beiden Armstummeln, der nach den am Semmering ankommenden Jügen durch sein Fernglas sieht. Über den Biadukt rollt ein Zug. Das Reuchen der Maschine vernehmen wir erst, wenn der Zug schon längst im Tunnel verschwunden ist. Rot glänzt das Dach vom Schloß Klamm herüber, und die Häuser vom Kreuzberg haben Feuer in ihren Fenstern. Jetzt ist uns nicht mehr kalt. — Was war das? Steine, die kollerten. — Rasch das Glas zur Hand. Es ist gar nicht nötig. Da oben am höchsten Stein steht schwarz ein Gamsbock. Der schaut ganz anders aus wie die alte Gais. Der kurze Hals, der gedrungene Körper und jetzt durch's Glas betrachtet, die schweren, scharf geschwungenen Krücken! Und wie über den ganzen Rücken der Bart steht und sich schwingt bei jeder Bewegung. — Den gehen wir an, trotz der alten Gais.

Nach langem, vorsichtigem Steigen kommen wir auf den obersten Pürschsteig. Das ist ein wenig höher, als wie die Gams (Gais) gestanden ist. Nun heißt's am Bauch sich langsam über den Grat vorwärts schieben, daß wir in die Wände hinein schauen können. Halt! Kopf

nieder! Da steht etwas. Langsam, Millimeter für Millimeter, hebe ich den Kopf höher. Na, ja, natürlich! Die alte Sais! Aber die schaut ja hinunter, weg von uns. Der Wind ist gut. Vorsichtig ziehe ich das Gewehr nach. Die alte Dame scheint doch noch irgendwelches Verständnis für Liebe aufzubringen; sonst hätte sie sich pflichtgemäß einen besseren Punkt zum Auslugen auswählen müssen. So tut sie es nur scheinbar. Die anderen Genssen geben überhaupt nicht acht. Und wenn sie dann zur Rechenenschaft gezogen würde, wenn ein Malheur passiert, so könnte sie sagen: „Ich bin doch eh ganz zu oberst gestanden, ganz weg vom Rudel. Aber ihr macht solch tollen Lärm und solchen Unsinn, daß ich aus lauter Achtlosigkeit und Furcht um eure tollen Streiche zum Schlusse an gar nichts anderes mehr denken konnte. Na, und schließlich war ich auch einmal jung. Ich dachte zurück an m e i n e Brunstzeit.“ Aber das Lustige kommt erst. Auf einmal steht unser guter Bock bei der alten Dame, guckt sie an, stampft mit den Vorderläufen und will die Ehrwürdige mit den Krücken zur Liebe zwingen. Ist gar nicht nötig. Madame kennt sich aus. Ein paar Sätze für ihr Alter respektabel genug, tut sie, um ein wenig Sprödigkeit zu markieren, der Bock hinter ihr drein — und dann coram publiko — aber, aber! Und der festsche, im besten Mannesalter stehende Bock hat das sicher nur getan, um Madame für sich einzunehmen und für kommende tolle Streiche nachsichtiger zu machen. — Wie, noch einmal die Alte? Nein, Wertester, das gebührt sich nicht! Da steht die ganze Schar junger Damen und — nein. Würdest du da lostollen mit deiner ganzen Riesenkraft, dann ließe ich die Büchse ruhig im Schnee neben mir. Aber so! — Peng! — Ein hoher Satz und überschlagend stürzt er über die Steine. Madame steht einen Moment verduzt da. Ein schriller Pfiff, das Rudel ist verschwunden und die alte Dame faust davon mit jugendlichen Sprüngen.

„Dö hätt'ns z'erst nehma soll'n. Dö verpaßt uns die ganze Brunst. U so a ausg'schamt's Luada,“ sagt der Schachner. „Ala der Bock is guat, gengan man aufheb'n.“ Eine breite rote Rinne zeigte uns den Weg. Da liegt er in einem Strauß blaßroten Heidekrauts mit rotem Blut getränkt. Ein kapitaler Bock. Die Krücken scharf gebogen. Den ganzen Rücken voller langer Haare, ein jedes mit hellem, weißen Rand geschmückt. „Das wird a Barschtl, Herr, das kann si seh'n lass'n. Und das G'wicht, na i dank, der wird a Weissn in eam ham. Mir brech'n na erst unten auf bei der Moderfall'n. Da is a Prügl. So jekt schön langsam über die Luada stoana.“ Frei hängt er an der Stange zwischen Schachner und mir, damit nur ja kein Haar gekrümmt wird. Unten wird er aufgebrochen und dann geht's am Pürschsteig fort.

Wie vom Blitze getroffen, klappen wir beide in die Knie. Da steht ober der Schütt, auf der Mauer, eine Gams mit riesig hohen Krücken. Langsam das Glas zum Auge. „Das is dö alt Soas!“ Die alte Seltgais.“ Beide sagen wir's im gleichen Augenblicke. Ja, aber wie das Gewehr zur Wange bringen! Sie schaut gerade auf uns. „Schieß'n 's.“ Wie soll i denn schießen, wenn ich die Büchse am Buckel habe? „Tuat's es, so tuat's es, tuat's es net, so tuat's es net“ ist seine leise gelispelte Antwort. „Aber schleunig“ setzt er noch hinzu. Ich fädel mich, so gut es geht, aus dem Riemen heraus, entsichere, fahre auf, — — Pfiff — — und weg ist mein Ziel. „Die kennt sie aus!“ meint der Schachner.

Ich habe diese alte Seltgais nie mehr schußgerecht nahe vor mir gehabt bis letztes Jahr im August. Da stand auf der letzten Dreieckschütt im Haidegg immer ein Stück Gamswild. Als ich einmal in die Völkerer Talen eines Grenzrehbockes wegen einsteigen wollte, lag das Stück ungefähr zwanzig Schritte unter mir in dem eben erblühenden Heidekraut. Mit dem Glase angesehen, zeigte es auffallend hohe Krücken. Auf einen Pfiff von mir erhob es sich langsam, und ich sah, daß es ein mageres, jedenfalls krankes Stück sei. Eingefallen waren die Flanken, der Träger lang und dünn. Ich ging in Anschlag, und meine Kugel warf das Wild an der Stelle, an der es gestanden war, zu Boden. Kein Zucken mehr. Als ich hinzu trat, war kein Tropfen Schweiß zu sehen, obzwar der Schuß bei der Wirbelsäule hinein und beim linken Schulterblatt heraus gegangen war. Beim Aufheben fühlte es sich wie ein leichter Rehbock an, und beim Ausbrechen zeigte es sich, daß beide Nieren völlig eingetrocknet waren. Diagnose: Zu flottes Leben und hohes Alter. Es war die alte Seltgais. Seit dieser Zeit gibt es wohl noch alte Gaisen, die in der Brunst stark stören, aber doch nicht so, wie es diese Gais getan hat.

Seliger Freiherr von Perfall aus den besseren Jagdgründen! Hieher! Jetzt setzt ihr ein, mit euren besten Gamsgeschichten. Meister Ganghofer, bitte, ihr helft mit.

Einmal hatte Schachner einen guten Gamsbock im Tragriemen. Alles war vereist. An einer Stelle glitt ein Stein ab und Schachner, Stein und Gamsbock verschwanden unter mir. Viele Steine fielen nach, der Schnee stäubte mit. Einen Schritt sprang ich zurück, dann stieg ich vorsichtig auf Umwegen dem Fallorte zu. Am vierten Teil des Weges kam mir Schachner schon entgegen, die Pfeife nach wie vor im Munde, ganz weiß von Schnee, zerschunden und zerstoßen: „Hiacht is wieder oana mehra auf der Welt, gengans schaum's ob si da Gams nix a'g'steff'n hat,“ sagte er.

Wir haben Wintertage erlebt, wo alles tief verschneit war. Nur am windgeschützten sonndurchtränkten Otter und seinem Vorberg, dem



Haidegg, lag nicht ein Stäubchen Schnee. Da fanden wir hellvioletten Enzian, blauen großsternigen, neben blaßrot werdender Erika, ja gelben Zwerghahnenfuß im Dezember.

Dann gab es Tage wirbelnden, wildesten Schneegestöbers. Der Wind segte in den nackten Zweigen der Lärchen. Am Ottergrat war das Stehen schier unmöglich. Hohe Schneewächten bildeten sich vor uns während des Bergansteigens und die Augen sahen nichts, weil ihnen der Schnee in wagrechter Richtung dicht entgegen getrieben wurde. An solchen Tagen trifft man Fuchs und Marder. Die denken sicherlich: Bei diesem Wetter treibt sich kein Mensch da hier herum, da sehen wir uns nach Jagen tüchtig um.

Doch auch die Gamsen, wenn sie voller Liebe sind, die treiben's nie so lustig und so toll, wie an solchen Tagen. Da fahren jährige Ritzen auf den Keulen sitzend über den Schnee ab, die Muttergaisen stehen dabei und sehen zu — plötzlich zerstiebt das Rudel, aufgeschreckt durch einen

schwarzen Teufel, einen starken Bock mit im Winde schwankendem Bart. Toll geht die Jagd bergauf, bergab. Da steht ein zweiter schwarzer Bock vor dem Alten auf einem hohen Stein, ängt mißtrauisch gegen ihn, der wohl drei Meter unter ihm, zornig aufblickt. Nach einem Satz ist unten der Stein leer und unser alter Bock steht senkrecht über dem Stein, wie aus dem Rohr eines Steilgeschützes geschossen mit allen vier Läufen eng auf kleinem Raum. Ein Satz gegen den schwächeren und mit grellem Pfiff saust dieser durch die Luft hinunter, in die von Schnee verdeckten Schütten und laufend, Steine hinter sich her prellend, stiebt er davon. Der alte, wie aus Erz gegossen, steht auf dem erkämpften Platze, ängt funkelnd in die Tiefe und fährt hinaus in's Rudel, sich seine Braut für den heutigen Tag zu kiesen.

Da vergißt man gerne an Büchse, Schuß und Kälte. Staumend sitzt man zusammengekauert hinter dem Latschenbusch im Schnee und geht befriedigt heimwärts. Man hat ein Stück gewaltigster Natur gesehen. Den Adam der Semsen, seine Eva findend.

Alleinsein in der Bergwelt, die Büchse am Rücken, das gute Glas in der Hand, an Zeit nicht, an gewohnte Tätigkeit nicht denken zu müssen, den Himmel Uhr, die Beine Kilometerzeiger sein lassen und für alles ringsum das Auge und die Ohren, Gesicht, Gehör, Geruchssinn offen halten, jeden noch so kleinsten Eindruck erfassen, das ergibt als Resultante heilige Liebe für alles, was der Mensch empfinden, was er belächeln und beweinen kann. Andere Ausdrucksweisen stehen ihm im Zustand wirklicher Glückseligkeit nicht zu Gebote. Und, was ich belächelt, was ich beweint habe, das bleibt so fest, so ewig in mir haften als sah' ich's täglich, stets von neuem wieder. Das ist die Bibel denen, die's verstehen. Hier draußen, hier in Trattenbach, da fühle ich manchmal hoch am Bergesrand, jetzt könnte ich vielleicht die Bibel lesen. Da habe ich sie natürlich nicht bei mir, brauche sie auch nicht. Da ist sie rings um mich und da lese ich ganz ohne Kommentar.

„Ja, aber mein Gott! Herr, wie lang soll'n ma denn no da sitz'n? Mei Lederne is durchaus waschelnaf, hiaßt zoagt si nix mehr. Der Wind ist umg'sprungen und verrath uns ganz und gar. 's S'scheideste is, mir gengan hoam.“ Recht hat er, geh' ma.

### XXXI.

Am nächsten Samstag und Sonntag ist große Treibjagd angesetzt. Vorher muß ich noch am Semmering mit dem nachbarlichen Forstmeister dringend sprechen; dann alles am Haus, was während der Woche vor-

bereitet wurde, nachprüfen und dann die Herren abholen gehen. Freitag Abend verlasse ich das Forstamt, spät, nach gründlicher Aussprache beim roten, guten Steirerwein. Das gastliche Wirtshaus beherbergt mich für die Nacht, und zeitlich morgens, am Samstag, steige ich den Sonnwendstein hinan.

Vor mir sind trotz der frühen Stunde, die Sonne zeigt sich noch nicht über dem Horizont, Fußstapfen im weichen Neuschnee entstanden. Ich gehe rasch und sehe bald die Ursache. Ein Männlein und ein Weiblein stapfen gemütlich vor mir. Als Schattenfiguren wirken sie gegen den blauen Schnee und merken nicht, daß jemand hinter ihnen geht. Vom Schritthalten ist bei ihnen keine Rede. Bald neigen sich die Körper voneinander; doch öfter und länger berühren sich die Schultern, wenn man Schulter als Gesamtbegriff der anatomischen Gegend, zwischen Rabenschnabelfortsatz und Hüfte so bezeichnen kann. Ich trabe als abgeschabter, verschossener Jäger hinterdrein, den schwerbepackten Rucksack aufgeladen. Jetzt hören sie mich, sind plötzlich ein's rechts, ein's links von der Straßenmitte, sehen sich um — und — haben nichts gesehen. Ein Jäger! Ja, sieht denn ein Jäger nichts? Aber ja, freilich! Aber ein Jäger versteht auch alles und hat, trotzdem er etwas gesehen hat, nichts gesehen. Er hat die Augen im Herzen und die Zunge — die hat er natürlich am rechten Fleck, aber nur, wenn er sich ärgert oder einen anderen ärgern will. Wo käm's denn auch hin, wenn ein Jäger alles erzählen wollte, was er wirklich erlebt hat! Er erzählt ohnehin mehr als jemals geschehen ist.

Na, ja, und — wie sich's halt ergibt, habe ich den zwei Leuteln im winterlichen Paradies, noch ein Rudel Rehe zeigen können am weiten Weg. Die haben ganz ruhig und vertraut herauf geäugt und sind dann mit hochgehobenen Läufen, zierlich fortstolziert und dann führte eine gute Hirschfährte über unseren Weg. Hier konnte ich die Spur eines Eichhörnchens zeigen, und bald sahen wir es hurtig von Ast zu Ast hüpfen. Und da bei der Wegbiegung stand ein Rudel Gamsen. Das Paradies war fertig. Löwen, Tiger, Panter wurden durch die Versicherung meinerseits, daß es hier auch Marder, Dachse und Füchse gäbe, ersetzt und von der Schlange und vom Apfelbaum habe ich vorsichtshalber nicht geredet. Dann trennten sich unsere Wege. Die Sonne war schon aufgegangen, strahlend warf sie der Schnee zurück. Adam und Eva ging links, nun fest umschlungen wegen der vielen gefährlichen Stellen am Fahrweg, ich rechts den Erzkogel hinan. An der Reviergrenze wartete beim steirischen Grenzstein der Jäger mit dem Hund auf mich, und fort gings entlang des herrlichen Steigs. Links die Einsicht in den Gö-

stutzgraben. Der schneebedeckte Hang des Sonnwendstein's als Vorder-  
grund, vor mir Haidegg und Otter; hintenüber der weite Blick ins Flach-



land gegen Neustadt, Baden und Wien und rechts der schwere Hochwald,  
der durch 500 Jahre in Söstritz ansässigen Krenthallerischen.

Beim Kreuz treten wir auf die Schlägerstallwiesen in die blanke  
Sonne vor und sind nach kurzer Wanderung beim Haus.

Das Telephon, — Hämmern, Hobeln und Sägen tönt uns entgegen.  
Die ganze Gegend riecht nach Wurst, Sulasch und Kraut. Ali kommt  
vollbepackt mit Bier und Brot von Kirchberg an. Kram der Tagelöhner,  
ehemals Wirt, schlägt Pippen in die Bierfässer, wäscht die Gläser, Ar-  
binger, der Nachfolger des armen Leimberger zimmert Bänke aus Lär-  
chenpfosten für die Treiber, Reifig ist in Guirlanden um die Türen ge-  
schlungen, und mit roten, heißen Gesichtern arbeiten die beiden Jäger-  
frauen in der Küche. Steffl hockt am eiszapfenbehangenen Brunnenrand  
und kiefelt an einer ungekochten Karotte. Flora und Hirschmann tun  
das Gleiche an Rehknochen, und die Katzen sitzen ernst davor und warten.  
Die Hühner haben sich aus dem „Schnee“ gemacht. Es könnte leicht eines  
oder das andere an die Treibjagd und ihre Gäste glauben müssen.

Der Inhalt des Rucksackes wird entleert; das in die Küche, dies in's Herrenzimmer, das Rauchzeug oben auf den Ofen, Achtung auf den süßen Vikör! es kommen Städler, die den Alkohol in Form von Slivowitz nicht leiden können. Hier Seife: Daß mir jeder Waschtisch ein Stück hat! Da sind die Etiketten für Rucksack und Gewehr mit Namen des Besitzers und der Unterkunftsanweisung ausgefüllt, drei Gläser sind unlängst zerschlagen worden, — hier der Ersatz. Der Käse kommt zum Schlusse des Essens. Ach Herrgott! Die zwei Sachertorten! Das meiste von der Schönheit klebt am Papier! „Des tuat nix, mir wer'ns scho' abi kletz'n und aufipapp'n. Mir wird nix mirk'n,“ sagt die Schachnerin. Da ist Kaffee. — Hausfrau, Jagdherr, Tafeldecker, Jagdleiter, Oberkellner, Hotelportier und Stubenmädchen, das sind meine Chargen. Ich tausche bis jetzt noch immer nicht. Da wird hieher, dorthin gelaufen, das geholt, dies weggestellt, und warm ist mir wie im ganz heißen Sommer. In Hemdärmeln wird all die Tätigkeit vollbracht und dann gegessen. Ein wenig Rast, dann nochmals alles überprüft, und dann das nächste Programm aufgestellt.

Um 1/24 Uhr sind die Träger und Treiber stellig gemacht, jeder bekommt die für seinen Herrn gehörigen Etiketten für Gewehr und Ruck-



VOR DER TREIBJAGD 8 DEZEMBER 1916.

sack, jeder eine Jackel, und nun geht's über das vereiste Spreihsosferfeld und den Kummerbauersattel in den Göstritzgraben hinunter zum „Samsjager“. Die Frau Wagner hat feierlich gedeckt und alles sorglich her-

gerichtet. Steif setzen sich die Träger an den Tisch und lassen sich Bier, Schnaps und Kaffee in den verschiedensten Reihenfolgen schmecken. Hier unten im Tale hat leider der Regen eingesetzt. Das wird doch die Jagdgäste nicht abhalten?! Finster wird's. Im Gasthaus, in der großen Stube, brennt die Petroleumlampe.

Endlich hören wir Pferdegetrappel und sehen die roten Lichter durch den Dampf der schwerziehenden, heißen Pferde. Die erste Fuhr wäre da. Die ist hübsch komplett und in lustigster Stimmung. Zuerst werden die Gepäckstücke herausgesucht, dann kommen Mäntel dran und dann — schön langsam kriechen die Gäste hervor. Genau so beim zweiten Wagen.

Von nun an werde ich keine Namen nennen. Man erzählt leichter ohne durch Rücksichten gehemmt zu sein.

Die Träger empfangen ihre Lasten und verschwinden in der Dunkelheit. Wir versammeln uns im Wirtshaus. Herrlicher Kaffee und Sughupf steht auf dem Tische, der mit rotgewürfeltem Tischtuch gedeckt ist. Gesprochen wird nicht ein Wort, um so kräftiger hört man Schmatzen und Schlürfen. Nach einer Weile, der ganze Raum ist bereits blau vom Rauch, beginnt ganz langsam das Gespräch: „Sauwetter!“ — „Aber oben schneit's!“ — „Bis Sloggnitz war's wunderschön und warm, dann ist der Schnee gelegen und grad beim Aussteigen in Klamm fangt der dumme Regen an.“ — „Und ich hab' grad mein schönsten Samsbart aufg'steckt.“ — „Na, wann das der schönste ist, ist's nicht grad schad' drum; Verehrtester, das ist ja doch gar kein Samsbart, der ist ja eh nur aus Kunstseide.“ — „Ham's den selber g'schoss'n?“ — „Aber erlaub'n Sie! Der hat mich 60 Kronen gekostet.“ — „Aha, der hat beim Hutpichler in Abschuß gepachtet.“ „Sie, da kenn' ich eine Geschichte.“ Und nun ist die Sache im Schwunge. Gruppen reden über'n Tisch hin und her, und es dröhnt und hallt bald in dem kleinen Raum.

Leider muß ich zum Aufbruch mahnen. Ein Träger ist zurückgeblieben und zündet die Fackeln an, und nun setzt sich unsere Karawane in Bewegung. Rot brennen die Fackellichter, und im leichten Regen stapfen wir entlang des lautrauschenden Baches den Weg weiter. Den gewöhnlichen Kummerbauerbrandweg. Einige Gäste kennen ihn schon und richten ihr Tempo entsprechend ein. Neulinge haben vom Haus gehört, sind des Regens satt und greifen anfangs flott aus. Ergeben in ihr Schicksal traben andere ganz ohne eigene Gedanken dahin. Ich mühe mich vergebens, Ordnung in die Reihe zu bringen. Es gelingt mir nur dadurch, daß ich die Zahl der Fackeln verringere und eine aus zwei Fackeln konzentrierte Lichtquelle hübsch in's Mittel der Karawane setze

und selbst die Nachhut bilde. Der Anstieg ist endlich überwunden, und wir gelangen auf das Feld vor'm Haus. Oben schneit's lustig, die Jackeln, bis auf eine, sind ausgebrannt. Lustig leuchten die Fenster aus der dunklen Schneenacht uns entgegen. Ein frohes Aufatmen geht durch die Gesellschaft und sofort ist alles in die Unterkünfte verteilt.

Zwölf Herren sind im Hause untergebracht. Nach einiger Zeit, welche dem Salonfähigmachen gewidmet war, versammeln wir uns in der Stube, setzen uns um den langen Tisch und schmausen behaglich das Nachtmahl. Hurtig wird aufgetragen, noch hurtiger gegessen und am hurtigsten getrunken. Kram ist in seinem Element. Ich sehe kein Glas eine Minute leer. Nun rücken wir uns ein wenig zurecht und plaudern lustig beim Rauchen. Im Musikzimmer spielt einer auf dem Klavier und zwei pfeifen dazu. Sie und da singt die ganze Gesellschaft mit, und ehe wir's uns versehen, ist's 11 Uhr und Zeit, zu Bett zu gehen. Alle Lichter werden verlöscht, und ich habe das sichere Gefühl, daß bis auf einen, der, um rascher einzuschlafen, immer noch lesen muß, aber nur das, was er nicht selber geschrieben hat, alles schon schläft. Ob ich zum rascheren Einschlafen nicht einmal gerade dieses, mein Werk, hervorheben werde!?

XXXII.

Der Morgenbesser bläst auf seinem Flügelhorn ganz vorschriftsmäßig die Reveille.  $\frac{1}{2}7$  Uhr früh. Vorsichtshalber lasse ich alle Türen nach einer halben Stunde nochmals abklopfen. Aber es war überflüssig. Punkt 7 Uhr sitzt alles beim Frühstück. Alles ist vergnügt. Ein herrlicher Morgen sendet uns die ersten Sonnenstrahlen in's Zimmer. Alles hat gut geschlafen, selbst der 6 Fuß lange Herr. Sein Stubengenosse erzählte: „Bis 12 Uhr nachts war es unruhig, stöhnte wie bei schwerster körperlicher Arbeit. Punkt 12 Uhr gab's einen fürchterlichen Krach und gleich darauf ein erlöstes Aaaaah! Da zündete er die Kerze an und sah, daß die Füllung des Bettfußteiles endlich den Bemühungen meines Freundes nachgegeben hatte, und er nun fest schnarchend seine Beine, von den halben Waden abwärts, frei ihrer natürlichen Länge nach, sich entfalten lassen konnte. In Voraussicht öfterer Wiederkehr solcher Ereignisse habe ich dieses Bett für überlange Menschen reserviert und den Fußteil mit einer Charnier umklappbar eingerichtet.“

Um  $\frac{1}{2}8$  Uhr wird Vergatterung geblasen und wir setzen uns gegen den hohen Otter zu in Bewegung. Heute hält sich die Kolonne geschlossen. Da ich Jagdgäste und besonders solche aus der Stadt gut kenne, versichere ich ihnen, daß die starke Steigung gleich vorbei sei — und dies

ungefähr alle fünf Minuten. Im ganzen steigen wir über eine Stunde. Die Aussicht, Hochwild zu schießen, hilft über den letzten Anstieg, und der Protest einzelner, daß man jetzt wieder hinunter müsse, wird durch das vage Versprechen, daß das der beste Stand für Hochwild sei, halbwegs beschwichtigt.

Hoch oben am Otter sind die Stände. Von jedem sieht man weit ins Tal hinab. Leichter, heller Nebel hängt über dem Talboden, die Sonne leuchtet uns warm an. Kein Lüftchen rührt sich, und der frisch gefallene Schnee glitzert unter uns.

Bönggg — mit vielfachem Echo tönt der Hebschuß vom Tal herauf. Jeder greift zum Gewehr, obzwar sicherlich noch eine Stunde vergeht, bis die Treiber, vom Tal aufsteigend, in unsere Nähe kommen. — Prk — Prk — Doch da kommt etwas. Prrk — Prrk — Prrk! und vor mir steht ein Rudel Gemsen. Zehn Schritte vor mir, in's Tal verhoffend, — ein leiser Pfiff und Prrk — Prrk — fort sind sie. Ja, die kennen sich aus und sind geschwind. Heute ist keine Gefahr für sie. „Gemsen werden nicht geschossen und, wenn oana do schiaßt und a Stickl anschweißt oder niedalegt, na wird eam d' Bix'n a'g'nomma und 500 Kronen no dazu. Habt's mi verstanden. Pardon, des is nur für die hiesigen Herrn Jagdgäst. Dö Herrn von Wean, dö wer'n si's a g'mirkt ham. No, also,“ so verlas der Urbinger die Jagdverhaltensmaßregeln, was den Punkt „Gams“ anbelangte. Auch auf meinem Nachbarstand fällt kein Schuß, obzwar ich weiß, daß die Gemsen dort ebenso nahe vorbei sind und der Schütze dort über alles gerne eine endlich einmal erlegen möchte. Der wird vorgemerkt für die Brunft. Da hat er mehr davon.

Jetzt höre ich hellen Laut von jagenden Hunden. Die Jagd geht links vor mir der Höhe zu. Beng, penk — Böng — Böng — Bum — Peng. Da ist alles Hochwild durch. Da kann viel liegen, wenn nur einigermaßen anständig geschossen worden ist. — Vor mir ein roter Strich. Instinktiv kracht die Büchse; — gefehlt —, noch ein Schuß und Freund Reinecke verbeißt sich in die harte Wurzel einer Fichte. Zwei Rehe stieben keuchend an mir vorbei, mein linker Nachbar schießt seine beiden Läufe leer und zwei Riesenlöcher in die Luft. Auf einmal hallt's im Tale, ein dröhnender Schuß und sekundenlang später Standlaut —, nein Totverbellen, der Flora. Das ist Hochwild und am Rückwechsel sicher ein Hirsch. Jetzt huscht noch Meister Lampe in Alpenadjustierung vorbei, schlägt einen Haken und verschwindet nach rechts. Zwei Schüsse und ein wenig Klagen. Den hat's auch. Die Treiber höre ich schon; mit ihren Stecken schlagen sie gegen die Bäume. Jetzt kommt nichts mehr. Husch, — vor mir steht eine Sekunde lang ein schwarzer Teufel mit gewaltigen

Krücken. Ein leichter Satz und fort ist er, den steilen Hang hinauf, ohne daß ich ihn höre oder weiter sehe. Das war der gute Bock vom Mitterkogel. Dreimal tönt das Horn. Der Trieb ist vorbei.

Nun fühlt man erst, daß es doch ziemlich kalt ist. Man trabt zum nächsten Stand, erkundigt sich um die Schüsse. Die Gamsen sind von allen gesehen worden, der starke Bock stand lange Zeit wie eine Mauer, und es hat viel Überwindung gekostet, ihn nicht zu erlegen. Dafür liegt dort bei der Wacholderstaude ein starkes Tier. Nun kommt der Jäger und meldet die gefundene Strecke. Drei Tiere, ein Kalb, vier Hasen, sechs Rehe, einen Fuchs und zwei Stück angeschweift. Unten liegt wahrscheinlich ein Hirsch. Das ist der Achter, der Zurückgesetzte vom langen Schlag. Den wird der Hias g'schoss'n ham. Nach der Richtung, wie der Schuß gefallen ist und nach dem Lärm, „wiar a 30 Zentimeter!“

Langsam steigen wir zu den Ständen des zweiten Triebes und sehen nun vom Otter hinunter in den Hinterrotter und Schlaggraben. Auch dieser Trieb hat sein Ende, was ich befriedigt konstatiere. Hieraus kannst du, lieber Leser, ersehen, daß ich die Treibjagd nicht besonders liebe. Ich muß aber hie und da jagen. Es hilft mir nichts, am allerwenigsten helfen dazu die Trattenbacher Bauern.

Im zweiten Trieb war kein Hochwild mehr, das ist über den Otter ausgewechselt; auch die Gamsen haben es so gemacht. Nur Rehe und Hasen mußten daran glauben. Ein Fuchs hat allen Schützen alle in den Läufen befindlichen Patronen herausgelockt und ist gesund davon.

Der Abstieg erfolgt je nach Veranlagung, Temperament und Hunger. Das Resultat ist, daß wir uns alle in kürzester Frist, beim Haus des Roderholt treffen. Dort steht einsam mit giftigem Gesichte ein einzelner Schütze. Er kam zu spät, kommt immer zu spät, wird immer zu spät kommen und ist anscheinend um die Viertelstunde, um die es sich immer handelt, zu spät auf die Welt gekommen; aber mit schwarzweiß karierten Hosen. Das sagt alles. Und immer ein neues Gewehr. Das sagt noch mehr. Er schießt auch immer um eine Viertelstunde zu kurz, bringt dies aber beim Essen reichlich ein und ist die Seele der Langweile. Das zählt aber dann nicht nach Viertelstunden. Aber warum ich den einlade? Ja, warum, da bitte, fragen Sie die Osterreichischen Textilwerke A. S. vormals Isaac Mautner & Sohn. Aber das alles schadet nichts. Er geht unter in der allgemeinen guten Stimmung.

Jeder hat etwas geschossen, und der, der gefehlt hat, hat auch etwas geschossen, nur hat man's noch nicht gefunden, weil eben — die Hunde nichts wert sind. Jawohl!

hin auf, eben  
om Mitter-

tradt ma  
n sind des  
ie Mauer.  
Dafür liegt  
t der Jäger  
vier Hofen,  
liegt wahr-  
vom langen  
ng, wie der  
erf“  
s und leben  
ben. Auch  
raus kannst  
ders liebe.  
erwenigsten

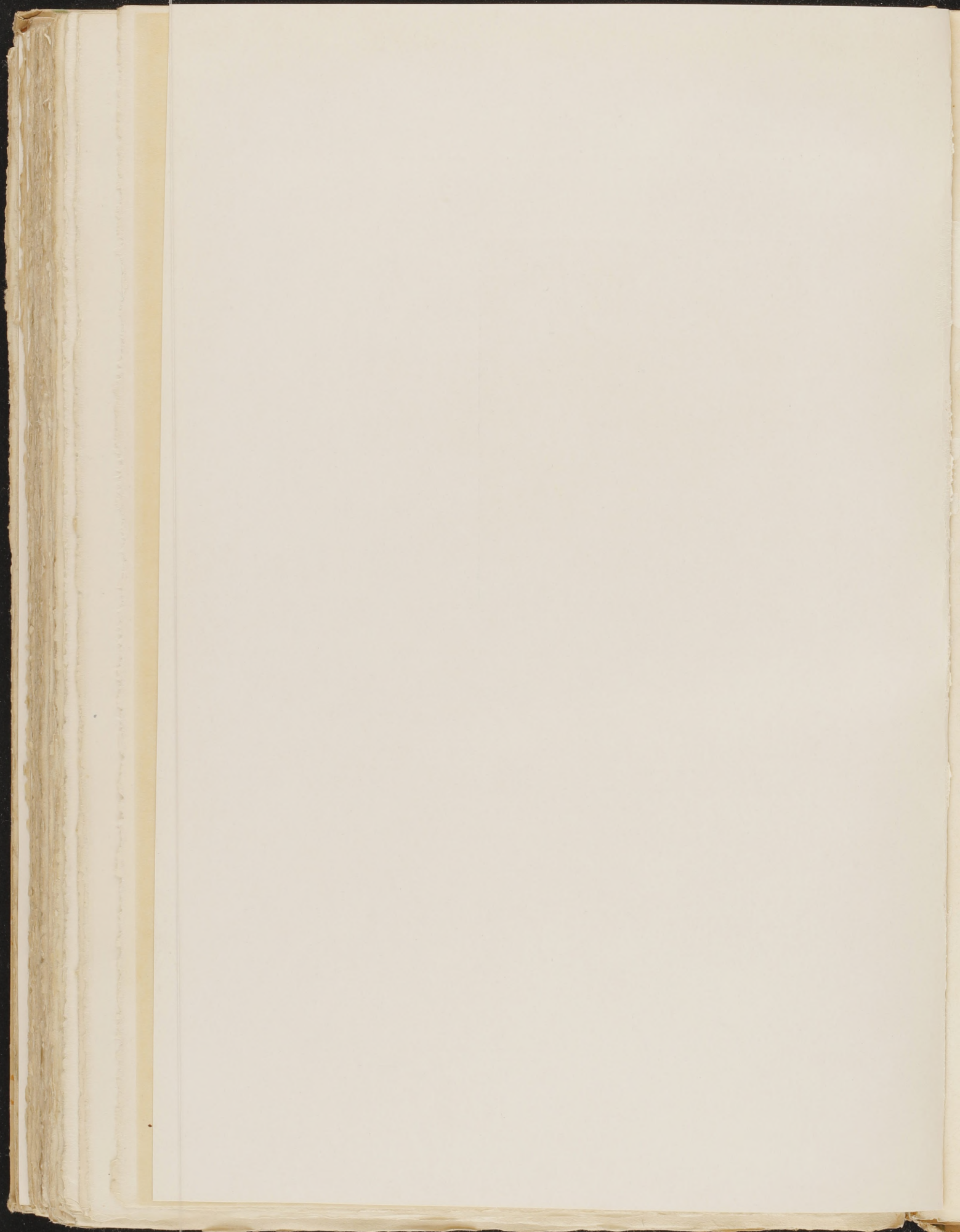
den Otter  
Rehe und  
alle in den  
avon.

nd Hunger.  
Haus des  
n einzelner  
er zu spät  
ch immer  
karierten  
sagt noch  
bringt dies  
Das zählt  
lade? Ja,  
l. G. vor-  
Er geht

uch etwas  
die Hunde



„Die heiling Dreikönig vom Morgenland . . .“



Und so sitzen wir auf einmal wieder in der Stube, den Wams voll und das Rauchzeug in vollem Gange, und lachen und haben rote Gesichter von der Schneelust und dem heißen Ofen.

Drüben sitzen die ortsansässigen Jäger. Zu oberst an der Tafel der glückliche Schütze, der den Hirschen wirklich erlegt hat und jetzt Jagdgeschichten erzählt, daß selbst mir schwindlig wird. Hirschgrandl kann er nicht mehr sagen. Er sagt: „Hirschglan.“ — Ein kleiner Jungenschlag! Aber alle glurren ihn an und brüllen vor Lachen, und gar, wenn der alte Angeler mit seiner trotzigem Art ihm ein's auf's Zeug flickt, dröhnt der Raum. Jedes Witzwort vom Angeler sitzt.

Die Schottwiener wollten schon lange nach Hause gehen; sie sitzen aber um 11 Uhr noch da und denken weder an den verschneiten Heimweg noch an die strenge Ekehälfte. Der Vater vom Arbinger, ein Riese mit dichtem, weißen Haar, steht plötzlich auf und hält einen Toast in tiefstem Bass. Gläser klirren, hoch — dmannsheil!

Ich muß doch einmal versuchen, ob ich noch „Hirschglan“ — na, ich hab' mir's ja gedacht!

Die Treiber singen und das ist gleichbedeutend mit Zufriedenheit, Sattsein im Fress- und Saufmagen. Ich behaupte nämlich, daß wir zwei Magen haben.

Der Kram, der Mundschenk, hat rote Ohren und hellgläserne Augen, Arbinger zeigt, daß er weiß, daß er nichts merken lassen darf, und die Schachnerin und die Arbingerin sitzen auf der Küchenbank und lachen nur so; ganz müde vor lauter Lachen sind sie, und der Steffl knabert schläfrig an einer rohen Karotte. Flora und Hirschmann sitzen im Schnee beim Hirsch und sind tiefernst. Nur der eine junge Bracke schläft im Schnee und winselt, rudert mit den Füßen und träumt augenscheinlich von seiner ersten Treibjagd.

Im Herrenhaus ist die Stimmung inzwischen noch toller geworden. Da hört einer nicht mit Erzählen auf, und die anderen biegen sich alle. Der Erzählende ist der karierte Hosenmann. Und sein Thema: seine eigenen Jagdgeschichten. Der Wein stieg ihm zu Kopfe, schloß ihm die Junge auf und er erzählt, erzählt. Münchhausen, Freischütz, Tartarin, 10 Decca Ganghofer und ein Spritzer Perfall, das ist das Rezept. Lauter Geschichten, die Hand und Fuß haben, aber keinen Kopf. Für die vorgeschrittene Stimmung ist er eine überaus schätzenswerte Akquisition. Wir sind in einer Laune, in der wir am liebsten gar nicht mehr aufstünden, sondern so weiter schwätzend, erzählend und lachend unser seliges Ende möglichst in derselben Stellung, beide Arme am Tisch aufgestützt, die Zigarette im Munde, das volle Glas vor uns, dichter, warmer

Rauchdampf um uns, erwarten würden. Dies vorausahnend, habe ich leider den Morgenbesser für 12 Uhr bestellt, die Retraite zu blasen. Und so geschah's. Wir mußten unsere Stellungen doch ändern und in's Bett.

Den nächsten Morgen mußte Morgenbesser zweimal blasen und beim Frühstück fehlen zwei, beim Abgang vier Mann. Am Weg verliert sich



noch einer und alle fünf seh ich an jenem Tag in Erattenbach nicht wieder. Beim Heimkommen nach der Jagd erfuhr ich aus verlässlicher Quelle, daß alle fünf bis 11 Uhr neuerlich geschlafen hatten, dann still, ganz still aufgepackt und bis zur Station gewandelt wären. Dem einen faschte ich das Bein, um ihn noch halbwegs gebrauchsfähig zu machen, bevor wir weggingen. Er ist halt ein Niederjäger. Der andere hatte Sehnsucht nach der Stadt. Du mein Gott! Einer mutete sich zuviel zu; er hatte 100 kg zu tragen und seine Beine reichten nur für 80 kg, und der, der ihn betreute und ihn nach Hause brachte, hätte seiner sonstigen Veranlagung nach ruhig bei uns bleiben können, doch er versorgte den Freund; Ehre seinem Andenken! Er wäre gerne dageblieben. Und Nimrod in kariert war um eine Viertelstunde zu spät darauf gekommen, daß er mit seinem neuen Gewehr auch Patronen hätte mitbringen sollen zur Jagd. Das Wild weint heute noch, daß sein Stand von einem fermem Jäger und guten Schützen eingenommen werden mußte.

Jetzt war die Auslese eigentlich erst die richtige. Das Beste und das Stärkste bleibt. Von vornher erkennt man es nicht immer. — Da ist zum Beispiel Förster J. Klein, zart gebaut, mager, nur Haut und Mus-

keln; kluge Augen, die einen gerade ansehen. Der Mann geht wie der Teufel, schießt wie ein Gott, trinkt wie ein Loch, hält aus wie ein Fels', ist lustig wie ein Sassenbub', hört andere Geschichten erzählen an wie ein Kind die Orgel in der Kirche zum ersten Mal behorcht und sitzt — tausend Jahr auf demselben Fleck, wenn's sein muß. Solche Leute wüßte man sich zur Treibjagd. Dazu noch sein gediegenes Wesen, Rat in jeder Lage. — Ein ganz prächtiger Mensch.

Jetzt ist, seit dem letzten Abend, an dem ich zum Schreiben gekommen bin, wieder so viel Zeit vergangen, daß ich mich erst wieder zurechtfinden muß. Im Frühjahr, knapp bevor die Auerhahnbälz losgeht, ist es schwer, sich in die Wintertreibjagd zu versetzen. Ich bin schon ganz auf laue, mondhele Nächte und Frühjahrsgeruch eingestellt. Und nun soll ich zurück zum Schneetreiben am zweiten Jagdtag, mitten hinein in den grauslichen, kalten Wind.

Aber fällt mir ja gar nicht ein! Meine Versicherung, daß das Jagen an dem Tag höchst anstrengend, das Stehen am Stand sehr kalt, die Finger



steif waren, Nase und Ohren rot oder blau und das Resultat kläglich, muß dem Leser umsomehr genügen, als der Jagdherr gewöhnlich von

seinen eigenen Jagden begeistert ist und eine schlechte Strecke nachträglich, speziell am Papier, leicht verbessert. Der Abschluß der beiden Tage war schön und lustig. Wir schmausten in der warmen Stube und gingen beim Dämmern fort. Im Zug schliefen wir bis: „W i e n, alles ansteigen!“

XXXIII.

Wie ich schon zu Anfang erwähnt hatte, sind all diese kleinen Geschichten eigentlich aus den friedlichen Zeiten zusammengetragen. Jetzt aber ist wildeste Kriegszeit. Und nicht alles stimmt, was hier beschrieben wurde. Pferde und Wagen gibt es kaum, um rascher in unsere Nähe zu gelangen; findet man aber ein Fuhrwerk, so dauert's lang, beinahe doppelt so lange als sonst. Die Säule bekommen keinen Hafer mehr, selten Mais, lassen die Köpfe hängen, und daß sie überhaupt vom Fleck kommen, ist meiner Ansicht nach lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß sie nicht alle vier Füße zu gleicher Zeit müde werden lassen wollen, sondern in der Abwechslung des vier- oder zweitaktigen Hebens und Auftretens eine Erleichterung finden. Die Peitsche nützt längst nichts mehr.

Auch mein armer Ali, ein Evidenzblattpferd (Tragtier ist seine Kriegsdienstbestimmung), der sich sonst 100 kg Hafer spielend als Monatsvorrat zum Stalle trug, schleppt sich jetzt mühsam 50 kg gemischtes Kraftfutter zum Hause hinauf und ich seh's ihm an, Freude hat er an der Last keine, obzwar es sich ganz allein um seine eigenen Bedürfnisse handelt. Kraftfutter! Zum Zerreiben dieses Futters gehört Kraft und zum Verdauen. Aber der Ali ist ein Patriot, klagt nicht und frißt als Jubuße frisches Gras. „Wenn ich auch mager bin und nach manchem Tagwerk todmüde, weinen soll mich keiner sehen, sonst erfahrens die Engländer!“ So denkt er und alles am Hof. Auch der Krausner, der alte weitgereiste Knecht. „Sos demmt Englischmen se dewel on ser hät!“ sagt er.

Die Hühner legen wenig Eier. Futter gibt's keines für sie, außer was sie auf den armen Feldern selbst finden. Und die wenigen Eier gehören den ganz Kleinen, dem Karli, der Franzi und dem Steffl. Der fühlt sich aber schon als Großer, seitdem ihm die Schachnerin auf der Landkarte jede Woche gezeigt hat, wo der Woda steht, und sagt: „A wos, i brauch' koane Oah, dö gebts der kloan Dirn vom Schabaua. I find' ma scho was

chträg-  
n Tage  
gingen  
es aus-

en Ge-  
n. Jetzt  
er be-  
unfere  
ng, bei-  
Hafer  
pt vom  
ufchrei-  
n lassen  
Gebens  
längst

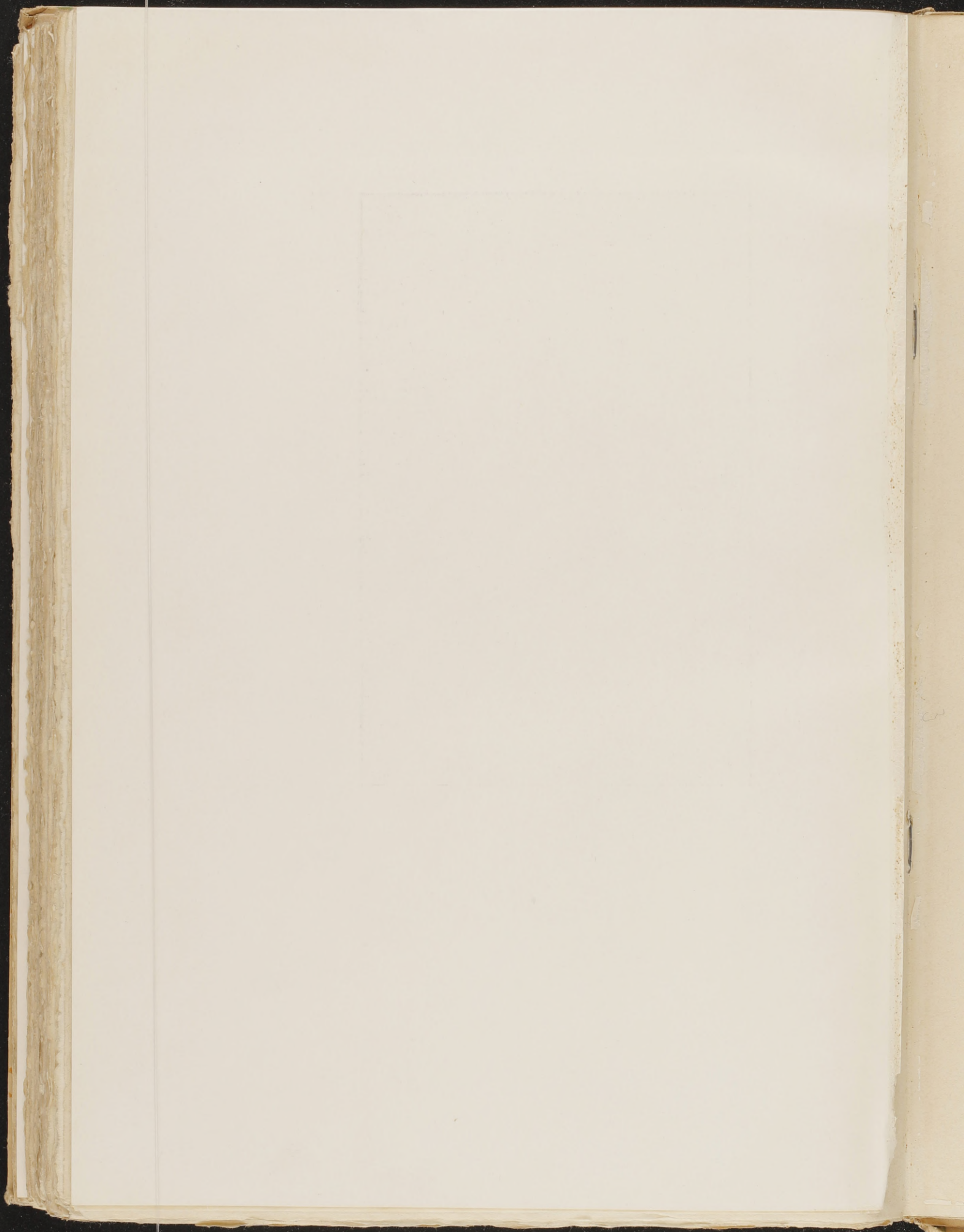
st seine  
nd als  
sg ge-  
hm an,  
m seine  
dieses  
Datriot,  
mager  
r sehen,  
uch der  
men je

er was  
ren den  
ch aber  
rte jede  
brauch'  
ho was



„Da muasch da Boda hiaß a wo dabei sein.“

„Da muasch da Boda hiaß a wo dabei sein.“



aners.“ Dafür hat er aber auch vom Dati, vom Schachner, nachdem der das dritte Mal verwundet nach Hause gekommen ist, an neuchen Spenser und Samslederne kriegt. Und die Schachnerin hat während der sieben Monate ihres Alleinseins am Hofe, wie der Mann im Felde, in Rußland und im Spital war, nicht nur Haus und Hof, sondern auch sich und den kleinen Steffl beschützt und nie einen Mucksjer oder eine Klage laut werden lassen.

Wenn ich allein im Winter oben am Haus war, da hat sie mir Gesellschaft geleistet, wie sonst der Schachner, hat über die Wirtschaft geredet und rapportiert. Sie und da ist dann ein tiefer Seufzer, ganz verstohlen, nicht zu unterdrücken gewesen, entweder von ihr oder von mir, und dann haben wir eine Weile nichts geredet, bis wir wieder darüber hinweggekommen sind und uns klar waren, daß wir jetzt hier auch *Seine* Arbeit, Schachners Arbeit, nur durch Arbeit, nicht durch Sinnieren ersetzen müßten. Jetzt ist er ja wieder oben auf dem Hause, der Schachner mit drei Schüssen, die aber vernarbt sind, und hat ein Jahr Urlaub mit Pension. Ich gönne es ihm und ihr, vor allem dem Steffl, der ihm nicht von der Falten geht.

Was der kleine Kerl, der Steffl, alles weiß, wie er sich auskennt bei der Wasserleitung, bei den Obstbäumen, bei den Birnen, beim Anbau und beim Rühhalten, das ist bewundernswert. Ohne ihn hätte ich sicher, an den paar Sonntagen, die ich während der Kriegszeit am Haus oben war, nicht alles in Stand halten können. Und seine Ratschläge wurden ohne Murren und ohne Einwände von allen Dienstleuten anerkannt und befolgt. Ein philosophischer Praktiker. Ein Mensch, vorläufig noch klein, keine sechs Jahre alt, aber er hat das Zeug in sich.

Von den Hühnern bin ich *d a h e r* gekommen. Da kann ich gerade so gut zum armen Leimberger kommen. Der Jäger Georg Leimberger aus Rohr am Gebirge das war mein anderer Jäger. Herrgott, was hab' ich mit dem für göttliche, schöne Stunden im Wald und auf den Höhen zugebracht! Wie hat der die Natur und das Wild verstanden! Was und wie hat der erzählen können! Er hat unsere gute Röchin geheiratet, einen herzigen, kleinen Buben, den Franzl, bekommen, dann ist er als Pandsturmmanu eingerückt. In Kärnten hat er lange Monate die Grenze beschützen geholfen, gegen unsere Bundesgenossen a. D., die Raßelmacher. Dann bekam ich eines Tages eine Feldpostkarte aus Galizien von ihm, aus den Karpathen, und am nächsten Tage eine von seinem Freunde, einem Guttmannischen Jäger, der mit ihm im selben Unterstand

gewesen war, — daß Georg Leimberger, am 21. März 1915, bei einem Nachtpatrouillengang erschossen wurde, daß er ihn in den Unterstand zurück gebracht und ihn dort beerdigt habe. Da war's mir zum Weinen, aus Freundschaft, Mitleid und Zorn.

Wie viele Crattenbacher sind gefallen! Aus der Fabrik einige, aus dem Ort viele und aus den Gräben noch mehr.

Aber in Crattenbach wird nicht lange gefeiert. Was an brauchbarem Boden da ist, wird geackert und bepflanzt. Die Weiber helfen, alle Kinder schaffen, und so haben wir fast das zweite Jahr des Krieges überstanden. Wollen die fremdsprachigen Gesellen noch länger keinen Frieden, wir bringen's durch. Der Morgenbesser im Schlaggraben und seine gleichaltrigen Kollegen sind auf alles gefaßt. Die sind jetzt an die Fünzig und halten noch so manches aus. Bergbauern reden wenig, aber wenn's dazu kommt, weiß jede Hand, was sie zu tun hat, und Hitze vertragen sie so gut wie Kälte, Glut der Sonne, so wie tiefen Schnee. Schlechte Wege, spärliches Essen, das ist nichts Ungewohntes hier oben. Und wenn es sein muß, sind wir alle da.

XXXIV.

Nun glaube ich ziemlich von allem, was im Laufe der vier Jahreszeiten sich abspielte, in großen Umrissen ein Bild gegeben zu haben.



Kleine Verschiedenheiten gibts freilich in jedem Jahr. Im allgemeinen aber spielt sich in der geschilderten Art ab.

Von unserer Tätigkeit am Haus habe ich auch gesprochen. Es gäbe da zwar manches noch zu sagen. Plötzlich fällt's einem einmal ein, Scheibenbilder zu malen und dann hat man gerade selbst keine Zeit dazu und bittet den Freund Breitner, bei seinen Schülern welche zu bestellen. Und da ist schon eine ganz stattliche Anzahl zusammengekommen.

Wenn's regnet, kommen einem die merkwürdigsten Gedanken. Einmal paßte uns das Pianino aber schon ganz und gar nicht zu unserer bäuerlichen Umgebung. Am gleichen Tage haben wir's mit vieler Ausgelassenheit und vielem Lachen richtig volkstümlich gemalt. Ein anderes Mal sehen wir beim Durchsehen der Rumpelkammer, daß die schön geschnittene alte Kirchenbank noch keine Verwendung gefunden hat. Man mißt nach, sucht im Hause nach einem Platz und zimmert die Gesichte dann unter Aufgebot sämtlicher verfügbarer Arbeitskräfte, Kinder zählen doppelt, weil sie fortwährend im Wege stehen, zusammen. Sind Gäste da und das Fleisch ist rar, so wird eine Gäste- und Rinder-Arbeiterkolonne zum Forellensfang detachiert. Nach mehrstündigem Warten erhalten wir dann und wann die nötige Zahl von Fischen. Aber lustig ist's dabei gewesen, und das war die Hauptsache.

Im Herbst, wenn unsere kleinen Bergkirschchen reif und schwarz zu Millionen an den Bäumen hängen, trommeln wir die Nachbarkinder zusammen und halten große Kirschenernte.

Bei schönem Wetter werden Sträuße gepflückt, die je nach der Jahreszeit aus Orakelblumen, Mohn und Kornblumen, aus Fingerhut, Alpenrosen, blauem, hohem Enzian, aus roten Ebereschbeeren oder Haidekraut in vielen Vasen und Krügen jedes Zimmer schmücken. Die letzten Buschen des Jahres, aus kleinem blauem, aus hellvioletterm Enzian, aus wilden Stiefmütterchen, roten Hetscherpetschen und Essigbeeren (Berberitzen) zusammen mit gelben Lärchenästen stehen geduldig in den Krügen, den ganzen langen Winter über. Erst wenn die Fliegen zwischen den Fenstern zu neuem Leben erwachen, schlaftrunken und schwach, ganz wahl- und ziellos gegen die Scheiben torkeln, dann werden sie ersetzt, die guten, treuen Blumen, durch neue dunkelrote Erika und süßduftenden Seidelbast.

Das Frühjahr kommt! Jetzt fürchte ich keinen Mangel an Blumen mehr. Jetzt schwelgt wieder ihr alten Krüge mit eurem neuen lieben Inhalt! Die Einteilung des Jahres auf Fauna und Flora zu stellen, das

halte ich für die einzig richtige Art. Mit Mathematik kommt man ge-  
nauer, mit Liebe zur Natur aber nicht schlechter, und jedenfalls schöner  
durch die Welt. Und darauf kommt es an. Liebe zur Schönheit ist Liebe  
zur Natur, Natur und Ewigkeit gehören zu einander und wo beginnt die  
Ewigkeit? Am End der Welt, in Trattenbach für mich — für uns.



ematik kommt man ge-  
e, und jedenfalls schöner  
zur Schönheit ist Liebe  
nder und wo beginnt die  
ir mich — für uns.



Aus der ersten Topo

man ge-  
schöner  
ist Liebe  
ginn die  
uns.



Aus der ersten Topographie des Landes Niederösterreich, 1826.



Reliefkarte von Trattenbach nach dem Originalmodell des Verfassers.

